



LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

1976/77

LANDSBERGER
GESCHICHTSBLÄTTER
1976/77

75.–76. Jahrgang

**Umschlagbild: Pfarrkirche Walleshausen mit Pfarrhof
Foto: Bernhard Müller-Hahl**

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

1976/77

*Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech*

4. Sammelband

MITARBEITER

Dannheimer Hermann, Dr., Landeskonservator, Prähistorische Staatssammlung, 8000 München 22, Lerchenfeldstraße 2
Fried Pankraz, Dr. phil., Professor für Bayerische Landesgeschichte an der Universität Augsburg, 8900 Augsburg, Alter Postweg 101
Fiedler Rolf, 8910 Landsberg a. Lech, Karolinenstraße 1
Huber Anton, OstR, 8910 Landsberg a. Lech, Schanzwiese 34
Kraus Karl, Kaufmann, 8870 Günzburg a. d. Donau
Lichtenstern Anton, OstR, 8910 Landsberg a. Lech, Münchener Straße 9
Wilhelm Neu, Dipl.-Ing., Holzhausen a. A.
Pflanz Eduard, Kaufmann, 8910 Landsberg a. Lech, Vorderanger 274
Stechele Georg, Bauer, 8911 Thaining
Steinbrecht Alexander, 8919 Utting
Vogt Ernst, 8919 Neugreifenberg, Windacher Straße 6

Herausgeber: Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V.

Schriftleitung: Anton Huber

Druck: Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die jeweiligen Verfasser verantwortlich

Vorwort

Wenn der Historische Verein für Stadt und Kreis Landsberg am Lech den fälligen Doppelband mit etwas Verzögerung vorlegt, so darf man es dem 75jährigen Jubilar nicht verübeln, wenn er nicht mehr die Frische zeigt, mit der er vor 75 Jahren zum ersten Mal erschienen ist. J. J. Schober, königlicher Reallehrer und Stadtarchivar, hat 1902 zum ersten Mal die Landsberger Geschichtsblätter in das Land flattern lassen, die sich seither großer Beliebtheit erfreuen.

Es ist zu begrüßen, daß man in diesem Jubiläumsband einen Heimatfreund, einen Sammler, Forscher und Artikelschreiber besonders würdigt und sein schriftliches Werk zusammengestellt, Heinrich Welz von Walleshausen.

Professor Dr. Pankraz Fried hat in liebevoller Kleinarbeit alles zusammengetragen, was er über den verdienstvollen Heimatforscher auffinden konnte. Dieser ziemlich umfangreiche Teil der Landsberger Geschichtsblätter-Jubiläumsausgabe soll auch als Festschrift und Ortschronik von Walleshausen eigens erscheinen. Wir sind dankbar, daß es auch auf dem Dorfe an ihrer Heimat interessierte Frauen und Männer gibt, die noch die Muße und das Geschick haben, das aufzuschreiben, was sie in ihrer Jugend erlebten, was sie hörten von ihren Lehrern, Pfarrern, Großeltern und Eltern.

So sind in den letzten Wochen und Monaten immer wieder Beiträge eingegangen, die wir mit in diese Jubiläumsausgabe nehmen wollten. Dadurch ist dieser stattliche Band möglich geworden.

Dank sei allen Mitarbeitern gesagt, die bereit waren, zusätzliche Arbeit auf sich zu nehmen. Herzlicher Dank gilt auch jenen, die durch ihren Mitgliedsbeitrag die Druckkosten mitfinanzieren.

Anton Huber, 1. Vorsitzender

Grußwort des Oberbürgermeisters



Im Jahre 1902 hat der damalige Stadtarchivar Johann Josef Schober die „Landsberger Geschichtsblätter“ ins Leben gerufen. Sein Ziel war es, das Interesse für die Heimatgeschichte zu wecken und zu fördern, auf die Kunstdenkmäler und den Gewerbefleiß hinzuweisen sowie über bemerkenswerte Ereignisse aus Vergangenheit und Gegenwart zu berichten und sie für die Zukunft zu registrieren. Seine Idee hat auch nach 75 Jahren, in einer Zeit, in der Heimatverbundenheit und Traditionsbewußtsein wieder mehr in den Vordergrund rücken, mehr denn je ihre Berechtigung.

Der Historische Verein für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech darf stolz darauf sein, die „Landsberger Geschichtsblätter“ über diese lange Zeit im Sinne des Begründers fortgeführt und inhaltlich so gestaltet zu haben, daß sie sowohl die ungeteilte Anerkennung der anspruchsvollen Fachwelt finden als auch den Laien begeistern können. Durch die zweigleisige Erscheinungsweise — seit sechs Jahren werden die Beiträge nicht nur in der Zeitung, sondern auch als Sonderdruck veröffentlicht — wird eine breite Leserschaft angesprochen und die Überlieferung an weitere Generationen erleichtert.

Als Oberbürgermeister der geschichtsträchtigen Stadt Landsberg a. Lech weiß ich die Verdienste des Historischen Vereins um die „Landsberger Geschichtsblätter“ besonders zu würdigen und möchte das 75jährige Jubiläum dieser ausgezeichneten Publikation zum Anlaß nehmen, meinen besonderen Dank auszusprechen. Allen Mitarbeitern wünsche ich weiterhin viel Freude an ihrer selbstgestellten Aufgabe, die uns allen zum Nutzen gereicht.

Den Begründer der „Landsberger Geschichtsblätter“ hat der Stadtrat der Stadt Landsberg a. Lech im Jubiläumsjahr 1977 durch die Benennung der „Schoberstraße“ geehrt.

Hanns Hamberger, Oberbürgermeister



Pfarrkirche Walleshausen

Grußwort des Landrats



Es ist mehr als angebracht, des 75jährigen Jubiläums zum erstmaligen Erscheinen der „Landsberger Geschichtsblätter“ zu gedenken. 1902 erschien das erste Blatt im Verlag Georg Verza, Landsberg, um 10 Pfennige, unter dem Herausgeber Reallehrer Schober an der Landsberger Präparandenschule, der Vorläuferin der Lehrerbildungsanstalt, die dann nach Pasing verlegt wurde. Auf die damalige Frage „Was wollen diese Blätter?“, war die Antwort sehr umfassend: das allgemeine Interesse für die Geschichte unserer Heimat wachzurufen und zu fördern, die Kenntnis von der Vergangenheit zu schildern und von allen Begebenheiten zu erzählen, schließlich auch die Gegenwart festzuhalten. Bei der Fülle an Zeugen der Vergangenheit, der geschichtlichen Ereignisse, der Urkunden und Schriften und der vielen Kulturdenkmäler in unserem Raum, war dies ein großes Unterfangen. Heute können wir bestätigen, es ist gelungen. Vieles wäre inzwischen verlorengegangen, wenn es nicht noch rechtzeitig festgehalten worden wäre.

Die „Landsberger Geschichtsblätter“ sind auch keine Eintagsfliege geblieben, wie manche befürchteten. Im Jahr erschienen im Durchschnitt 12 Nummern und 1919 kostete das Stück immer noch 10 Pfennige. Nach 18 Jahrgängen verabschiedete sich der Stadtarchivar Schober, da die Ungunst der Zeitverhältnisse die Weiterführung dieser Blätter unmöglich machte.

Nach zweijähriger Pause übernahm Herr Pfarrer K. Emmerich, Schuldekan von Unterfinning, 1924 die Schriftleitung, fand Unterstützung bei Pfarrern und Lehrern, von Bezirksoberramtmann Adam, vom neuen Stadtarchivar Adalbert Maier und von dem damals jungen Redakteur des Oberbayerischen Generalanzeigers Paul Winkelmayer.

Pfarrer Emmerich war zwar ab 1926 nach Huglfing versetzt, er blieb aber Landsberg doch treu bis 1936. Nun übernahm der im zweiten Weltkrieg ge-

fallene Lehrer Hans Frank von Stadl die Schriftleitung und hat auch die wertvolle Biographie über Stadt und Kreis zusammengestellt.

Das letzte Vierteljahr von 1939 hatte anstelle des zu den Soldaten gerufenen Frank Herr Paul Winkelmayr bearbeitet und verkündete mit der Dezember-Nummer von 1939, daß die Blätter bis zum Kriegsende eingestellt bleiben.

Lehrer Frank kam Ende 1940 überraschend als Soldat zurück und brachte trotz der schwierigen Zeit bis Anfang 1941 nochmals 12 Ausgaben heraus. Dann trat endgültig Stillstand ein bis 1948. Das Erscheinen hing jeweils von der Gunst der Zeitung ab und deshalb schlug ich schon damals mit meinem Amtsvorgänger Dr. Gerbl vor, das „Landsberger Geschichtsblatt“ regelmäßig mit dem Amtsblatt des Kreises erscheinen zu lassen. Dies scheiterte, weil der Herausgeber Winkelmayr ja gleichzeitig Redakteur der Zeitung war. Die Misere wurde noch größer, als die Neumeyer-Zeitung in der Augsburger Allgemeinen aufging.

Es ist erfreulich, daß nun unter der neuen Führung des Historischen Vereins von Herrn Oberstudienrat Anton Huber die „Landsberger Geschichtsblätter“ neuen Aufschwung erlebten, so daß ich mir die letzten Jahrzehnte der Entwicklung erspare.

Der Kreis und ich persönlich sind auch für andere Heimatschriften, wie Lech-Isar-Land usw., jederzeit aufgeschlossen und für Mitarbeit wie auch finanzielle Unterstützung bereit und ich möchte nur wünschen, daß die nächsten 25 Jahre unsere Geschichtsblätter noch reicher und schöner werden. Allen bisherigen Helfern sage ich herzlichen Dank und den künftigen Gestaltern möchte ich volle Unterstützung angedeihen lassen.

Bernhard Müller-Hahl, Landrat



In memoriam Wendelin Drexel

Geboren am 4. 11. 1898 im Emmenhausen (Kreis Kaufbeuren).

Gestorben am 25. 6. 1976 im Alter von 77 Jahren, versehen mit den hl. Sakramenten der Kirche.

Beerdigt am 29. 6. 1976 im alten Friedhof durch Herrn Stadtpfarrer Beißer.

Ansprache beim Beerdigungsgottesdienst.

Zu den Lebensdaten von Herrn Drexel: Geboren in Emmenhausen, aus seiner Ehe entstammen ein Sohn und eine Tochter; 1971, kurz vor Weihnachten, verstarb seine Gattin. Bis zu seiner Erblindung 1953, die eine Folge des Krieges war, war er in der Marien-Apotheke als Apotheker tätig.

Herr Drexel war über 20 Jahre körperlich blind; nach dem Tode seiner Gattin war es für ihn äußerst schwierig, mit seinem harten Schicksal fertig zu werden. In der Person von Frl. Zell fand er einen Menschen, der bis zuletzt — gerade auch in den letzten Monaten seines schweren und schmerzvollen Leidens — selbstlos und aufopfernd Herrn Drexel gepflegt und umsorgt hat. Ihr sei dafür aufrichtig gedankt.

Am offenen Grab von Herrn Drexel wird heute aus berufenerem Mund, als ich es vermag, zum Ausdruck kommen, was Herr Drexel trotz seines harten Lebensschicksals für viele Menschen, Gruppen und Vereine, Positives und vor allem auch in sozialer Hinsicht gewirkt hat. Seine körperliche Blindheit machte ihn nicht blind für fremde Not, sondern sehend für die leidvollen Schicksale vieler Menschen — besonders durch seine aktive Tätigkeit beim VdK und darüber hinaus.

Meine Lieben! Damit sind wir überhaupt bei der entscheidenden Frage, wie Herr Drexel mit seiner körperlichen Blindheit fertig wurde und was er daraus machte.

Viele Landsberger erinnern sich wohl, wie er gerade in der Zeit seines Blindseins sich eine menschliche Sensibilität aneignete, die in einem tieferen Sinn ihn sehend machte für religiöse und besonders für künstlerische Werte,

Für viele sind wohl unvergeßlich seine Reiseberichte und Kunstführungen, die er in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein Landsberg häufig gab, wie er mit einer erstaunlichen Genauigkeit und Anschaulichkeit besonders von Kirchen und ihren Ausstattungen berichtete — so wie wenn er sie selber mit eigenen Augen gesehen hätte. Ich weiß aus meinen erst kurzen persönlichen Begegnungen mit ihm, wie er sich lebhaft interessierte gerade für unsere Landsberger historisch und künstlerisch hochbedeutsamen Kirchen und wie in allen Gesprächen ein umfassendes Wissen zum Vorschein kam.

Und nicht nur im Bereich von Kunst und Geschichte war er in einem tieferen Sinn ein Sehender, sondern vor allem auch im Bereich des Religiösen und des Glaubens. Ich erinnere mich an eines meiner letzten Gespräche, das ich mit Herrn Drexl führen konnte: wie er über die Dinge des Religiösen und auch über seinen Tod, den er kommen sah, mit einer Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit sprach, was zeugt von einer starken geistigen und religiösen Persönlichkeit. Er hat wohl verständlicherweise ob seines harten Lebensschicksals mit seinem Herrgott gehadert, er hat aber dennoch diesem Gott und seiner Kirche konsequent die Treue gehalten und letztlich doch sein Ja gesagt zum Willen Gottes. Im Evangelium dieser Totenmesse habe ich die Geschichte von dem Blinden Bartimäus von Jericho vorgelesen, jener Bartimäus, der erst in der Begegnung mit Jesus Christus sehend geworden ist für die Wirklichkeit und das Heil Gottes. Leid und Krankheit und vor allem körperliches Blindsein können menschenfremd machen und an Gott verzweifeln lassen, sie können aber auch, wie beim blinden Bartimäus — und wir dürfen es mit vollem Recht auch von Herrn Drexl sagen — hellhörig, sensibel und sehend machen für letzte Wirklichkeiten. Er hat in seinem Leben wahr gemacht, was einmal der französische Dichter Saint Exupéry sagte:

„Man sieht nur mit dem Herzen gut —
das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“.



Apotheker Wendelin Drexel war im Historischen Verein bis zuletzt aktiv: die Aufnahme — es dürfte eine der letzten sein — wurde im Januar 1976 während einer Vorstands- und Ausschusssitzung gemacht.

Sie zeigt links am Tisch sitzend den am 26. 6. 1976 verstorbenen zweiten Vorsitzenden des Vereins.

Im Vordergrund erhält Ernst Adolf vom ersten Vorsitzenden ein Buch überreicht, als Dank für die zahlreichen fotografischen Dokumentationen über die verschiedenen Fundstellen im Landkreis.

Mitgliederübersicht für die Jahre 1976 und 1977 :

Mitgliederstand vom 1. Januar 1975:	249 Mitglieder
im Jahre 1976 sind verstorben oder weggezogen:	<u>9 Mitglieder</u>
	240 Mitglieder
im Jahre 1976 sind eingetreten:	<u>30 Mitglieder</u>
Mitgliederstand am 31. 12. 1976:	270 Mitglieder
Mitgliederstand am 1. Januar 1977:	270 Mitglieder
im Jahre 1977 sind verstorben oder weggezogen:	<u>5 Mitglieder</u>
	265 Mitglieder
im Jahre 1977 sind eingetreten:	<u>18 Mitglieder</u>
Mitgliederstand am 31. 12. 1977:	283 Mitglieder

Vorstandschaft

des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V.
8910 Landsberg a. Lech, Schanzwiese 34, Telefon 0 81 91 / 15 76

1. Vorsitzender: Anton Huber
2. Vorsitzender: Franz Sepp
Schriftführer: Anton Lichtenstern
Kassier: Franz Weishaupt
Ausschußmitglieder: Oberbürgermeister Hanns Hamberger, Landrat Bernhard Müller-Hahl, Büglmeier Konrad, Dengler Franz, Hagenbusch August, Hillenbrand Walter, Huschka Franz, Kolb Anton, Kuissel Anton, Münzer Klaus, Neu Wilhelm, Rahm Rudolf, Streicher Franz.

Ehrentafel

Wegen ihrer großen Verdienste um den Historischen Verein während ihrer langjährigen Mitgliedschaft wurden folgende Herren bei der Jahresversammlung zu Ehrenmitgliedern ernannt und ihnen die neugestaltete Ehrenurkunde überreicht.

Büglmeier Konrad	Sepp Franz
Kuissel Anton	Suppmann Anton
Pflanz Eduard	Weishaupt Franz

Unsere Toten 1976 und 1977

Anna Erhard	Hausfrau
v. Schnurbeln Gottfried	Arzt
Hans Trampisch	Rentmeister i. R.
Max Elling	Oberstudiendirektor i. R.
Wendelin Drexl	Apotheker i. R.
Ursula Liebe	Hausfrau
Hans Bauer	Landwirt
Anna Maurer	Hausfrau
Rudolf Schiele	Stadtpfarrer i. R.

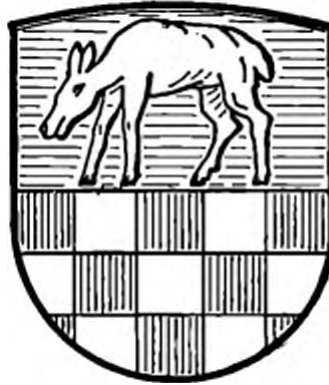
R.I.P.

WALLESHAUSEN

Lechrainer Heimat im oberen Paartal

*Heimatkundliche Beiträge
von Heinrich Welz*

*Als kleine Walleshausener Chronik
herausgegeben
von Pankraz Fried*



Das Wappen von Walleshausen, jetzt Gemeinde Geltendorf

Das Bayerische Staatsministerium des Innern hat am 15. 4. 1965 die Zustimmung zur Führung eines eigenen und geschichtlich begründeten Wappens durch die Gemeinde Walleshausen erteilt, wie vom Verfasser ausgearbeitet:

„Geteilt; oben in Blau eine silberne Hirschkuh, unten geschachtet von Rot und Silber.“

Die Gemeindefahne ist blau-weiß-rot.

Nach verschiedenen Bodenfunden war die Anhöhe zwischen den Moosen des Paartales schon 2000 v. Chr. besiedelt. Schon 912 n. Chr. sind Güter in „Wagilineshusen“ für das Kloster Wessobrunn beurkundet. 1461 erwirbt das Kloster Polling diese Pfarrei und baut 1466 die wunderschöne Marienkirche und 1710 den herrlichen Pfarrhof. Von diesem Kloster stammt der obere Teil des Wappens, namentlich aus der Legende, daß eine Hirschkuh das Kreuz aus dem Boden kratzte, an dessen Stelle dann das Kloster errichtet wurde. Die Herren von Warbern, ab 1190 urkundlich erwähnt als bedeutendstes Geschlecht in der Gemeinde, führten als Wappen das in der unteren Hälfte des Gemeindegewappens aufgenommene Schachbrett rot-weiß. Zur Gemeinde gehörten noch die Ortsteile Petzenhofen und Unfriedshausen.

Beschreibung und Zeichnung von Bernhard Müller-Hahl

Heinrich Welz und seine Lechrainer Heimat

Von Pankraz Fried

Die Geschichte unserer Lechrainer Heimat ist so reich und vielfältig, daß sie im Grunde ständiger Erforschung und Darstellung bedarf. Dies könnte in einem einzigen großen Werk geschehen — doch bleibt dieses meist nur Torso, Bruchstück. Selbst dem Historiker von Format des Begründers der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, dem kurfürstlichen Hof- und Bergrat Johann Georg von Lori, einem gebürtigen Wirtsohn aus dem Lechrain bei Steingaden, ist nur ein einziger Urkundenband zur Geschichte des Lechrains gediehen, zur Darstellung ist er nicht mehr gekommen.¹ Und auch die goldene Chronik von Hohenschwangau aus der Feder des Josef Freiherrn von Hormayr-Hortenburg, der Loris Urkundenband 1842 fortsetzen und ergänzen wollte, ist nur zu einer Urkundenregesten-sammlung geworden.² In der Volkskunde hat Freiherr Carl von Leoprechting auf Schloß Pöring bei Landsberg mit seinen „Erzählungen aus dem Lechrain“ und der Schilderung des „Bauernjahres“ ein einmaliges Denkmal gesetzt (1855).³ Der große Bayerische Essayist Josef Hofmiller hat sie neu entdeckt und zu Ostern 1924 mit einem Vorwort der Öffentlichkeit übergeben. Er schrieb, der Umstand, daß das Buch seit langem vergriffen war, hätte es allein nicht gerechtfertigt, es neu aufzulegen. „Aber der ‚Lechrain‘ ist“, so schreibt er, „nicht nur inhaltlich von einem Reiz, sondern vor allem auch sprachlich von Urwüchsigkeit, daß er trotz seines bescheidenen Umfanges, mit zum kostbarsten der deutschen Heimatbücher überhaupt gehört. Wie glücklich wären wir, hätten wir über alle wichtigeren deutschen Gaue Einzeldarstellungen wie diese, eine Fundgrube sowohl für den volkskundlichen Forscher, wie ein Brunnen der Freude für den einfachsten ungelehrtesten Leser!“ Hofmiller

konnte damals noch nicht ahnen, daß der 1973 verstorbene Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Universität München, Otto Reuther, in seinem 1935 erstmals erschienenen „Goggolore“ dem Lechrainer Volkstum ein neues literarisches Zeugnis hinzufügen sollte.⁴ Reuther hatte als Sohn des Direktors des königlich bayerischen Stammgestüttes Achsel-schwang am Lechrain das Licht der Welt erblickt und dort seine Kindheit und Jugend verbracht. Seine Anhänglichkeit an die Heimat, der er zeitlebens die Treue hielt, beflügelte ihn zu seiner einfühlsamen Schilderung der lechrainisch-altbayerischen Volkssage vom Goggolore. Bernhard Müller-Hahl ist es schließlich nach dem Kriege gewesen, der in der von ihm begonnenen Reihe „Unsere Heimat am Lechrain“ zahlreiche Ortsgeschichten publizierte, die er schließlich zu dem von ihm herausgegebenen Heimatbuch des Landkreises Landsberg abrundete (1966). Unsere Aufzählung der Bemühungen um Forschung und Schilderung von Lechrainer Kultur und Geschichte wäre unvollständig, würde man nicht an die inhaltsreichen Bände und Hefte der Historischen Vereine des Lechrains erinnern, an die Landsberger Geschichtsblätter, an die Publikationen des ehemaligen Heimatpflegers von Oberbayern Sigfrid Hofmann, der uns einen der einflussreichsten Essays über „Altbayern, Lechrainer, Schwaben“ in dem von ihm redigierten Jahrbuch Lech-Isar-Land⁵ aus der Sicht seiner lechrainischen Heimat in Schongau und Steingaden geschenkt hat. Nicht zu vergessen ist natürlich in diesem Zusammenhang das Werk des engagierten Heimatforschers und Lechrainer Mundartforschers Dr. Bruno Schweizer aus Dießen am Ammersee, der seinerzeit die Zeitschrift „Lech-Isar-Land“ begründet und den altertümlichen lechrainischen Dialekt aufs

genaueste erforscht und sprachgeschichtlich ausgewertet hat. Nicht zuletzt ist das Bemühen der Kunstgeschichte und Denkmalpflege um die Bewahrung Lechrainer Eigenart und Kultur zu erwähnen: Wilhelm Neu ist als Kreisheimatpfleger in seiner stillen, unaufdringlichen, doch nicht minder tatkräftigen Art überall zugegen, wo es gilt, Einmaliges, Unwiderbringliches dieser Lechrainer Bauernkultur vor dem drohenden Verfall zu retten. Ihm verdanken wir auch die Konzeption der Kreisheimatstube in Riederau, des „Lechrainer Bauernhausmuseums“, wie man es vielleicht noch besser nennen könnte, das der Landkreis und sein heimatlich interessierter Landrat ermöglicht hat.

Bei diesem kurzen Überblick mußten viele Heimatforscher und Gelehrte ungenannt bleiben, die sich schon einmal mit der Geschichte des Lechrains befaßt haben; es ist versucht worden, in dem von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Historischen Atlas der Landkreise Landsberg und Schongau“ die wichtigsten Quellen und die bedeutsamste Literatur zusammenzustellen.⁴ Im Herzen schwebt dem Initiator dieses Bändchens als Lebenswerk vor, eine Geschichte seiner lechrainischen Heimat mit seiner großen welfischen, andechsischen und staufischen Vergangenheit im Mittelalter zu schreiben, — jenes eigenständigen Grenzstreifens zwischen Bayern und Schwaben mit dem starken tirolisch-südbayerischen Einschlag südlich der alten Reichsstadt Augsburg, zwischen den Tälern des Lechs auf der einen, und der Paar und der Ammer auf der anderen Seite. Es ist dies der engere, altbayerische Lechrain, neben dem es auch noch den weiteren, größeren gibt, den Lori im 18. Jahrhundert im Auge hatte: das schwäbisch-bayerische, im Kern ostalemannische Grenzgebiet zu beiden Seiten des Lechs, von seinem Austritt bei Füssen aus dem Gebirge bis zu seiner Mündung in die Donau bei Rain am Lech. Ein Gebiet, zu dem auf der bayerischen Stam-

messeite auch die heute schwäbisch gewordenen altbayerischen Landkreise Aichach — Friedberg mit der Stammburg Wittelsbach und dem Welfenkloster Altomünster gehören, und auf der schwäbischen Seite die ehemaligen Herrschafts- und Verwaltungsbezirke des Hochstifts Augsburg —, also das Gebiet der heutigen Großlandkreise Donau-Ries, Augsburg und Ostallgäu.

Große Pläne reifen vielfach im Verborgenen; sie bedürfen unzähliger, immer wieder neu zurechtgehauener Bausteine, um dereinst zu einem großen Werk zusammengefügt zu werden. Oft ist es das Schicksal dieser wertvollen Eck- und Bausteine, daß sie nie gedruckt, nie zu einem Buch zusammengefügt werden und damit wieder verloren sind. Dies ist ein Grund, dieses Bändchen herauszubringen, mit Beiträgen, die sowohl populär wie auch wissenschaftlich sind, um so Steine für ein größeres Mosaik zu liefern, das später den vollen farbigen Abglanz der Lechrainer Geschichte und Kultur widerspiegeln soll. Der Wissenschaftler wird dabei um Nachsicht gebeten, wenn er in einzelnen Aufsätzen viel Volkstümliches und Heimatkundliches findet, das nicht unbedingt nach exakten wissenschaftlichen Methoden gearbeitet ist; der heimatbegeisterte Laie möge sich nicht daran stoßen, wenn der eine oder andere Beitrag trockene historische Forschung bringt, die für die Seriosität der Heimatforschung aber eine dringende Notwendigkeit ist.

☆

Dieses Bändchen soll einem Mann ein Denkmal setzen, dem der Verfasser dieser Zeilen als seinem Onkel zu besonderem Dank verpflichtet ist, weil er ihn als kleines Studentlein in vielen Stunden in der alten klappernden Mühle in Walleshausen für die Heimat und seine Geschichte begeistert hat. Die Schrift enthält kleine heimatkundliche Beiträge des Müllers, Bauern und Heimatforschers Heinrich Welz, der am 26. Oktober 1975 überraschend und viel zu früh verstorben ist. Seinen

65. Geburtstag konnte er am 15. Juli 1975 noch in voller Rüstigkeit im Kreise seiner Familie, der Walleshauser Dorfgemeinschaft und „seines“ Vereins, des Männergesangsvereins „Sängerhort“ Walleshausen feiern. Einige Monate später trug ihn eine große Trauergemeinde zu Grabe.

Die gemüthafte Liebe zur Heimat war dem einzigen Sohn der unteren Mühle in Walleshausen, wo er am 15. Juli 1910 das Licht der Welt erblickte, wohl als Erbgut seiner schwäbischen Eltern mit in die Wiege gelegt worden. Sie stammten aus dem schwäbischen Reilsenburg und dem lechrainischen Gangwolf bei Seestall. Was seine sinnlicherische, historisch-romantische Anlage weiter zur Entfaltung brachte, das war der historische Boden, auf dem der junge Heinrich aufwuchs: die alte Klostermühle des Augustinerchorherrenstifts Polling zu Walleshausen, dem bis 1803 die Pfarrei inkorporiert war; der schloßartige Walleshauser Pfarrhof, einst Sommersitz der Pollinger Propste, dessen letzter in Walleshausen begraben ist; die feingliedrige gotische und dann barockisierte Kirche zu Walleshausen und das nahe Schloß Kaltenberg. Kindheit und Jugend waren von harter Arbeit geprägt. Als seine Mutter in jungen Jahren starb, war er erst zwei Jahre alt. Sein Vater, ein eigengeprägter, durch und durch kirchlich und konservativ gesinnter Mann führte mit seinen 10 Kindern Mühle und Sägewerk allein weiter, durch die harten Zeiten des ersten Weltkriegs und der Inflation. Man ließ sich nicht unterkriegen; der junge Heinrich mußte das Zitherspiel lernen und in die Saiten greifen, wenn es dem alten Müller bisweilen schwer ums Herz wurde. Ende der zwanziger Jahre, 1928, ist dann die schwäbische Sangeslust in Heinrich Welz ganz zum Durchbruch gekommen: er trat zusammen mit gleichgesinnten Sangesfreunden dem von Hauptlehrer Franz Doll gegründeten Männergesangsverein „Sängerhort“ bei, der sich dann zu einem kulturellen Mittelpunkt Walleshausens weiterentwickeln soll-



Heinrich Welz

te. Inzwischen hatte Heinrich Welz auch das Orgelspiel gelernt, was ihn dann zum Organisten und Dirigenten des Walleshauser Kirchenchores werden ließ. Gesang zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen war eine Aufgabe, die ihn ein Leben lang nicht mehr losließ. Der Gesangsverein Sängerhort wurde aber auch zum Mittelpunkt vieler geselliger Veranstaltungen, Weihnachtsfeiern und vor allem von Theateraufführungen, wo sich das schauspielerische Talent von Heinrich Welz zeigte: die vielen Stücke, die er zusammen mit Xaver Mastaller inszeniert hat, sind nicht mehr zu zählen, ebenso nicht seine zahlreichen Gedichte, die er zu diesen Anlässen verfaßt hat — sie sind leider verloren. Zeit und Muße für seine Gedanken und Pläne reiften im klappernden Mühlwerk bei den Pausen, die dieses Handwerk zwischen den einzelnen Mahlgängen dem Müller ließ. Nach dem Tode seines Vaters 1935 hatte Heinrich Welz, der inzwischen die Müllermeisterprüfung

mit Erfolg abgeschlossen hatte, das elterliche Anwesen übernommen. Er hatte nun freiere Hand, der Geschichte seiner Heimat nachzuforschen, ohne dabei den goldenen Boden des Handwerks zu vernachlässigen. Er fand die Zeit, sich in die historische Vergangenheit seiner Mühle und seines Heimatortes aus alten Schriften, die im Pfarrhof und in der Schule lagen, einzulesen. Seine Kenntnis des Heimatschrifttums, vor allem der von ihm so geliebten „Landsberger Geschichtsblätter“ weckten in ihm die Lust, es selbst einmal mit der Feder zu versuchen. So ist es nicht zufällig, daß als erster Beitrag unter seinem Namen 1938 die Aufzeichnung eines alten Lechrainer Liedes in den Landsberger Geschichtsblättern erschienen ist.

Das „Schriftstellern“ über seine Heimat in Zeitung und Historischer Vereinszeitschrift sollte von nun an zu einer Beschäftigung werden, die ihn nicht mehr losließ. Als Ortschronist dokumentierte Heinrich Welz sorgfältig das gemeindliche und dörfliche Leben, worüber er auch immer wieder in der Tageszeitung berichtete. Er blieb aber nicht bei der Gegenwart stehen; wie es einst gewesen ist, das interessierte ihn mindestens ebenso, wenn nicht noch mehr. Am Anfang seiner historischen Bemühungen steht die Beschäftigung mit seinen eigenen Vorfahren. Die ursprünglich nur als private Aufzeichnung gedachte Schrift gefiel dem damaligen Redakteur der Landsberger Zeitung so gut, daß er sie 1942 in Fortsetzungen in der Tageszeitung erscheinen ließ. Wenn man die Ausgaben, in denen diese Beiträge erschienen sind, zur Hand nimmt, merkt man auf den ersten Blick, daß man sich schon mitten im Krieg befand; die letzten Seiten sind voll von Todesanzeigen mit dem eisernen Kreuz. Auch Heinrich Welz mußte 1942 seinen Müllerkittel mit der grünen Uniform der Gebirgsjäger vertauschen. Was er in diesen schweren Jahren, die ihn im Einsatz von Italien bis Südfrankreich sah, schreiben konnte, das waren Feldpostbriefe

mit viel hintersinnigen Bemerkungen und einem unverwüstlichen Humor, der ihn zeitlebens nicht verlassen und ihm viele Freunde gewonnen hat. Doch war Heinrich Welz alles andere als oberflächlich und vordergründig lustig: er besaß ein tiefes und empfindsames schwäbisches Gemüt; er brauchte immer wieder die Muße, das Musizieren, das Singen und Theaterspielen, um sich aufzuheitern.

Aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, widmete er sich wieder der dörflichen Gemeinschaft als Chordirigent und Organist, als Sanges- und Spielleiter, und in immer stärkerem Maße als Ortschronist und Heimatpfleger. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch gut an die Zeit, in der er als sechsjähriger Bub seit 1937 beim Onkel Unterricht im Zitherspiel in der großen, blau ausgemalten Müllerstube mit dem großen Kachelofen erhielt, in der er nach dem Kriege als kleines, neugieriges Studientlein einen Blick in die „heimnisvollen“ historischen Schriften, die im Mühlkammerlein lagen, tun durfte. Mein Onkel ermutigte mich damals schon zu kleinen selbständigen Unternehmungen, zu historischer Chronistentätigkeit, zur malerischen Ausgestaltung von Feldkreuzen und Kriegergedenktafeln in der Pestkapelle, ja sogar zum „Herrgottschnitzen“ — ein Marterl in meinem Häuschen in Wabern ist davon noch übrig geblieben. Heinrich Welz verdanke ich es, daß er die in mir schlummernde Anlage zum Historischen geweckt hat, eine Tätigkeit, von der ich damals noch nicht wußte, daß sie einst zu meinem Beruf werden sollte. In eigenartiger Verklärung liegen diese Jahre nach 1945, die ich als Student in den Ferien in meiner Heimat Wabern/Walleshausen verbringen durfte, zurück: ich empfand als Gymnasiast kaum die Schwere der Zeit, des Nachkriegs- und Flüchtlingselends. In Erinnerung ist nur die alte bäuerliche Haus- und Dorfgemeinschaft geblieben, die damals, in den fünfziger Jahren, ihre letzte, späte Nachblüte erleben soll-

te, bevor sie im Wirtschaftswunder-
taumel erstickt und ihr im Reform-
wahn der sechziger Jahre endgültig
auch vom Staat der Garau gemacht
wurde. Wer es selbst nicht erfahren
und miterlebt hat, kann heute nicht
mehr nachempfinden, in welchem
Maße Dorfgemeinschaft einen zu fes-
seln und zu verbinden vermochte, im
Guten vor allem durch die selbstver-
ständliche Hilfsbereitschaft, durch die
Zufriedenheit aller mit ihrem kleinen
Hab und Gut, durch die verbindende
Kraft der kirchlichen und dörflichen
Gottesdienste und Feste, die
noch ganz in das barocke Leben der
vorkonziliaren Zeit eingebettet wa-
ren. Die weniger schönen Seiten
mußte man allerdings auch in Kauf
nehmen: die unglaublich große Macht
der „Dorfmeinung“, der „Leute“, der
dörflichen Sozialkontrolle, vor der
sich viele Dörfler fürchteten und oft
sogar in die Anonymität der Groß-
stadt geflüchtet haben. Doch sind die-
se ungunstigen Dinge in der Erinnerung
verblaßt, geblieben ist das Anden-
ken an die Werte einer vorindustriellen
Dorfkultur, die im Landkreis
erst nach der Jahrhundertmitte von
der Technisierung angegriffen wor-
den ist, bis sie schließlich heute durch
Volltechnisierung, Reformwut auf al-
len Gebieten, vor allem auf dem Ge-
biet der Gemeindereform, wo sich
der Landkreis Landsberg in beson-
ders „rühmlicher“ Weise hervorge-
tan hat, ihren Untergang gefunden
hat. Rückschauend bedauert man
heute weniger den Verlust dieses
oder jenes unersetzlichen Denkmals
oder bäuerlichen Kulturgutes als den
Schwund des Geistes und Gemüts,
die diese Dorfkultur getragen haben,
das Verschwinden der Originalität
seiner Bauern, Dienstboten und
Handwerker, die es gestaltet haben.

„Die Leute waren früher, obwohl es
ihnen heute besser geht, hilfsberei-
ter und zufriedener“, — das sagte
mir schon in den sechziger Jahren
der alte Widenbauer von Walleshau-
sen auf meine Frage, ob er die heu-
tige oder die frühere Zeit als besser
ansehe.

Es ist bezeichnend und verständ-

lich, daß der historisch-sensible Hein-
rich Welz wie kein anderer diesen
Umbruch schon in den ausgehenden
vierziger Jahren spürte und zu mei-
ner Überraschung plötzlich — es war
in den Ferien des Jahres 1951/52 —
zur Errichtung einer Heimatstube
schritt, für die er einen alten Hüh-
nerstall umbaute. Ich selbst habe da-
mals am Vorbau mitgemauert und
die spitzwinkligen gotischen Fen-
ster, die mein Firmpate und „Säger-
onkel“ Ludwig Teufl eigens angefer-
tigt hatte, eingesetzt. Und dann ging
es ans Einrichten: der passionierte
Sammler Heinrich Welz hatte schon
Jahre zuvor altes bäuerliches Gerät,
das außer Mode und Gebrauch ge-
kommen war, gesammelt und aufbe-
wahrt. Er hielt dabei auch Kontakt
mit den Landfahrern aus Neuweil,
die ihm schon früh derartige Stücke
zubrachten. So ist seine vielgeliebte
„Paartaler Heimatstube“ in einer
Zeit entstanden, in der die meisten
Menschen vom Wirtschaftswunder
berauscht waren und nur ein mitlei-
diges, wenn auch oft verstehendes
Lächeln für den Heimatforscher üb-
rig hatten; es galt ja damals noch
das süddeutsch-bayerische „Leben
und Leben lassen“. Und danach durf-
te es, mußte es auch solche Leute
geben, wie es Heinrich Welz einer
war.

Heinrich Welz war ein eifriger Mit-
arbeiter der Mundartforschung und
lieferte zahlreiche Kostproben der
leider untergehenden Lechrainer
Mundart der „Kommission für Mund-
artforschung“ der Bayerischen Aka-
demie der Wissenschaften. Sie zeich-
nete ihn hierfür mit der Schmeller-
Medaille aus. Im dörflichen Bereich
suchte er die heimatliche Mundart
im Theaterspiel „salonfähig“ zu ma-
chen; in dieser Hinsicht könnte sein
Wirken der heutigen jungen Genera-
tion Vorbild sein im Bemühen, die
angestammte Mundart nicht ausster-
ben zu lassen.

Als er zur Mitarbeit am Heimat-
buch des Landkreises Landsberg auf-
gerufen wurde, verfaßte er einen
vielseitigen Beitrag, der leider nur
gekürzt erscheinen konnte.

In den letzten Jahren seines Lebens hat Heinrich Welz, der selbst unzählige Theaterstücke im Rahmen seines geliebten Gesangsvereins Sängerkhorst Walleshausen inszeniert hat, an der Verfassung eines eigenen Stückes für die Walleshausener Dorfbühne gearbeitet. Daß der Stoff dabei die Geschichte seiner engeren Heimat, Walleshausen und das obere Paartal, lieferte, war selbstverständlich. Oft hat er über die Schwere seines Vorhabens geklagt und zum Ausdruck gebracht, daß er es wohl nicht zu Ende bringe. Ich habe ihn aber immer wieder ermuntert, das Begonnene doch fortzusetzen. Erst nach seinem überraschenden Tode erfuhr ich, daß er das Werk tatsächlich vollendet hatte, betitelt: Dr. Wiguleus Hundt, der bayerische Staatskanzler auf Schloß Kaltenberg. Heinrich Welz war sich bewußt, daß er keine historisch getreue Wiedergabe der Verhältnisse des 16. Jahrhunderts bieten konnte; er wollte dies auch nicht. Was er uns in seinem Heimatspiel vermittelt, das sind seine Vorstellungen, die er aus dem Studium der Walleshausener Ortsgeschichte gewonnen hat und die er nun als lebendige Geschichte in Form eines Heimatspiels seinen Mitbürgern gleichsam als Vermächtnis überliefern wollte. Hinter den Personenrollen verbergen sich vielfach die Persönlichkeiten von Walleshauser Originalen seiner Jugendzeit. Vorbild war natürlich auch das bayerische Heimatstück, deren er so viele auf der Walleshauser Bühne aufgeführt hat. Heinrich Welz hat sie mit schwäbischer Hintergründigkeit eigenständig nachgestaltet. Wohl in keinem seiner anderen Beiträge kommt das Denken und Fühlen, die Gemütsstiefe und der hintergründige Humor, den er von seinen schwäbischen Müllerrahnen am Lech ererbt hatte, besser zum Ausdruck, als in diesem Theaterstück.

Schauplatz ist das Dorf Walleshausen und das benachbarte Schloß Kaltenberg zur Zeit des „Staatskanzlers“ Dr. Wiguleus Hundt, der die zentrale Figur des Heimatspiels bildet. Die

Handlung ist kurz zusammengefaßt folgende: In der Wirtsstube von Walleshausen unterhalten sich Bauern, als der Bruder von Wiguleus Hundt, namens Sebastian eintritt. Dieser führt einen lockeren Lebenswandel und hat ein uneheliches Kind von einer Walleshauserin mit Namen Donatus. Im zweiten Akt, der vor der Kirche spielt, erwarten die Bewohner von Walleshausen die Ankunft von Dr. Wiguleus Hundt, der feierlich begrüßt wird. Dr. Hundt eröffnet dabei den Walleshausern sein Gelübde: falls er wohlbehalten von dem bevorstehenden Türkenfeldzug zurückkomme, werde er der Pfarrei eine Wetterglocke stiften. Im darauffolgenden Akt, wieder in der Wirtsstube, findet eine Sitzung des „Gemeinderats“ von Walleshausen statt, auf der Dorfangelegenheiten behandelt werden. Wichtigster Punkt der Beratung ist die Ernennung von Dr. Wiguleus Hundt zum Ehrenbürger von Walleshausen, sobald er vom Ungarnfeldzug nach Hause kommt, um ihn an sein Gelübde zu erinnern.

Der vierte Aufzug spielt im Schloßhof von Kaltenberg. Dr. Hundt kehrt von Ungarn zurück und wird von seinem alten Vater begrüßt. Er erfährt, daß seine Mutter in der Zwischenzeit gestorben ist. Hundt erzählt von seinen Kriegserlebnissen. Dabei erhält er überraschend Besuch vom Glockengießermeister Steger aus München, der von seiner Nichte Anna Glocknerin aus Landsberg begleitet wird. Dr. Hundt hatte schon seit längerer Zeit ein Auge auf das hübsche Mädchen geworfen. Es wird der Guß der Walleshausener Wetterglocke besprochen. Dann nähert sich Anna Glocknerin; sie wird von Dr. Hundt liebevoll begrüßt. Eine Liebesromanze zwischen den beiden schließt sich im Schloßpark an. Schloßbedienstete, die die Gerichtssitzung vorbereiten, berichten, daß Dr. Hundt eine Magdalenenfigur aus Ungarn mitgebracht hätte, die er der Pfarrkirche in Walleshausen stiften wolle. Anschließend findet eine Gerichtsverhandlung im Schloß Kaltenberg statt, bei der Dr. Wiguleus Hundt seinen alten

Vater unterstützt. Am Schluß der Gerichtsverhandlung bringt ein Bote die Nachricht, daß Wiguleus' Bruder Sebastian in Rom gefallen ist. Von tiefem Schmerz getroffen, stirbt auch kurz darauf der Vater von Dr. Wiguleus Hundt. Der fünfte Aufzug spielt wieder im Garten des Wirtshauses von Walleshausen, in dem die Hochzeit von Dr. Wiguleus Hundt mit Anna Glocknerin von Landsberg stattfindet. Das Dorf bringt ihm Glückwünsche dar; der Jesuitenpater Petrus Canisius kommt, um dem Brautpaar zu gratulieren. Der letzte Akt handelt wieder im Dorfwirtshaus von Walleshausen. Geraume Zeit ist verstrichen. Dr. Hundt besucht seinen Heimatort und hört zum ersten Mal die von ihm gestiftete Glocke läuten. Dabei berichtet ihm Petrus Canisius, daß im Schloß Kaltenberg, wo die Pest ausgebrochen ist, seine geliebte Frau verstorben sei. Hundt klagt tief über den Verlust, findet jedoch Trost an einer Alabastermadonna, die er der Kirche stiftet. Ausklang des Heimatspiels bildet ein lebendes Bild: Vor dem Portal des Pfarrhauses von Walleshausen steht Dr. Hundt mit weißem Haar, in der Mitte der Primiziant Donatus Berghofer, das Kind seines Bruders, der den Primizsegen gibt, rechts Pater Petrus Canisius.

Wie schon ausgeführt, ist die Handlung erdichtet. Was an historischen Tatsachen zum Leben von Dr. Wiguleus Hundt angeführt werden kann, sei im folgenden kurz dargestellt. Wiguleus Hundt wurde am 22. Juli 1514 als 5. Sohn des Wiguleus Hundt von Lauterbach und dessen zweiter Gattin Anna, der Tochter Wolf Glockners, eines Beamten von Herzog Wolfgang zu Landshut, auf Schloß Kaltenberg bei Walleshausen geboren. Das Geschlecht der Hundt stammt aus dem salzburgischen Pinzgau und ist seit Anfang des 15. Jahrhunderts auf Schloß Lauterbach bei Dachau ansässig. Schloß und Hofmark Kaltenberg kam durch Heirat des Wiguleus Hundt, Sohn des Hans Hundt zu Lauterbach, 1469 in den

Besitz der Hundt, die beides bis 1612 innehatten.^a

Von seinem 10. Lebensjahr an (1524) studierte der junge Wiguleus Hundt die Grammatik zu Augsburg und zog dann, 16 Jahre alt, 1530 zum Studium an die Universität Ingolstadt. Er hörte dort vor allem juristische Vorlesungen, aber auch solche aus anderen Fächern. 1535 begab sich Wiguleus Hundt zum Studium an die berühmteste Hochschule der damaligen Zeit nach Bologna. Nach einem halbjährigen Aufenthalt zwang ihn ein Fieber zur Rückkehr in die Heimat. Hier erwarb er sich 1537 zu Ingolstadt den Doktorgrad des kaiserlichen Rechts. Mit 23 Jahren war er schon Professor; 1539 hatte man ihn zum Rektor gewählt. Im gleichen Jahre wurde er aber noch von Herzog Wilhelm IV. als Hofrat nach München berufen. In der Folgezeit diente Wiguleus Hundt als hoher Beamter unter den drei wittelsbachischen Herzogen Wilhelm IV., Albrecht V. und Wilhelm V. 1548 wurde Dr. Hundt zum Assessor am Reichskammergericht zu Speyer ernannt, wo er vier Jahre tätig war. 1552 ist er wieder im Hofrat unter Herzog Albrecht V. in München. Seine Tätigkeit bestand vor allem in diplomatischen Missionen und Aufträgen. 1576 ernannte ihn der Herzog zum Präsidenten des Hofrats, der die älteste oberste Gerichts- und Polizeibehörde des Landes bildete. Später wurde er wahrscheinlich noch in den Geheimen Rat berufen. Für seine Verdienste wurde ihm 1579 der Grafentitel verliehen. Aus Altersgründen trat Wiguleus Hundt 1582 als Hofratspräsident zurück. Er starb am 18. Februar 1588 in München, in seinem 75. Lebensjahr. Dort wurde er in der alten Franziskanerkirche beerdigt, die an der Stelle des heutigen Nationaltheaters stand.

Dr. Wiguleus Hundt ist nicht nur als hervorragender bayerischer Staatsmann, sondern auch als Geschichtsschreiber berühmt. Er gilt als der wohl bedeutendste bayerische Historiograph nach Aventin. Seine Hauptwerke sind eine bayerische Kirchengeschichte (Metropolis Salis-

burgensis) und das bayerische Stammenbuch, eine Genealogie altbayerischer Adelsfamilien. Die Verbindung von Dr. Wiguleus Hundt zum oberen Paartal ist durch seinen Geburtsort Kaltenberg gegeben, der bis 1940 in die Pfarrei Walleshausen gehörte. In der Pfarrkirche zu Walleshausen sind seine Eltern begraben, wie es der heute noch sichtbare Epitaph im Vorzeichen ausweist. Es ist sicher, daß der junge Wiguleus seine Kinderjahre auf Schloß Kaltenberg verbracht und die Gottesdienste in der Pfarrkirche zu Walleshausen besucht hat. Daß Dr. Wiguleus Hundt auch auf der Höhe seines Ansehens noch Verbindungen zur Pfarrkirche seiner Kindheit hatte, beweist die Tatsache, daß er 1553 eine Wetterglocke an die Pfarrkirche zu Walleshausen stiftete, die heute noch im Turm hängt.⁹ Die an diese Glocke sich rankenden Sagen haben noch eine dunkle Erinnerung an den „großen Hundt“ zu Walleshausen bewahrt. Auch die Magdalenenverehrung in Walleshausen kann vielleicht auf eine Initiative der Hundt'schen Schloßherren zu Kaltenberg zurückgeführt werden.¹⁰

Aus diesen historisch belegbaren Tatsachen hat Heinrich Welz sein romanhaftes Heimatspiel „Dr. Wiguleus Hundt, der bayerische Staatskanzler“ gestaltet. Sein gesamtes heimatkundliches Wissen aus der Ortsgeschichte Walleshausens ist in dichterischer Freiheit in das Heimatstück eingeflossen. Mit Ausnahme von Petrus Canisius stehen alle übrigen größeren Personenrollen, wie die Kapläne Ubald Gruber und Donatus Berghofer, die Ritter Caspar Waberer und Hermann Judmann sowie der Meister Steger in irgendeinem Zusammenhang mit der Walleshausener Dorfgeschichte; ihre zeitliche Einordnung ist im Heimatstück jedoch willkürlich. Die übrigen Personen sind, wie schon ausgeführt, lebenden Walleshausener Dorforiginalen nachempfunden oder aus historischen Berichten gestaltet, wie dies sicherlich beim Kirchmaier, Bauer und „Trunkenbold“ aus Pestenacker der Fall ist.

Das Stück hat also keinen An-

spruch auf historische Exaktheit. In vielem ist das Heimatspiel jedoch Quelle für die absterbende Dorfmentalität der vorindustriellen Zeit; Quelle auch insoweit, wie ein einfacher Bauer und Müller Geschichte sich angeeignet und über Geschichte gedacht hat. Es ist ein Vermächtnis von Heinrich Welz an seine geliebte Heimat im oberen Paartal.

Anmerkungen

- ¹ J. G. v. Lori, Der Geschichte des Lechrains zweyter Band, Urkunden enthaltend (1765).
- ² J. Frhr. v. Hormayr-Hortenburg, Die goldene Chronik von Hohenschwangau, 1842.
- ³ K. v. Leoprechting, Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde, 1. Teil: Erzählungen aus dem Volke, 2. Teil: Das Bauernjahr in seinen Festen und Gebräuchen, Lostagen und Lebensweisen. 1855. Nachdruck 1924 und 1947 in der Reihe „Bücher der Heimat Nr. 2 und 3; ferner 1975 unter dem Titel: „Bauernbrauchtum und Volksglaube in Oberbayern“ (Süddeutscher Verlag), 2. Aufl. 1977.
- ⁴ O. Reuther, Der Goggolore. Eine altbayerische Volkssage, 1935. Neuauflage 1963.
- ⁵ 1953 S. 154.
- ⁶ Erschienen 1971.
- ⁷ Manfred Mayer, Dr. Wiguleus Hundt, Ein Beitrag zur Geschichte Bayerns im 16. Jahrhundert, Innsbruck 1892. H. Welz hat die Biographie Hundt's vermutlich nur aus den Beiträgen von G. Gerhard Skrabal in den Landsberger Geschichtsblättern gekannt (LG 42 (1952) S. 54 u. 57 ff; Blätter des bayerischen Landesvereins für Familienkunde, 29. Jgg. 1966 S. 214 ff.).
- ⁸ P. Fried/S. Hiereth, Historischer Atlas von Landsberg 1971 S. 110 ff.; P. Fried, Historischer Atlas von Dachau 1958 S. 81 ff.
- ⁹ G. Skrabal, Die Hundt-Glocke in Walleshausen 1553—1953 (Landsberger Geschichtsblätter Band 43/44 (1953—54) S. 102 bzw. 6 u. 14 ff.).
- ¹⁰ G. Skrabal, Der Magdalenenkult zu Walleshausen (La. Geschichtsblätter, Jgg. 45) Nr. 11/12 (1957).

Haus und Familie

Hauschronik der unteren Mühle in Walleshausen

Aus Aufzeichnungen von Heinrich Welz,
zusammengestellt von Pankraz Fried

Die untere Mühle in Walleshausen, früher auch „Laich“- oder Lochmühle benannt, ist erstmals im 15. Jahrhundert bezeugt. Im alten Salbuch der Pfarrei Walleshausen — das hoffentlich noch vorhanden ist — ist die „Lochmüll“ 1474 erwähnt, als sie dem Hermann Judmann für eine Jahrtagsstiftung zu lebenslänglicher Nutzung vom Pfarrer von Walleshausen verliehen wurde. Im gleichen Jahr wurde sie neu erbaut. Ein Jahr später kam es zu einem Streit zwischen oberer und unterer Mühle in Walleshausen (siehe Müller und Mühle in alter Zeit). Für das 16. und

17. Jahrhundert sind die Inhaber der unteren Mühle, die mit der Inkorporation der Pfarrei Walleshausen 1477 wohl an das Kloster Polling gekommen war, noch nicht erforscht. Seit 1733 ist als Inhaber der Mühle die Familie Miller nachweisbar, die sie bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts innehatte. Der berühmteste Sproß dieser Familie ist Dr. Josef von Miller (siehe den Beitrag von H. Welz). Nach den Steuerbüchern von 1752/60 war die Untere Mühle noch im Obereigentum der Kirche Walleshausen und steuerlich als $\frac{1}{8}$ -Anwesen eingestuft (zum Vergleich: $\frac{1}{4}$ war



Untere Mühle und Säge in Walleshausen (älteres Foto vor 1928)

der Einheitswert eines Bauernhofes mit ca. 100 Tagwerk. Siehe P. Fried Hist. Atlas von Landsberg/Schongau (1971) S. 168). 1893 wurde das mehrmals auf die Gant gekommene Mühlenanwesen, zu der damals auch die Säge gehörte, von Johann Welz aus Gangwolf bei Unterdießen († 18. 9. 1935) und seiner Frau Johanna, geb. Fahrenschoen aus Nornheim bei Günzburg († 13. 11. 1912), den Eltern von Heinrich Welz, erkauft (siehe: „Meine Müllerrahen am Lech). Der junge Heinrich Welz hatte insgesamt 11 Geschwister, 9 Schwestern und 2 Brüder, die jedoch in jungen Jahren in den Mühlenschuß fielen und ertranken. Nachdem die Sägemühle 1937 vom Mühlenanwesen getrennt wurde, mußte im Zuge der Rationalisierung 1963 der Mühlbetrieb eingestellt werden. Das alte, in seinen Tuffsteinfundamenten auf das 15. Jahrhundert zurückgehende Mühlhaus mit seinem Walmdach steht aber heute noch und erinnert an die alte Zeit.

**Berühmter Sohn Walleshausens
Dr. Josef von Miller vor 200 Jahren
geboren**

Eine Gedenktafel aus Marmor am Hause der ehemaligen unteren Mühle in Walleshausen berichtet uns, daß am 18. März 1769 dortselbst der später (1819) von König Max in den erblichen Adelsstand erhobene Müllersohn Dr. Josef von Miller geboren wurde. Die Gymnasialjahre von 1779 bis 1784 verbrachte Josef Miller in Polling. Walleshausen war ja damals Stiftspfarrrei des Klosters Polling. Mit ihm besuchte diese Klosterschule und später die Universität Ingolstadt der ebenfalls zu hohen Ehren gekommene Hofkammerrat und herzogliche Geheimsekretär Josef Utzschneider, geboren 1763 in Rieden am Ammersee. Herzogin Maria Anna ließ den talentierten Knaben in Ingolstadt auf ihre Kosten studieren. Ebenso wurde Josef Miller für das juristische Studium das ganze Albertinische Stipendium gewährt. Im Jahre 1792 verlieh Edler von Kandler ihm die Doktorwürde (cum Nota Eminentiae). Ein Jahr



Dr. Josef von Miller

darauf erfolgte die Ernennung zum Hofgerichtsadvokaten und später zum kgl. bayr. Rat.

Bis zum Jahre 1733 kann man das Geschlecht der Miller auf der unteren Mühle zurückverfolgen. Ein Bruder von Josef Miller war der Kirchenpfleger Anton Miller, geb. 1765 zu Walleshausen, dessen Sterbematrikel im Pfarrbuch lautet: („Vir alioquin sagax et prudens, frater Josephi Miller celeberrimi Advocati monacensis.“) Die Tochter Josefine von Miller ehelichte im Jahre 1842 den Meister der Münchner Schönheitsgalerie Josef Stieler. Sohn der beiden ist der bayr. Mundartdichter Karl Stieler (geb 1842, gest. 1885).

Nebenlinien des Millergeschlechtes sind zu finden in Prittriching und auf dem Schmidbauernhof zu Wabern. Dort ist auch geboren Pfarrer Miller, gest. 1946 in Fischen/Allg.

Interessant ist vielleicht auch die Tatsache, daß sich die Bauern von Winkl des aus Walleshausen gebürtigen Hofgerichtsadvokaten in Mün-

chen erinnerten. Sie ließen am 20. 4. 1794 eine Beschwerdeschrift durch ihn an den Kurfürsten einreichen, wegen einer ihrer Ansicht nach ungerechten Abgabe an die damalige Hofmarkherrschaft. Die Eingabe hatte Erfolg. Das Malteser Commende Verwaltungsamt Winkl erhielt schon am 3. 10. 1794 strengsten Befehl auf Abschaffung dieser ungerechten finanziellen Forderungen.

Am 11. 12. 1834 starb Josef von Miller in München. Sein Grab ist im südlichen Friedhof, ganz in der Nähe der Ruhestätte von Kaspar Ett, Tonkomponist, geboren in Eresing. Leider ist das Grabdenkmal der Miller schon etwas schadhaft. Das Mühlrad im Wappen ist sehr verwittert. Vielleicht wäre es möglich, mit Hilfe der Gemeinde Walleshausen das Grabdenkmal zu erhalten und bei einer künftigen Ortsstraßenbenennung in Walleshausen das Sträßlein durch die einstige Fuggerei in Josef-von-Mil-



**Wappen (Mühlrad) am Grabstein
des Dr. Josef von Miller
im Münchner Südfriedhof**



**Gedenktafel am Geburtshaus
des Dr. Josef von Miller
in Walleshausen**

ler-Straße zu benennen zum Andenken an seinen einst berühmten Sohn!

PS.: Die Vorschläge wurden in die Tat umgesetzt!

Meine Müller-Ahnen am Lech

Nachstehende familiengeschichtliche Aufzeichnungen dürften vielen Volksgenossen, die an der Erstellung einer Familienchronik arbeiten, Musterbeispiel sein, wie man seine Familienchronik lebendig und charakteristisch gestalten kann.

D. Schr.

Es war doch von je her so: In Not- und Kriegszeiten, wenn die Heimat von Gefahren bedroht wurde, dann erwacht stärker und inniger der Sinn für Heimatliebe. An den Winterabenden sitzt dann der Ahne hinter dem wärmenden Kachelofen in der alten Bauernstube und hebt zu erzählen an: Wie's früher war . . . zu meiner Jugendzeit! Und den Kindern, die in atemloser Stille zuhören, ersteht in der Seele das Bild der guten alten Zeit, die aber auch ihre Notzeiten kannte. So will ich heute als Erwachsener versuchen, einiges von dem zu

erzählen, was meine Ahnen mir von ihrer Heimat überlieferten.

In Denklingen ist der Heimatboden, in dem die ersten Wurzeln meines Geschlechtes zu finden sind. Weit, weit, fast 3 Jahrhunderte, möchte ich Dich, lieber Leser, zurückführen in die Vorzeit, in die Wirren des 30jährigen Krieges, als Schwedenhorden Dörfer in Schutt und Asche legten, Fluren verwüsteten und Frauenehre mit Füßen traten. In den Steuerbeschreibungen des Pflegamtes Denklingen (genannte Urkunden liegen im Staatsarchiv München), wird im Jahre 1667 ein Martin Welz als Steuerzahler genannt. Von diesem Stammvater angefangen, reiht sich Glied an Glied in meiner Ahnenkette bis herauf zu mir. Das Stammhaus in Denklingen konnte ich nicht mehr ausfindig machen. Dagegen hatte ein Sohn des Bruders meines Urgroßvaters dort ein Anwesen (früher Hausname zum Ketteler) in Besitz. Im Vorzeichen der Kirche von Denklingen befindet sich eine Lourdes-Grotte mit der Überschrift: „Gewidmet von Hermann und Ida Welz“. Beide waren wohlhabend, doch kinderlos. Meines Vaters Bruder besuchte öfters diesen Hermann W., der sein Firmpate war, von dem er zur Firmung eine Hose bekam, nachdem er ihm zuvor ein ganzes Anzügerl versprochen — wohl auch in der Hoffnung, einst als Anerbe eingesetzt zu werden. Doch gefehlt: sein Vermögen vermachte er zu einem Teil der Kirche Denklingen, zum andern Teil seinem Bruder, der sich dann angeblich „totgesoffen“ habe.

Alte Briefprotokolle von Denklingen-Leeder gaben mir ferner kund, daß obengenannter Martin der Vater des Matheis W. (seine Frau hieß Elisabeth) war. Namen der letztgenannten werden erwähnt beim Heiratsvertrag ihrer Kinder Martin Welz von Denklingen und Ehefrau Maria Pernzing am 20. 10. 1695. Der Sohn dieser beiden, Konstantin Welz, heiratet am 15. 1. 1725 die Katharina Geißenhoff von Denklingen und stirbt 1764.

Der Sohn der letztgenannten na-

mens Christian W. heiratet am 23. Mai 1759 die Theresia Nüschlerin, Müllerstochter von Lechmühlen, welche ihm die hochfürstlich Augsbürgische Ehaftmühle (jetzt Tiefenmühle) am Lech — Mahlmühle mit 4 Gäng, Gerbmühle sowie Sägmühle — zubringt. Die Mühle wurde mit Zubehör auf 3200 fl. geschätzt. Seine Frau Theresia (Nüschlerin) setzt sich am 30. 10. 1759 in einer Erbschaftsangelegenheit mit ihren Geschwistern M. Viktoria — verheiratet mit Hans Martin Stickel, Seestall — und Anna auseinander.

Der Vater der Theresia Nüschlerin ist Konstantin Nüscheler, Müller am Lech, dessen Vater wiederum Gregorius Nuscheler hieß, Bauer in Theinhausen. Die Mutter der Th. N. war Anna Maria Spöttlin, Müllerstochter von Wiedergeltingen.

Konstantin Nüschler oder Nuscheler übernahm die Tiefenmühle am 2. Juli 1724 von seinem Vetter Leopold Böhler, verheiratet mit Agathe.

Christian W. und Th. N. haben einen Sohn: Josef Anton Welz; er wird urkundlich erwähnt als Müller von Lechmühlen. Er ehelicht am 22. 11. 1790 in Denklingen die Viktoria Klaus von Schwabmühlhausen und stirbt in Lechmühlen am 11. 3. 1800.

Nach dessen Tod kam die Tiefenmühle sozusagen in fremde Hände. Die Kinder aus der Ehe des Josef Anton Welz waren bei dessen Tod noch klein und unmündig. Die Witwe Viktoria Welz heiratet deshalb nach einigen Wochen — am 28. 4. 1800 — den Josef Schmid von der Grasmühl. Er überlebt die Müllersfrau Viktoria (welche am 7. Dezember 1832 in Denklingen starb) um ein gutes Jahrzehnt. Am 18. 1. 1844 stirbt Josef Schmid. Nach diesem übernahmen Tiefenmühle und Mühlanwesen 2 Söhne des Schmid anno 1835 und 1838. Von 1853 an sind wieder Welz Besitzer auf der Mühle; sie stammen aber aus Asch.

In dieser herrlich romantischen Lechaue, die umgeben ist von Bäumen und Sträuchern, wo in den Schluchten eine Anzahl Wasserquel-

len geheimnisvoll rauschen — hier haben also meine Ahnen gehaust. Es bot sich wohl kein geeigneterer Fleck am ganzen Lechrain zum Betreiben einer Mühle, als dieses Stück Land mit seinen vielen Wassergefällen. Fünf Mühlen standen hier fast nebeneinander, genannt: Tiefen-, Bläsel-, Lenzen-, Hessen- und Grasmühle, letztere heute Elektrizitätswerk.

Von genannten 5 Mühlen stehen heute nur noch die drei größeren, darunter die Tiefen- und Bläselmühle. In letzterer ist meine Großmutter geboren. Die Tiefenmühle gehörte zur Pfarrei Denklingen, die anderen Mühlen waren nach Stadl eingepfarrt. In einer der Mühlen ist ja der berühmte humorvolle Lechmaler Hans Baader geboren. Im Jahre 1770 hat er sein Vaterhaus mit Bildern und Fresken geziert. Wird bei dieser Gelegenheit wohl auch der junge Josef Anton Welz ein bewundernder Zuschauer gewesen sein?

Nachfolgend einiges aus dem Leben des Hansmichel Welz, Sohn des Josef Anton Welz.

In der alten Tiefenmühle erblickte er das Licht der Welt am 25. September 1796, also zu einer Zeit, wo in Frankreich die Revolution tobte und Kriegsjahre auch über Deutschland hereinbrachen. Es schien, als hätte sich der Pulsschlag jener bewegten Zeit auch in das Blut des kleinen Hansmichel Welz gelegt. Mag sein, daß die wildrauschenden Quellen im Lechmühlengrund schon früh auf sein Gemüt eingewirkt haben und ihm ein bewegtes mit der Natur verbundenes Leben vorausbestimmten. Als er 4 Jahre alt war, starb sein Vater Josef Anton Welz. Seine Jugendjahre vermißten also die strenge väterliche Zucht; denn gegen den Stiefvater (Schmid) gabs wohl nur eine gezwungene trotzige Folgsamkeit, wenn nicht gar Auflehnung. Er wird als wilder Junge geschildert. War er zu Hause nicht zu finden, konnte man sicher sein, daß er gerade auf den höchsten Bäumen kletterte. Was kümmerte es ihn, wenn die Hose in Fransen ging. Kaufte

ihm sein Pflegevater doch mal eine lange Lederne, die konnte er doch so schnell nicht kaputt kriegen. Was tut er nicht: er setzt sich auf den Schleifstein und läßt einen Freund drehen! Wen wundert es also, daß Michel schon als junger Mensch ein bekannter Wilderer im Fuchstal war. Verleitete ihn hierzu die wohl etwas magere fleischlose Kost der Heimat oder trieb ihn ein innerer Drang zu jener Leidenschaft? Er hatte zwei Wildererfreunde in Gangwolf (Dornstetten). Als er 24 Jahre alt war, schien es, als wollte er jenem Treiben gänzlich entsagen. Er heiratete am 19. 2. 1820 die Barbara Freiberger von Kinsau und machte sich durch Kauf der kleinen Mahl-, Säg- und Ölmühle in Gangwolf selbständig.

Ich will hier, bevor ich weitererzähle, einiges einfügen: Die kleine Mühle wird urkundlich schon im 13. Jahrhundert erwähnt. Das Kloster Irsee verkauft das Gut Gangwolf mit Mahl-, Säg- und Ölmühle an den Fürsten von der Leyen, Waal-Unterdießen. Früher gab's ja viele Mühlen. An jedem Wasserlein, sofern nur etwas Gefälle vorhanden war, wurde eine Mühle hingebaut. Die Mühleinrichtung war ja nicht besonders kostspielig und wurde von den in jeder Gegend ansässigen „Mühlärzten“ geschaffen. Ein hölzernes ober- oder unterschlächtiges Wasserrad — je nach Gefälle — ein Kammrads mit hölzernen Kämmen, ein Stein-Mahlgang, dessen Scharfmachen und Einrichten der Müller verstehen mußte, ein Mehlbeutel, ein Gerbgang zum Gerben des Vesens — und die Mühle war im großen ganzen fertig. Die Größe der Mühle wurde beurteilt nach der Anzahl der Gänge. In der Sägmühle befand sich ein Säghochgang mit einem Sägblatt und Schubwagen; es konnte also vom Stamm nur ein einziges Brett abgeschnitten werden. Der Ölschlag oder Ölstampf, zur Gewinnung des Leinöls aus dem angelieferten Lein der Bauern, durfte als weiterer Nebenbetrieb nicht fehlen. Heute klappert die Mühle von Gangwolf nicht mehr. Das idyl-

lische Wasserrad (oberschlächtig) mußte etwa 1930 einer Turbine weichen und ein Bauer verwendet die Kraft für landwirtschaftliche Zwecke.

Hansmichel war also nun verheiratet. Doch schon 1½ Jahre später starben ihm Gattin und Kind. Am 12. November 1821 führte er die Barbara Mesmer von Leeder zum Traualtar, die ihm 5 Kinder schenkte, wovon 3 im Kindesalter starben; die Mutter folgte ihnen im Tode nach knapp 10-jähriger Ehedauer. Und nochmals (zum 3. Mal) suchte er ein Eheglück zu gründen mit Maria Miller, Gelberbauerntochter von Erpfting. Dieser Ehe entsprossen 11 Kinder, 7 starben klein.

Sein Entschluß, dem Wildern zu entsagen, war nur von kurzer Dauer. Ofters fuhr er nun nachts mit seinen Genossen mit der Fähre über den Lech. Die Wälder der anderen Lechseite waren ihr Ziel. Einmal hatte Michl gerade einen kapitalen Rehbock erlegt und wollte ihn ausweiden, als ein Förster dazukam. Schon wollte er mit seiner Büchse auf Michl anlegen, doch seine Freunde ließen aus dem Dickicht scharfe Pfeife ertönen, so daß der Förster, nachdem er bemerkte, daß er es mit mehreren zu tun hatte, von Michl abließ und beide Teile sich in Sicherheit brachten. Bei einer anderen gleichartigen Gelegenheit wurde aber ein Freund von ihm erschossen, was große Aufregung im kleinen Gangwolf gab. In einem alten Heustadel hatten sie ihr Wilderer versteck, nachdem es zu Hause zu gefährlich war und ihnen die Müllerin auch keinen Wildbraten richtete.

Natürlich brachte diese Leidenschaft der Familie unseres Hansmichel oft tiefes Leid. Gar oft war Haussuchung, und wenn man Verdächtiges fand, mußte Michl ins Gefängnis wandern. Zu ihren Kindern sagte die leidgebeugte Müllerin: „Und wenn man ihm zehnmal die Hände bindet und ihn von Haus und Hof und Frau und Kindern wegführt — aber bleiben läßt er es einfach nicht!“

Nun ist also vor bald 90 Jahren — am 6. 3. 1855 — mein Urgroßvater

Hansmichel Welz in die ewigen Jagdgründe eingegangen. Er hinterließ an seinem Grabe 6 Kinder. Ein Sohn namens Sennen übernahm die Mühle in Gangwolf. Von diesem ist anschließend später zu erzählen. Eine Tochter ehelichte den Schuhmachermeister Josef Pflanz in Landsberg. Ein Sohn Andreas heiratete 1862 nach Kinsau. Er hatte einen Sohn namens Michl, der in seinen Jugendjahren auf und davon und seitdem als Abenteurer verschollen ist. Wenigstens war seine Schwester Marie dieser Meinung und auch ich bis zum Jahr 1939. Wir hören es später. Genannte Marie Welz lernte ich in ihren alten Tagen kennen. Sie war ein seelengutes gesprächiges Weibchen. Gar malerisch stand ihr die Fuchstaler Tracht, das faltenreiche Kleid, die ehrwürdige Riegelhaube. Manche Mitteilung über meine Ahnen verdanke ich ihr. Nach ihrer schweren Jugendzeit bei Pflegeeltern (Eltern gestorben) reichte sie dem Sägmüller und Floßmeister Ehrhard von Kinsau die Hand zum Lebensbund. Während ihr Mann die Baumstämme zum Floß verband und auf dem Lech nach Wien und Budapest beförderte, führte sie zu Hause das Sägegeschäft. Der Verbleib ihres Bruders Michl kümmerte sie sehr. Sie wußte nicht, lebte er noch oder war er schon tot. Meine Base Marie starb im November 1936 in Kinsau im Alter von 73 Jahren. Ihr Bruder Michl hat aber so nahe seinem Heimatort gelebt, mit Gott und der Welt und seiner Schwester uneins, weil er das heimatliche Anwesen nicht erhielt. Durch Zufall las ich 1939 in einer Marktoberdorfer Zeitung folgende Notiz: „Todesfall. Gestern starb einsam und verlassen Michael Welz nach seinem Leben voll bewegten Schicksals. 1867 in Kinsau geboren, geriet er als junger Mann in die französische Fremdenlegion, doch konnte er entfliehen und glücklich in die Heimat kommen, wo er 1920 in Marktoberdorf auftauchte und hier fleißig und sparsam lebte. In seinem Leben hielt er peinliche Ordnung.“ — Somit hatte ich Klarheit über den Ausreißer Michl.

Mein Großvater Sennen Welz erblickte in der kleinen Gangwölfer Mühle das Licht der Welt im Februar 1838; das Lied von Kummer und Not wurde ihm in der Wiege gesungen. Man kann sich ja leicht vorstellen, daß die ernsten und leidvollen Stunden die freudigen überwogen. Trug ja die Mutter jedes Jahr ein Kind unterm Herzen und Elend und Betrübniß herrschte wohl, wenn Vater (Hansmichl) verhaftet und fortgeführt wurde. Sennen war der Müller Mutter unterdes eine treue Stütze. Gerade der Umstand, daß er früh auf eigene Füße gestellt war und Verantwortung tragen mußte, stempelte seinen Charakter als aufrechten, energischen, ja herrischen Menschen, der sein sonst gutes Herz manchmal bis zum Jähzorn hinreißen ließ. Mit 27 Jahren führte er die Anna Schmölz von der Bläselmühle in Lechmühlen zum Traualtar. Neun Kinder entsprossen dieser Ehe. Meinem Vater Hans als ältestem, übertrug Großvater ein gut Teil Erziehungsgewalt. Seinem Kommando hatten sie zu gehorchen, wenn Sennen sich nach angestrengter Nacharbeit in der Mühle bei Tage ein Ruhestündchen erlaubte. Wer nicht folgte, bekam Vater Sennens Lederpantoffel zu spüren und wer gezüchtigt wurde, mußte danach niederknien und um Verzeihung bitten; ja so wars früher. Doch auch Frohsinn und Sonnenschein waren in der Gangwölfer Mühle zu finden. Das war, wenn Vater Sennen Zither oder Harfe zur Hand nahm und mit seinen Kindern am Abend sang. Fesselte ihn mal ein besonderes Musikstück, so kam es bisweilen vor, daß er mittendrin nicht aufhören konnte (wie's ja auch mir manchmal ergeht!) und die Mühle leer laufen mußte.

Auch die Lechfähre mußte Großvater bedienen. Einmal erscholl auch die Glocke vom gegenüberliegenden Ufer. Da Sennen nicht gleich übersetzte — denn er mußte noch schnell an einen kleinen stillen Ort — erscholl die Glocke immer dringlicher. Da riß ihm die Geduld, er schrie hinüber „Jetzt muaßt halt au warta bis i . . . hau.“ Er gebrauchte den

landläufigen Ausdruck. Als er dann hinüberkam, war es der Herr Pfarrer von Stoffen, den er etwas derb angerufen hatte. Sennen wollte sich vielmals entschuldigen, doch der Pfarrer lachte und sagte: „Tut nichts zur Sache, man kennt ihn doch, den Müller von Gangwölfi!“

Ich habe nun einiges aus seinem Leben erzählt, nun will ich auch von seinem Sterben berichten. In Unterdießen waren viele Leute krank; die „schwarzen Blattern“ traten auf. Ein Bettelweib soll sie vom Lechfeld heraufgebracht haben. An manchem Haus war eine Warnungstafel angebracht: Blatternkrankheit, Eintritt verboten! Man konnte diese Krankheit nur wegbringen, wenn der Arzt sofort kam, Medikamente brachte, daß die Keime ausgeschwitzt werden konnten. Jene, die die Krankheit überstanden, waren erkenntlich an den dunklen Gesichtsnarben, die sie nicht mehr wegbrachten.

Im Juni 1880 fuhr Vater Sennen den Gäu- oder Kundenwagen nach Unterdießen, um seinen Kunden Mehl zu bringen bzw. Getreide von ihnen zu holen. In jenen Tagen sagte also Mutter Müllerin zu Vater Sennen: „Senna fahr heut net, wenn du einen Dauren (Grausen an der Krankheit) hast!“ Er aber meinte, die Häuser könne er ja melden, in welchem ein Kranker läge. Doch als er mit dem Wagen von Unterdießen heimwärts fuhr, bat ihn ein Mädchen aus den letzten Häusern am Dorfe recht sehr, auch ihr Mahlgetreide mitzunehmen. Vater Sennen konnte nicht nein sagen, er betrat das Haus (in welchem auch eine pestkranke Person lag) und trug so den Krankheitskeim mit nach Hause. Von jenem Zeitpunkt an war Sennen traurig und Gesang und Saitenspiel verstummen. Nach 2 Wochen brach die Krankheit bei ihm aus. Mühle und Wohnung wurden bezirkspolizeilich gesperrt. Niemand durfte weder heraus noch hinein. Das Essen wurde den Müllersleuten durchs Fenster gereicht durch einen hierfür bestimmten Mann. Die Ortseinwohner von Gangwölfi wurden in der Wirtschaft

schutzgeimpft. Die Ernte der Müllersleute (es war Schnitt, Erntezeit) wurde durch gute Leute eingebracht. Diese Arbeit taten meist Flößer, rauhe Kerle mit gutem Herzen, die gern eins über den Durst tranken. Sie wußten, daß der Müller auch immer einen guten Tropfen im Haus hatte, der ihnen auf ihre Bitte hin von der Müllerin auch gereicht wurde. — Sennen hatte arge Schmerzen. Der Arzt von Waal war ein gleichgültiger Mensch und lieber auf der Jagd als in seinem Dienst. Trotz öfteren Rufens hatte er nur einmal nach dem kranken Müller gesehen. Eine Medizin erhielt man nicht von ihm, immer hieß es, er sei dienstlich auswärts, dieweil er auf der Jagd war. Ihn traf später ein Herzschlag auf dem Hochstand. Mein Großvater Sennen Welz schloß seine Augen für diese Welt am 28. 8. 1880 im 42. Lebensjahre. Ein schwerer Schlag für die Mutter und die unmündigen Kinder. Des Großvaters (Sennen) Kleider sollten nach einer bezirksärztlichen Vorschrift verbrannt werden, doch bei Nacht kam ein alter Mann, erbat sich dieselben und erhielt sie von meiner Großmutter geschenkt; ja dieser Mann ist nicht an Blatternpest gestorben!

Der Sarg für Sennen wurde bei Nacht vor die Haustüre gestellt. Der von der Behörde aufgestellte Mittelmann hätte die Pflicht gehabt, den Leichnam einzusargen. Er ließ sich aber nicht sehen. Mein Vater Hans, damals 13 Jahre alt, half der Mutter den Toten in den Sarg zu legen. Er hatte die Truhe bereits zugemagelt, da fiel ihnen ein, daß sie eine bezirksärztliche Vorschrift: einen Kübel Chlorkalk über den Leichnam zu schütten, vergessen hatten. Der junge Hans machte also nochmal auf und vollzog besagtes. Wie mir die Wirtin von Beuerbach (eine Schulkameradin meines Vaters) berichtete, wurde der Sarg mit dem Toten bei Nacht auf einem blauen Einspännerwägelchen nach Unterdießen gebracht und dort in aller Stille beerdigt. Lange danach noch wurden die Müllerskinder in der Schule von den

anderen Kindern gemieden. — So endete der Lebenslauf meines Großvaters. Er ruhe in Frieden!

*Mein Vater erzählt
aus seiner Jugendzeit!*

Wir sind wieder — in Gedanken — im alten Dörfchen am Hügelhang — Dornstetten — dem Gangwolf im Volksmund. Etwa 100 Schritte ostwärts von der Mühle in den Augen durch Schilf und Strauchwerk versteckt, wälzt der starke Gebirgssohn Lech seine Fluten dahin. Es ist hier wirklich ein Naturparadies im Sommer — im Winter aber rauh und kalt. — Am 2. Januar 1867 wurde den Müllersleuten das 2. Kind geboren; bei der Taufe seinem Paten nachbenannt: Johann Evangelist, mein Vater. Zur Tauffeier wurde Vettern- und Basenschaft eingeladen; auch von der Bläselmühle, Lechmühlen, war eine Vertretung da und brachte einen Korb kräftiger Eßwaren für die Kindbetterin. — Aus dem Kind wird der Knabe. Strenge Erziehung durch Vater Sennen. Tägliche Kost: Milch, Brot, Hafermus, Mehlspeisen. Um ein Stückchen Brot mußte man bitten; eine Überfüllung des Kindermagens kam nicht vor. Schulzeit: Der Weg weit, fast eine Stunde bergan nach Unterdießen. Im Winter sind so manchem jungen ABC-Schützen die Tränen an die Wangen gefroren bei strenger Kälte. Hans nahm sich hilfreich der jüngeren Geschwister an. Schon früh in der Wintermorgendämmerung, besonders im Advent zum Engeltamt, hieß es heraus aus den Federn, um rechtzeitig zu Kirche und Schule zu kommen. Ein Stücklein Brot war Zehrung, bis man gegen 4 Uhr nachmittags wieder heimkam. Dafür aber war der Schulmarsch im Sommer fidel und lustig. Wenn mal der Saft in den Weiden am Lech stieg, verfertigten die älteren Buben, kurze und lange, gezogene und gedrehte Flöten, ja Posaunen über einen Meter Länge sind entstanden. Mit tönendem Spiel zog eine ganze Kapelle nach Unterdießen. War dann das Heu eingebracht, dann fuhr man mit

dem Wiesenschlitten (ein schlüpfrig gemachtes Brett) über den Wiesengang. Manchmal wurde auch aus Holzabfallstücken ein Floß gezimmert und ins stille Altwasser der Au gesetzt. Anderes Spielzeug gab es für die Naturkinder am Lech nicht! War man den Sommer über brav und artig, dann hatte man Aussicht, mit dem Vater aufs Vilgertshofer Fest (über den Lech) fahren zu dürfen. Dort wird bei einem Umzug auf der Straße die Passion Christi gespielt. Besonders eingeprägte, erhebende Momente im Jugendleben waren ja stets kirchliche Feste oder Familienfeiern, wie Taufe, Kommunion, Firmung, Hochzeit. Der Firmpate meines Vaters hieß Hyronimus Seelos von Unterdießen; ein tapferer Feldzügler von 1870/71. Ich erinnere mich noch gut seines Begräbnisses (etwa 1923) unter donnerndem Ehrensalt und Vorantritt einer Musikkapelle. Es war das einzige Mal, daß ich mit meinem Vater in seine Heimat fahren durfte (von Walleshausen aus!)

Oft erzählte mein Vater von seinem Heimatdörfchen und seinen Bewohnern. So hörte ich manchmal von einer Wiese ihn sprechen, die der Spielplatz der Kinder oft war: beim Rollfäßle hinten! Es soll dort früher der Boterer gehaust haben, der sogenannte Beter (Rosenkränze) verfertigte. Die Herstellung der Rosenkranzperlen ging auf einfach praktische Weise vor sich. Im Wassergraben wurde durch ein kleines Wasserrad nebenan das Rollfäßle in drehende Bewegung versetzt. In dieses kleine Fäßchen wurden zuvor kleine Holzwürfelchen geschüttet und dann verschlossen. Durch andauernde rollende Bewegung nahmen die Klötzchen die gewünschte rundliche Form an und das Aufketten des Beters konnte beginnen. (Also auch eine verschwundene Industriell)

Auch von einem Manne, dem Schuster von Gangwolf, erzählte mein Vater. Dieser scheint ein besonderer Kauz gewesen zu sein. Jeden Sonntag — bei Sonne, Regen oder Schnee — ging er nach Landsberg. Allerdings gab es auch fast jedesmal etwas für

die Gangwölfer zu besorgen. Der Schuster soll den Feldzug 1812 nach Rußland mitgemacht haben. Jahraus jahrein trug er eine erbeutete Franzosenmütze auf dem Kopfe. Neben seiner Behausung hatte er einen Bienenstand, der ca. 20 volle Körbe enthielt. In seiner Schusterbude weilten die Kinder oft und lauschten seinen Kriegserzählungen. Es saß ihm aber der Schalk faustdick hinter den Ohren. Wenn die Kinder so ganz gemütlich auf der Ofenbank saßen, fuhr ihnen plötzlich ganz unbemerkt eine kurze Nadel ins Sitzfleisch. Der Schuster tat ganz unschuldig nebenan, als ob er unter der Bank nach Leder suchte und hatte er doch ein von ihm selbst konstruiertes Strick- und Hebelzeug in Bewegung versetzt, das die Nadeln durch die Bank trieb, auf der meist die Buben saßen. Man verzieh ihm dann wohl diesen Spaß gegen ein leckeres Honigbrot. Längst deckt nun schon der Rasen den Schuster von Gangwolf.

Mit 13 Jahren stand Hans elternlos in der Welt. Nachdem sein Vater ihm die Grundbegriffe des Mahl- und Sägmüllerhandwerks noch erlernen konnte, brachten ihn seine Pflegeeltern im Februar 1883 nach Landsberg zur Kunstmühle Weishaupt. „Wandern ist des Müllers Lust“. Hans richtete sich dementsprechend ein. Im Dezember 1884 finden wir ihn als Griesputzer in einer Kunstmühle in Brenz a/B. in Württemberg und schon 1885 ist er wieder im alten Lechstädtchen Landsberg, führt ihn sein Weg durch winklige Gassen, altersgraue Türme und Tore, zu seinem ehemaligen Arbeitgeber Weishaupt als Scharfmacher. Volle 2 Jahre war er wieder hier. In diesem Städtchen der vielen Brauereien und Gaststätten, bei einem Bierpreis von wenigen Pfennigen, war ja der Ort, wo seine Lebenslust erst richtig erwachte. Ein Mitglied seines damaligen Freundeskreises, Uhrmachermeister Löffler, berichtete mir von dieser Zeit, von zünftigem Beisammensein bei Bier und beim Schießsport, oder wenn Lechflößer Einkehr hielten und sangen und zechten. Und spielte wo

eine Geige oder piff eine Flöte, dann mußte Hans getanzt haben, vom Gesang ganz zu schweigen. Herbst 1887 wurde er zur Ableistung seiner Militärdienstpflicht (½ Jahr) einberufen nach München, zum 1. Kgl. Bayr. Trainbataillon. Nach Entlassung einige Monate beschäftigt in einer Kunstmühle in Rosenheim, um hierauf wiederum in seinem Lieblingsstädtchen Landsberg beruflich fast ein Jahr als Scharfmacher bei Weishaupt zu verweilen. Diese Anhänglichkeit zu Weishaupt veranlaßte ihn auch später, als er schon in Walleshausen ansässig war, für ihn hier Getreide aufzukaufen und für ihn Futtermittel zu verkaufen, welche Produkte per Achse heraus- und hineinbefördert wurden.

Im Jahre 1889 ist er bedienstet als Obermüller in einer größeren Kunstmühle in Ichenhausen. Hier waren nahezu 70 Prozent Juden ansässig. Wenn Ostern nahekam, mußte in dieser Mühle für die Juden ein besonders schönes Weizenmehl hergestellt werden, woraus sie für ihre religiösen Gebräuche das Osterbrot backen. Es mußte da für die Juden eine

eigene Mahlpost gemahlen werden, darunter kein Weizenkörnchen von einem Nichtjuden sein durfte. Der Rabbiner überzeugte sich persönlich ob alle Mahl- und Sichtmaschinen von Rückständen des zuvor vermahlene Mahlgutes gereinigt waren. Man könnte noch manches erzählen aus seinem weiteren Lebenslauf, von seinem Aufenthalt in Germerswang und in Herisau, Kanton Appenzell (Schweiz), wo er mit seinem Bruder Karl, der auch Müller war, wie auch Bruder Ignaz, der die elterliche Mühle übernahm, dann die Mühle in Unterdießen kaufte, in einer großen Kunstmühle müllerisch wirkte, während meine Mutter in der angesehenen Familie des späteren Bundesrates Baumann diente.

Die Sonntagsausflüge mit dem Hochrad, Bergtouren auf den Gipfel des Säntis, vergnügte Stunden beim selbstgebaute Schweizer Wein, ferner seine Selbständigmachung durch Kauf der unteren Mühle in Walleshausen anno 1893, dies alles gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes. Mein Vater starb 1935 in Walleshausen.

Nachtrag:

Einiges vom Vesen gerben!

Man hat in unserer Gegend früher anstelle des Weizens viel Vesen angebaut, weil vermeintlich Weizen nicht recht gedieh wegen zu rauhem Klima. Wenn er gedroschen war, brachte man die Vesenfrucht in die Mühle zum Gerben. Der hieraus gewonnene Mahlkern ergab ein besonders gutes, klebereiches Mehl. Die Arbeit des Gerbens vollzog man mit dem Gerbgang, dessen Steine etwas höher geführt wurden als sonst beim Mahlgang. Sodann mußte die Spreu oder wie man hier sagt: Spreuwer, vom nun enthülsten Kern getrennt werden. Dies geschah mit Handsieb, erst später durch Gerbmaschine, auf der Gerbbank. Das Sieb mußte in plansichterähnliche Kreisbewegungen versetzt werden, bis das leichtere Sichtgut, die Spreu, obenauf schwamm und abgeschöpft werden konnte. Man

hieß diese Tätigkeit das „völlen“. Tage und Nächte mußten oftmals verwendet werden zum Vesen gerben. Auch der Bauer mußte oft mithelfen, wenn er das „völlen“ konnte. Viel Staub entwickelte sich bei dieser Arbeit und mehr als einmal mußte eine frische Maß oder sonst ein guter Tropfen Spüldienst leisten. Von jener Zeit stammt wohl der Spruch: „Müllerleben hat Gott gegeben, das Schaffen bei Nacht hat der Teufel erdacht“. Die Nachprodukte: Nachvesen und Spreu wurden von den Bauern gern zum Pferdefutter beigemischt. Die Spreu wurde aber auch von der Bäuerin geschätzt und verwendet für Kinderbettunterlage oder Eierverpackungsmaterial. Der Müller nahm gerne Vesen zur Verarbeitung an; hier verdiente er ja 2mal an der gleichen Frucht: beim

gerben und beim mahlen. Hatte vielleicht ein Müller, der mit seiner Ehehälfte sich nicht besonders gut vertrug und die endlich starb, die Redensart erfunden: „Das Weibersterben geht über Vesen gerben, aber s'Roß verrecka, dös gibt ein Schrekka“? Heute ist der unwirtschaftliche Vesenbau abgekommen.

Anmerkung:

Landsberger Zeitung 7/146. Jahrgang Nr. 68, 70, 72 und 74 (21., 24., 26., 28. März 1942).

Hans Sommer fand nur herzliches Lob — Siebzig ununterbrochene Dienstjahre in 12 Dörfern

In der Nähe der alten Walleshauer Friedhofsmauer ist ein Grab auf dessen Stein geschrieben steht: „Hier ruht in Gott Johann Sommer, Dienstknecht, geboren 1855 in Kaufering, gestorben 1935 in Walleshausen. — Sein ganzes Leben war den Bauern geweiht seit seiner frühesten Jugendzeit. Davon die letzten 33 Jahre in der untern Mühle dahier er war, Mög Gott für solche Treue geben dem braven Knecht das ewige Leben!“ Er war kein Großer, kein Berühmter, der Sommer Hans, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, aber er war wie wenige fleißig und treu, ein ergebener selbstloser Diener, ein Mann, der seinem Beruf voll ergeben war und der selbst in jüngeren Jahren mithalf, am offenen Herdfeuer die Flachsfaser zu spinnen. Er war der Typ des alten treuen Ehhalten. Möge sein Leben für viele andere hier skizziert werden.

Die Worte auf seinem Grabstein umschreiben schon sein Leben. Mehr erfahren wir aus seinem Dienstbotenbüchle mit dem hellblauen Einband, ausgestellt vom Kgl. Bayr. Bezirksamt Landsberg im Jahre 1874. Auf der ersten Seite finden wir Personalien und die Unterschrift des Buchinhabers. Dann folgen mehrere Seiten Belehrungen und Vorschriften für Dienstboten, die für Hans Sommer überflüssig waren. Er hatte sich stets einem ungeschriebenen Gesetz, das in ihm lebendig war, unter-

worfen und dessen Grundlinien Ehrlichkeit, Redlichkeit und Willigkeit waren. Siebzig ununterbrochene Dienstjahre in zwölf Dörfern der Umgebung verzeichnet das kleine Büchlein. Auf einem Hof dauerte das Dienstverhältnis nur drei Monate. An Stelle des „vertrümmerten“ Bauern zeichnete hier Güterhändler S. für drei Monate Dienst. Die Eintragungen gaben auch den jeweiligen Dienstgrad an: Stangenreiter, Dreier, Mitterknecht, 1. Knecht. Die Urteile, Hans Sommer fand nur Lob, sind knapp. Die Bauern schrieben kurz: „Hat treu und fleißig dint“, „Arbeitete mit Fleiß und Gewandheit.“ Auf der letzten Seite steht noch: „Inhaber dieses war vom 27. Dez. 1902 bis . . .“. Diesem wurde nichts mehr hinzugefügt, denn bei diesem letzten Dienstherrn ist Johann Sommer nach 33 Jahren gestorben.

Als zehnjähriger Knabe kam Hans auf den Riedhof zum Gänsehüten. Eines Tages wickelte sich die lange Geißel seiner Peitsche um einen Gänsehals und dem Tier ging der Atem aus. Unter Tränen erzählte er der Gutsherrschaft sein Mißgeschick. Die schenkte dem kleinen Hütejungen den toten Vogel. Die armen Eltern hatten einen Sonntagsbraten. Leid und Freud vermischten sich sein Leben hindurch. Gern erzählte Hans Sommer. Immer fand er dankbare Zuhörer. Er war weit über Walleshausen hinaus als „Brr-Hans“ bekannt, denn wenn Ebbe in seinem Geldbeutel auftrat, bemerkte er immer, daß „es brr“ sei. Ähnlich drückte er Unangenehmes aus. Die Tugend der Sparsamkeit pflegte er nur so weit, daß es ihm an Kleidung und Schuhwerk nicht mangelte. Wer wollte es dem ledigen Mann, der nur ein paar Silbertaler über den ersten Weltkrieg und die Inflation rettete, um seine „Leich“ zu sichern, verargen, wenn er am Sonntag etwas „naß Futterte“, denn für seine alten Tage sorgte ja die Versicherung. Eine Blechschachtel war seine Sparbüchse. Hier lagen die Silberlinge, die er fleißig mit Kreide putzte und immer vergrub. Einmal schichtete eine Magd

einen Holzstoß auf sein Versteck und der arme Hans kam ein ganzes Jahr nicht zu seiner Sparkasse.

Treu hielt er zum alten Brauchtum. Kein Laib Brot wurde angeschnitten, ohne nicht vorher mit dem Messer drei Kreuze auf die Rinde zu zeichnen. Im Frühjahr nahm er den Pflug zur Hand und fuhr mit seinen Pferden zum Acker, ohne sich einmal umzudrehen, denn sonst würde er, so weiß es der Volksmund, das ganze Jahr nicht fertig werden. Auf dem Acker steckte er einige Krumen Erde in die Joppentasche, denn das „hilft gegen Hexerei“. Hatte er ein besseres Fuhrwerk nach Landsberg, so trug er über die Montur ein blaues, rotausgesticktes Staubhemd, wie es die Bauern im Ries heute noch tragen, und sang dazu seine eigenen Volkslieder. Traf der „Brr-Hans“ auf der Straße den Herrn Pfarrer oder den Herrn Lehrer, dann reichte er ihnen zugleich mit dem Gruß seine stets gefüllte, aus Birkenrinde selbst verfertigte Schnupftabakdose hin. Er freute sich, wenn die Respektspersonen eine Prise nicht verschmähten. Mit Stolz trug Hans am Sonntag die silberne Verdienstmedaille, die er 1927 für 25jährige ununterbrochene Dienstzeit vom Bezirksamtmannt verliehen bekam. Gern besuchte er auch die Jahrmärkte in Lechfeld, zu Fuß natürlich. Auf seinem Weg durchs Westerholz versäumte er nie, in der alten Kapelle am Rande des Holzes zu beten.

Hans war, wie bereits erwähnt, einmal drei Monate bei einem Dienstherrn, der auf die „Gant“ kam. Jahre später trifft Hans einen Bettler und entdeckt in ihm seinen ehemaligen Bauern. Er ließ ihn gleich im Roßstall, der üblichen Übernachtungsstätte der Knechte, mit übernachten und gab ihm mit den besten Wünschen sogar ein Goldstück mit auf den Weg. Die Schwester diente in Winkl. Als sie starb, „meldete“ sich der Tod. Der Wecker des Hans fiel von der Wand auf sein Bett und blieb stehen; in der selben Minute, in der seine Schwester starb. Als er im Sterbebette lag, wartete er, der nur Mühsal kannte, ergeben auf den Bruder Tod. Humorvoll wie immer, sprach er noch zum Pfarrer, der ihn versehen hatte: „Herr Pfarrer, so wohl ist mir; ja, ich glaub', wenn jetzt einer noch einen vollen Humpen zahlen tät, i könnt am Ende noch mithalten.“ Der Pfarrherr lächelte nur, denn er kannte seine Pfarrkinder. Am nächsten Tag, am 6. April 1935, verschied Hans Sommer kurz vor seinem 80. Geburtstag — er wurde am 17. Juni 1855 geboren — sanft und still. Er war ein in Treue ergebener, origineller und für die alte Zeit charakteristischer Ehhälte. H. W.

Anmerkung:
„Der Heimatfreund“ Nr. 3, Jahrgang 1955.

Mühle und Bauernhaus

Der Müller und die Mühle in alter Zeit

Es ist ein gar weiter Weg — von der Reibschale und dem Mörser angefangen, mit welchen unsere Vorfahren einige 1000 Jahre v. Chr. das Mahlgetreide zerkleinerten — bis zur heutigen, gut eingerichteten Mahlmühle. Der Müllerberuf gilt als einer der ältesten Berufe. Jahrhundertlang war der Müller wohl der einzige, der sich Naturkräfte (Wasser und Wind) zunutze machte. Die Wasserkraft, d. i. Wassermenge, Wasserfälle und einen geeigneten Mühlengrund zu suchen, führte dazu, daß die Mühle unter Busch und Strauch versteckt, oft weit weg von den anderen Niederlassungen entstand. Dadurch war der Müller, wie alte Volksmärchen sagen, zum Manne ohne Grusel und Furcht geworden; immer ein besonderer, von einem geheimnisvollen Schleier umwoben. Er, der mit den Gewalten und Kräften der Natur arbeitete und neben seinem „mahlen“ manchmal Zeit zum Sinnieren fand, mußte ja, wie z. B. ein Schäfer, oft zum Sonderling werden. Man wird heute lächeln, wenn man in einer alten Schrift liest, daß der Müllerberuf einst eine Zeit lang zu den unehrlichen Berufen gerechnet wurde, die nur außerhalb des Dorfes wohnen durften! Gab es damals wirklich solch staubige „Zumüller“ (= Mahlburschen), die zuviel zur „Maut“ (= Naturallohn) nahmen.

Viele Lieder und Dichter erzählen von der Mühle im kühlen Grunde, von der schönen Müllerin, von den lieben Mädels, die man findet im Mühlengrund. Hatte sich da sogar einmal ein hoher deutscher Fürst auf der Jagd in die Reismühle bei Gaunting verirrt und die schöne Müllers-tochter hat dreiviertel Jahr danach Karl den Großen geboren!

Das Handwerk hat goldenen Boden, hieß es früher allgemein. Des Müllers Lebensader aber ist der rauschende Bach. Eine altbekannte

Scherzfrage, die den Müller meint, spielt darauf an: Hat er Wasser, dann trinkt er Wein; hat er kein Wasser, dann trinkt er Wasser!

Viele Mühlen in unserem Bezirk haben ein hohes Alter und haben oft ihre eigene Geschichte. Der Mahlmühle war fast immer noch eine Säg- und Leinöl-Mühle angegliedert.

In einem alten Salbuech (Zahlbuch) der Pfarrei Walleshausen steht geschrieben: (Jahrtag gestiftet von) „Hermann Judmann auf Simon und Judi mit 3 Priestern 1 Seelamt und 2 Messen, darumb die Kirch Waleshausen hat die Lochmühl und Mühl-schlag mit allem Zugehör als eigen Gut, die leibgedingsweis verliehen. Dem Pfarrer 15 denarios für das Seelengedenken, 12 den. pro vigil. — 1474.“ — An anderer Stelle: „Im Jahre des Herrn 1474 wurde die Lochmüll von Jodokus Zymmermann erbaut für sich und allen Verwandten für den Bedarf zu Lebzeiten und der laufende Zins von 4 rheinischen Gulden, welche man am Fest des hl. Gallus schuldet, jährlich eine Messe zu lesen für Hermann Judmann, Gattin und Verwandte.“

Wegen der „Schwöll“ (d. i. das Wasserstaurecht) kam es damals schon, wie manchmal auch heute noch, zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den Müllerberufskollegen. Hören wir:

„Ulrich Spiegel, Land- und Stadtrichter zu Landsberg, Ulrich Miller zu Bridrichingen, Leonhard Miller zu Holzemüll und Konrad Müller, Höglmüller zu Gronertshofen, bescheiden die Irrung, welche sich zwischen Paul Pfetter, Bürger zu Landsberg, wegen der demselben gehörigen obern Mühl zu Walleshausen und der Kirch Unser Lieben Fraue daselbst wegen der derselben gehörigen untern Mühl daselbst, vielmehr dem Pfarrer Christian Arbisser und den bei Kirchpröbsten Hans Gigenbach und Hans

Schmied sich ergeben hat, dahin, daß der bisherige Unwille und Schaden aufgehoben und der untere Müller verbunden sein soll, seinen Werrbau und das Griesbrett um 2 Zoll, den Ablaß (Leerschütze) aber noch um einen Schuech tiefer als den Werrbau zu machen. Bei eintretendem Hochwasser soll auf besagen des obern Müllers der untere den Ablaß ganz ziehen und wenn er dies unterläßt, den Schaden nach Urteil der Nachbarschaft ersetzen. Jährlich 2mal, um Ostern und Bartholomäi, sollen beide Müller den Bach räumen und zwar der obere bis zum Ablaß, der untere von da bis zu seiner Mühle abwärts. Siegelt der Richter; Zeugen um das Siegel: die bescheidenen Erhardt von Hausen, Heinz Blankh, Hanns Mair und Jobs Wiedemann von Walleshausen. Geschehen vor einer ganzen Nachbarschaft, Sonntag nach St. Ulrichstag, des hl. Bischofs, 1475."

Da wir heute im Zeitalter der sich überstürzenden Industrie und Technik leben, wo Turbinen die Wasserräder, wo Stahlwalzen die Mühlsteine und moderne Großbetriebe (Mehlfabriken) das Handwerk mehr und mehr verdrängen, ist es von Interesse, eine alte Mühleneinrichtung zu beschreiben. Der Antrieb geschah durch das ober- oder unterschlächlige Wasserrad, aus Eichenholz gefertigt. Aber noch älter ist der Antrieb durch mehrere Wasserräder, wovon jedes seine eigene Wasserrinne und jedes Rad einen Mahlgang zu treiben hatte. Die Größe und Leistungsfähigkeit wurde nach Anzahl der Mahlgänge dokumentiert. Das Wasserrad schützte vor dem Einfrieren ein Brettergehäuse, die Radstube. Im Jahre 1909 wurde in der obern Mühle zu Walleshausen der Tagelöhner Diepold beim Abeisen des Wasserrades von diesem erdrückt.

Denn trotz aller Umhüllung kam in strengen Wintern, wenn das Grundeis ging, das Einfrieren vor und das Rad — es ging nicht mehr. Die Kraft des Wasserrades wurde zum Werk übertragen durch den Gründel, einem dicken Wellbaum aus

Eichenholz. Unter dem schweren Gestühl aus Eiche befand sich das riesige Stirnrad; früher ebenfalls aus Hartholz, später aus Gußeisen mit hölzernen Einsteckkämmen, die der Mühlarzt aus Weißbuche fertigte. Aus jener Zeit stammt das Lied: Das Mühlrad hat Zähne, der Müller hat keine, doch des Müllers schöns Töchterlein, die ist feine . . . Das Stirnrad übertrug die Kraft seinem kleinen Bruder, dem kleinen Kegelzahnrad. Oft kam es vor, daß der kleine Bruder dem Großen seine Rippen eingestoßen hat, dann ging ein Poltern los. Doch das berühmte Klappern der Mühle kommt davon nicht. Dies vollzogen vielmehr Königsstock, Läufer, Tanzmeister und Rüttelschuh. So könnte auch die Überschrift eines Märchens heißen, nicht wahr? Aber diese Dinge sind beileibe keine Mär, sondern nur Bestandteile des Mahlgangs, der schweren Mühlsteine. Zu nennen ist dann noch das Herzstück der alten Mühle: der Mühlbeutel, der Vorläufer der Sichtmaschine, überzogen mit franz. Beuteltuch aus Wolle, später Seide. Da wurde das Mehl durchgerüttelt. Wenn ein Gassenjunge dem anderen zuschreit: ich beutle dich!, dann wissen wir was er meint. Das Wort Beutelschneider, mit dem früher ein ehrsameres Gewerbe bezeichnet wurde, dient heute aber weniger ehrlichen Machenschaften zur Verringerung des Geldbeutels zur Benennung. In der Ortsgeschichte von Pestenacker ist auf Seite 64 die Rede von einem gebeutelten Laib Brot. Ein Mann gab dem Verfasser die Aufklärung, daß dies ein Brot sei, aus weißem Mehl, das in Beuteln von der Mühle bezogen wurde. Da gibt doch unser Mühlbeutel eher einen Hinweis. Auch ist Kornmehl wahrscheinlich kein Vesenmehl, sondern der Bauer nennt hier so das Roggenmehl. Kern ist nicht gleichbedeutend mit Vesen (Dinkel oder Spelz), sondern der Kern wurde aus dem Vesen erst gewonnen durch das Gerben in der Mühle. Heute wird in unserer Gegend kaum mehr Vesen gebaut; die meisten Müller haben auch ihren Gerbgang schon

ausgebaut. Das Gerben in der Mühle war ein Kapitel für sich. Die Gerbsteine wurden höher geführt, als die Mahlsteine. Dadurch wurde der Kern herausgequetscht. Kern und Spreu wurden durch geschickte Kreisbewegungen mit dem Handsieb voneinander getrennt. Man hieß diese Arbeit das „Völlen“ und viel Staub gab es dabei zu schlucken auf der Gerbbank. Es ist zu verstehen, daß der Tag nicht ausreichte und ein Müllerbursch schrieb an einen Balken: „Müllerleben hat Gott gegeben, das schaffen bei Nacht hat der Teufel erdacht!“

Es ist kaum zu glauben und doch ist es wahr: in Walleshausen mülberte noch eine dritte Mühle. In den ältesten Akten des Grundbuchamtes wird auch die dortige Sägmühle als Mahl-, Säg- und Ölmühle bezeichnet. Auch der Beamte der Brandversicherung schrieb am 20. 2. 1878 in die Aufnahmetabelle für das Säg- und Mahlmühlgebäude folgenden Satz: Das Mahlmühlwerk ist demontriert und deshalb nicht mehr versicherungsfähig!

Die zweite (etwa 1910) stillgelegte Mühle finden wir in Wabern, am Laufe der Paar.

Alte Aufschreibungen melden:

Am 7. Oktober 1770, an welchem Tag die Gedächtnis der Kirchweih in Wabern war, brach bei dem Müller Georg Braunmühler, wie der Müller beim Essen mit den Kirchweihgästen saß, oben auf dem Boden Feuer aus und brannte das Anwesen so rasch nieder, daß die Dienstboten etc. nur die Kleider auf dem Leib retteten. Mit unaussprechlicher Mühe wurde der gegenüberstehende, mit Getreide angefüllte Stadel erhalten, wobei Cooperator Anton Streicher von Walleshausen das meiste beitrug. Derselbe hatte die Hände voll Blattern und war so voll Ruß, daß man ihn kaum mehr kannte. Die Mühle war aber noch nicht vollständig zusammengebrannt, wurde in Wabern im Wirtshause schon wieder getanzt, gejodelt, gespielt und von den Walleshauser Amtleuten gepascht. Der Vikar Ubaldus Gruber,

der dazukam, schlug voll Zorn den Musikanten mit dem Stock das Hackbrett in Stück und hätte es mit den Geigen bald auch so gemacht, worauf Ruhe wurde, eilte dann mit seinem Confrater, dem Pfarrhofknecht, dem unteren Müller von Walleshausen und seinem Knecht der Brandstatt zu und weil es noch brannte, ließ er, Balken und Holz auf Wagen fortschaffen und eine Wache aufstellen. Da die Witterung günstig war, wurde während des Winters die Mühle samt dem Ölschlag wieder aufgebaut und konnte schon um Christi Himmelfahrt wieder darauf gemahlen werden.“

Diese Mühle hatte neben den Mahlgängen im Jahre 1908 sogar schon einen Walzenstuhl (Fabrikat Ganz & Co., Budapest). Nach der Stilllegung wurde dort eine Schreinerei eingerichtet; in Verbindung mit der Paarregulierung (1927) Einbau einer Turbine. Die Kraft wird nun nur mehr für elektrischen Strom genutzt. Das Kataster verzeichnet: Haus Nr. 2 beim Müller; das Mühlgut mit radizierter Mahl- und Ölmühlgerechtsame.

Weitere eingegangene Mühlen finden sich in Dünzelbach, in Egling (untere Mühle), in Hausen b. M. an der Steinach, in Putzmühle an der Paar, in Winkl, in Adelshausen (Gde. Beuerbach), dann südlich von Landsberg: in Lechmühlen und Dornstetten. Sicher läßt sich diese Reihe noch um einige erweitern. Es wäre eine lohnende Arbeit, die Geschichte dieser ruhenden Triebwerke für das Kreisarchiv festzuhalten. Den klappernden Mühlen aber wünschen wir den alten Walz- und Wanderschaftsgruß vom Gesellen zum Meister: Glück zu! d. h. Glück immerzu!

Unterer Müller, Walleshausen
Hch. Welz.

Anmerkung:
„Der Heimatfreund“ 1957 Nr. 5, 1958 Nr. 1—3.

Das strohgedeckte Haus hielt die gleichmäßige Wärme

Bauart und Einrichtung eines Wohnhauses unserer Vorfahren am Lechrain

Nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, ist heute die Anlage und Bauart eines Wohnhauses anders geworden, als sie es noch vor 50 Jahren waren. Wenn heute dann so ein alter Bauer erzählt, wie man es früher ganz anders machte, so mag der moderne Mensch voll Verwunderung fragen, wie denn diese alten und einfachen Hütten bewohnbar gewesen sein sollen.

Die hier beschriebene Bauart war sicherlich schon vor vielen Jahrhunderten, ganz besonders aber seit dem Schwedenkrieg, am Lechrain gebräuchlich. Noch jetzt kann man solche Häuser mit wenigen Abänderungen in manchen Dörfern sehen. Ein solches Haus braucht nicht alle zehn Jahre auf modern umgeändert zu werden. Es stand nach 200 Jahren noch gut auf demselben Fleck, auf den es die Erbauer hingestellt hatten.

Der Neubau eines solchen Hauses war höchst einfach. Als Material diente fast ausschließlich Holz und Stroh. Nur an der Feuerstätte wurde eine kleine Wand aus luftgetrockneten Ziegeln aufgeführt. War der Boden etwas eben gemacht, so wurden sogleich ohne jedes Fundament die „Hauptschwellen“ in dem Umfange, wie eben später das Haus werden sollte, gelegt. Zugleich wurden alle „Geschwölle“ für die Zwischenwände gelegt und somit gleichsam in natura ein Plan gezeichnet. War auf jeder Ecke, deren das Haus stets sechs bis acht erhielt, eine Säule mit den nötigen Mauerbänken aufgesetzt, so war das Gerippe fertig und konnte nun sofort mit Stroh eingedeckt werden. Danach wurde die Wandung und die übrige Einrichtung hergestellt. So glich das Haus fast einem Zelt, da das Strohdach, außer einem Stück, wo die Stube lag, um das ganze Haus ging und fast den Boden berührte. Zugleich bot es Schutz für die hölzernen Umfangs-

wände und war die beste Schutzwehr bei Kälte oder Hitze.

Im Innern war ein solches Haus abgeteilt in die Wohnstube, das Auszugsstüble, die Küche, den Stall, eine Tennekammer und die Dreschtenne. Die Wohnstube, worin alles, mit Ausnahme des Ofens, aus Holz gefertigt war, hatte gewöhnlich vier Fenster. In ihr versammelte sich am Abend während der langen Wintermonate die ganze Familie und das Gesinde jeweils am Samstag vor dem Hausaltärchen im Herrgottswinkel, das oft mit einem alten Kruzifix, einer Marienfigur und einigen Heiligen-Täfelchen, meist Hinterglasmalerei, geziert war, zum Rosenkranz. An den übrigen Abenden rückten die „Weibervölker“, wenn der Lichtspan angezündet war, um den mächtigen Kachelofen mit der „Höll“ und dem „Kochröhrl“, das zum Backen der Krapfen und Rohrnudeln als der gewöhnlichsten Kost für Dreiviertel des Jahres diente, und ließen ihre Spinnräder surren.

Das Stüble, oft von der Stube aus, meist aber von der Küche aus zugänglich, hatte einen Ofen, ein Doppelhimmelbett, einen Tisch und eine Truhe, in der die verschiedenen Habseligkeiten aufbewahrt wurden und die man auch als Speisevorratskammer benützte. In der Küche war der Herd. Bis zum Beginn dieses Jahrhunderts bestand dieser aus einem „Dreifuß“ mit der „kupfernden Pfanne“ drauf, der über ein offenes Feuer gestellt war. Durch die „Kutte“, einem offenen Kamin, wie wir ihn jetzt noch allenthalben in einfachen Dorfschmieden sehen können, konnte der Rauch abziehen und durch ein großes Loch im Strohdach nach außen dringen. Als sonstiges Inventar der Küche durfte in jeder echten Bauernküche der „Krautständer“ und der „Milchkasten“, in dem das „Geschirr“ verstaut wurde und in den irdenen Töpfen die Milch zum „Stocken“ gebracht wurde, nicht fehlen.

Im Stall, der meist nur durch ein Viertel-Fenster erhellt wurde, war Platz für eine Kuh und eine Geiß.

Neben dem Stall befand sich öfters noch eine Kammer, die gern als Schlafgemach für die Kinder und als Rüst- und Rumpel-Kammer benützt wurde.

In der Mitte des Hauses lag die Tenne. Sie wurde hauptsächlich als Aus- und Eingang benützt, galt jedoch auch als Dreschtenne und Einfahrt. Über der Stube war noch eines der Hauptgelasse des Hauses, nämlich das Schlafgemach der Eheleute und Hausbesitzer, das durch eine Treppe, dem „Stiegle“, von der Stube aus zugänglich war. Das Schlafgemach besaß ein Fenster, einen von der Kammer aus zu betretenden Umgang, ein doppeltes „Himmelbett“, eine „Truhe“ für Kleider, da ein Kasten in solchen Häusern nicht bräuchlich war, und eine Wiege für den Schreihals, von der aus auch ein „Bendel“ auf die „Ofenbank“ in der Stube reichte. Die Haustür wurde durch ein hölzernes Blockschloß verriegelt, alle anderen Türen durch hölzerne „Fallen“ versperrt. Nur die Stube und das Stübli hatte Bretterböden, alle anderen Gemächer besaßen Naturboden, oft gar nicht einmal ordentlich eingeebnet.

Die Reparaturen an einem solchen Hause beschränkten sich auf die Unterhaltung des Dachstuhls. Das strohgedeckte Haus hatte den Vorzug der gleichmäßigen Wärme.

Für alle jene, die sich heutzutage abmühen, um ein eigenes Heim zu besitzen, und wissen, wieviel Arbeit und Geld nötig ist, mag noch gezeigt werden, wie einst die finanzielle Seite eines solchen Neubaus aussah:

Eichene Schwellen kosteten 1 Gulden im Jahre 1660, aber schon 50 Gulden im Jahre 1880; fünf größere Fenster 7 Gulden (40); sechs halbe Fenster 6 Gulden (12); Ofen und Herd 5 Gulden (40); Schloß mit Bund 2 Gulden (20); 50 Bauholz 25 Gulden zu 30 Kreuzer (150); 100 Tage Arbeit 20 Gulden zu 12 Kreuzer (80); 40 Bretter 4 Gulden zu 6 Kreuzer (40); 20 Arbeitstage hinzu 4 Gulden (10); 166 Strohbindel 16 Gulden (90); 10 Tage Dachdecken 2 Gulden zu 6 Kreuzer (10). Der Tagelöhner ohne Essen wurde zu 12 Kreuzer gerechnet.

Mag auch manche Bequemlichkeit in einem solchen Hause gefehlt haben, so waren doch die Leute, da sie von Jugend auf an Sparsamkeit gewöhnt waren, genauso glücklich und zufrieden, wie es die Menschen auch heute sein können, wenn mit einem getreuen Ehepaar der häusliche Frieden in das Haus einzog.

Anmerkung:
„Der Heimatfreund“ Nummer 4 Jahrgang 1953.



Aelteste Ansicht von Walleshausen nach einer Fotografie um 1890

Heimatpflege und Heimatmuseum

Bauer und Heimatpflege

In Friedenszeiten gewinnt die Heimatpflege und der heimatkundliche Gedanke allerorten mehr und mehr an Bedeutung und Interesse. Auch bei der kürzlich stattgefundenen, in dankenswerter Weise von einem heimatvertriebenen Lehrer einberufenen 1. Tagung der Heimatfreunde und -forscher im nördlichen Landkreis, auf Schloß Kaltenberg, waren erfreulicherweise auch einheimische Bauern und Handwerker zugegen. Möge es auch bei der nächsten Tagung so sein! Es genügt allein nicht, daß im Haushaltplan vieler Gemeinden ein kleiner finanzieller Posten für Heimatpflege eingesetzt ist; auch die Mitarbeit von Personen gerade aus dem Bauernstand, die Liebe und Interesse für die Heimatsache haben, ist erwünscht und erforderlich. Die eigentliche Heimatforschung zwar soll den Männern und Frauen vorbehalten sein, die die nötige Bildung und das geistige Rüstzeug hierzu haben. Doch gilt auch für die bäuerliche Bevölkerung das Wort eines alten Römers: „Es ist eine Schande, in der Heimat zu leben und sie nicht zu kennen“. Aus der Vergangenheit, aus der Geschichte kann man nur lernen.

Heimat ist im großen gesehen unser liebes deutsches Vaterland. Doch unserer engeren Heimat im großen Raum soll zuerst unser Denken und Fühlen gelten. Wenn man heute von fernsten Ländern her in unser Vaterland kommt und bestaunt die Wieskirche und andere Bauwerke der Wessobrunner, so soll es gerade uns Bauern mit Freude und Stolz erfüllen. Denn Bauern waren es des öfteren, die in der schlimmen Säkularisationszeit mit ihrem Geld, wenn auch nur aus frommem Sinn heraus und nicht aus Kunstverständnis, so manchen kunstvollen Tempel vor dem Abbruch retteten.

Wie oft hört und liest man, daß unsere Bauernjugend Reisen unter-

nimmt in die Schweiz, nach Italien und andere Länder. Fragt man dann den jungen Bauern, ob er etwa schon das Grab des hl. Rasso gesehen, die tausendjährige Edignalinde in Puch bestaunte, die älteste Kirche des Paartals, St. Blasius in Egling, besuchte, die Römerschanze und Hügelgräber bei Haltenberg oder die Einrichtung des Schlosses Weyern bewunderte — so erhält man meist einen verneinenden Bescheid. Dabei haben wir aber nur einige Sehenswürdigkeiten unserer engeren Heimat genannt. Kreis und Stadt Landsberg besitzen ja so viele sehenswerte Denkmäler in Kunst und Natur.

Zur Heimatpflege gehört auch die Erhaltung und Hochschätzung unserer Dorfaltertümer. Denn aus dem Alten ist das Neue entstanden. So mancher hervorragende Künstler aus bäuerlichem Blute spricht durch seine Werke noch nach Jahrhunderten zu uns.

Unser Landrat hat kürzlich im Amtsblatt einen Aufruf erlassen, alte Kunst- und Kulturwerte nicht zu verschleudern. Sehr gut! Haben wir auf dem Lande nicht schon allzu oft erlebt, was z. B. bei Abbruch eines Hauses oder bei der Speicherräumung für schöne Dinge zugrunde gingen, ja manchmal mutwillig zusammengeschlagen wurden. Oft geht es manchmal aber auch so im bäuerlichen Leben: Der eine Bauer hält das schöne alte Stück lebenslang in Ehren — sein Nachfolger hat einfach keinen Sinn dafür, er verkauft das „alte Zeug“ für ein paar Mark dem Trödler aus der Stadt. Viele Dinge sind so verschwunden, die von Not und Fleiß, vom Geschehen in unserer Heimat erzählen könnten. Es sollte in jedem Dorf vom Gemeinderat ein geeigneter Mann als Ortsheimatpfleger aufgestellt werden, der ein wachsames Auge auf die Dorfaltertümer hat. Oft könnte dadurch ein übereilter Verkauf an den Antiquität-

tenhändler verhindert oder das Stück vielleicht für gleiches Geld für ein späteres Dorfmuseum gerettet werden. Die Kreisheimatpfleger würden sich hierzu wohl gerne mit ihrem Rat zur Verfügung stellen. Wir wollen durchaus nicht sagen, es soll jede schöne Hausfigur, die Jahrhunderte das Bauernhaus geziert hat, jedes Kreuz und Hinterglasbild aus dem Herrgottswinkel heraus und in ein Museum wandern. Nein; denn diese Plastiken und Bilder sollen dort bleiben, wo sie sind und hingehören und sollten vom Besitzer in Ehren gehalten werden. Wo aber dies nicht der Fall ist und Gefahr besteht, daß sie abwandern, da wäre es besser, wenn hier der Ortsbeauftragte rettend eingreift. Der Krieg hat ja soviel Kulturgut zerstört, so daß wir über das, was noch vorhanden ist, doppelt wachsam sein sollen.

Unser Landkreis hat in letzter Zeit sehr aufgeholt: Straßen, Schulen, Wasserleitungen wurden gebaut. Wäre es nicht möglich, zu Lehr' und Nutzen unserer Schuljugend und besonders der bäuerlichen Berufsjugend ein bäuerliches Museum einzurichten? Wir haben zwar Heimatmuseen in Landsberg und Dießen. Aber ein bäuerliches Museum sollte auch die Dinge enthalten, die heute im Zuge der Technisierung unserer Landwirtschaft in die Ecke gestellt werden. Der Landkreis Pfarrkirchen hat vor drei Jahren eine moderne Landwirtschaftsschule errichtet. Ein Raum wurde dort der alten bäuerlichen Kunst gewidmet. In der Kreisgemeinde Walleshausen hat man 1951 anlässlich eines Heimattages im Schulhause eine Ausstellung altbäuerlicher Kunst und alter landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte gezeigt. Man kann sagen mit vollem Erfolg! So viele Landleute und Jungbauern, die an den zwei Tagen diese kleine Schau besuchten, kann das Großstadtmuseum, wohin gewöhnlich, der Wissenschaft wegen, unsere Bodenfunde wandern, in einem Vierteljahr kaum an Landbesuchern verzeichnen. Spricht es nicht aus jedem Dreschflegel, aus jedem Spinnrad zur Seele

der jungen Menschen, die beim Bauernstand verbleiben wollen: Bleib der Scholle treu wie deine Vorfahren. Sie hatten es schwerer, mit unzulänglichen Geräten im Bauernwerk zu schaffen, als du es nun kannst mit modernsten Maschinen. Werde aber du selbst nicht zur Maschine, pfleg' altes Brauchtum und laß auch du die Kirche beim Dorf wie deine Ahnen vor dir es taten!

Es folgt nun ein Verzeichnis der Stücke, die in einem geplanten Bauernmuseum in den 1. Raum kommen sollen. Soweit ein * hinter dem Gerätenamen steht, ist dieses Stück in einer privaten Sammlung in Walleshausen bereits vorhanden. Vielleicht kann der eine oder andere Heimatfreund das noch Fehlende durch eine Leihgabe ins künftige Bauernmuseum zur Verfügung stellen. Eine kurze Nachricht an das „Landsberger Tagblatt“ (betrifft Bauernmuseum) würde schon genügen.

Altbäuerliche Geräte: hölzerner Pflug*, Egge mit hölzernen Zähnen; Einrichtung der Flachsbrechstube; Krammel*, Schwinge*, Hechelstuhl*, Garnhaspel mit Zählwerk (das automatisch die Ellen zählte), Kunkel, Spinnrad*, Webstuhl (denn fast in jedem Ort waren früher Leinenweber), Gsottstuhl* (das Qualinstrument der Bauern), selbstgemachte, hölzerne Heugabeln, Rechen, Dreschflegel*, Heuzupfer und Heumesser*, Sicheln, Rasenschneider, Borzen- und Rübenhackmesser*, das Hebegerät genannt der Schnackler*, Werkzeuge zur Herstellung hölzerner Dachrinnen* und Brunnenrohre, Pumpbrunnen aus Baumstämmen, die riesige Speicher-Sackaufzugswinde mit Eichenholz-Zahnradern*, Schaffsack mit origineller gotischer Aufschrift* (Gerade solche Sackaufschriften können oft viel erzählen. So war in Hausen b. G. einmal ein Sack vorhanden mit dem Aufdruck: Halbinger, Schloß Emming); Tellerhebelwaage des Dorfkrämers*, alte Holzmaße*, Getreideviertel* (vielleicht mit Vesen gefüllt!), Mehdreißiger; Strohflechtarbeiten: Hausschuhe, Zier- und Immenkörbe*, Prunkpferdegeschirre, ein Hochrad,

Nachtwächterdienstrock, Glocke Hel-lebarde, Laterne*; Musikinstrumente: Hackbrett, Fiedel; Waffen aus den Bauernkriegen; Vorgeschichtsfunde: Urnen, Münzen, Hufeisen*, Totenbretter, weiß-blauer kgl. bayer. Wegweiser; Dorfhandwerk: verzierte Hobel- und Schnitzwerkzeuge*, handgeschmiedete Schlösser, Nägel, Türbänder, Grabkreuze*; Dorfarchiv: alte Flurpläne, Hofübergabebriefe, Urkunden (wie Bierbücher!) aus der Dorfgeschichte*.

Modelle: Göpel, Dreschmaschine (sogenannter Bodenspucker mit Handantrieb), Wagen mit Holzachsen, Planenwagen des Botengeschäfts, alte Mahl-, Säg- und Ölmühle; alte Jägerei: Armbrust, Vorderladergewehr mit Pulverhörner*, alter bayer. Soldatenrock*, Säbel und Auszeichnungen der Weltkriege*, Bombensplitter* und ähnliches.

2. Raum: Bauernküche: offenes Feuer, Kutte, Dreifuß*, Hackenkette, Kessel, Ofengabel*, geschnitzter Milchkasten mit Weidlingen und Brettlein*, Stampfbutterfaß, hölzerne Schnittwasserfaß und Saukübel, Holzpitschen*, Kupferpfannen aller Größen und Formen*, Tongeschirr*, Bratreinen aus Ton, altes Eßbesteck und Spieße*, Mußständer*, Kuchenmodel und Backformen*, Tonkrüge und Schüsseln*, bemalte Wasser- und Bierkrüge*, Zinnteller und Krüge*, Stallaterne*, altes Kochbuch*, Steinbügeleisen*, Näherinhenschraubstock*.

3. Raum: Stube: alter Bauernherrgott*, Hinterglasbilder*, Rokoko-Prunkofen*, Himmelbettstatt, bemalte Bettlade*, Fleckerlteppich, bemalte Truhe*, Kindersitzbank*, bemalte Wiege, Bauerntisch und Stühle*, Gemeindegasse aus Eichenholz mit 3 Schlössern*, geschnitzte Uhr*, geschnitzter bemalter Kleiderschrank* mit Bauerntrachten*, Spazierstock*, Bauernschmuck*, geschnitzte Schnupftabaksdose und Tabakspfeife*, handgeschriebenes Gebetbuch*, alte Bibel*, Rosenkranz mit 7 Gesetzchen und Silberkapsel* und dergleichen mehr.

So könnte also ein Bauernmuseum ausgestaltet sein. Hoffen wir, daß dies schöne Werk einmal gelingt. Wer hilft mit?

Anmerkung:

Landsberger Geschichtsblätter Nr. 4, 44. Jahrgang (1954), S. 31/32.

Ein alter Bauer aus Walleshausen im Kreis Landsberg erzählt

„Wie man zu einem Heimatmuseum kommen kann“

Wie er zu einem eigenen Heimatmuseum kam, das er auch heute noch betreut, das schildert unser Leser Heinrich Welz in der nachfolgend abgedruckten Niederschrift. Das Pfarrdorf Walleshausen, in dem es zu finden und zu besuchen ist, liegt im Landkreis Landsberg. Herr Welz hat das Glück, daß sein Sohn Franz (23) sein Erbe weiterführt — auch im heimatgeschichtlichen Bereich: „Er tritt ganz in die Fußstapfen seines Vaters“. — Gerne drucken wir die Ausführungen des „alten Welz“ im nachfolgenden wortgetreu ab; sie könnten manch anderem Heimatfreund Anregung sein. D. Red.

Wer die Bahnstrecke Augsburg — Weilheim fährt und bei der Station Walleshausen den Blick gen Westen aus dem Wagenfenster richtet, wird beeindruckt sein von dem Bilde, das die Kirche und der Pfarrhof von Walleshausen dem Beschauer bietet. Der monumentale Bau des Augustinerchorherrenstiftes, überragt vom herrlich gegliederten Turm der schönen Marienkirche, ist wie ein ständiger Gruß an alle, die das Dorf besuchen. Nicht weit davon entfernt, etwa 200 m nach Norden dem Ufer der Paar entlang, steht wieder ein altes Gebäude mit Walmdach, wie es Pfarrhofgebäude tragen: Die ehemalige Pollinger Klostermühle, in alten Urkunden „Laichmühl“ genannt. Es ist dies mein (des Schreibers) Geburtshaus.



*Untere Mühle Walleshausen
(rechts im Bild die ehemalige Heimatstube)*

Wenn auch infolge der Zeitverhältnisse und Rationalisierung vor einigen Jahren der Mahlbetrieb eingestellt wurde und der junge Besitzer sich eine moderne Wohnung in den alten Mühlenraum einbaute, so kennt man doch am unveränderten Äußeren, daß es sich hier um ein Gebäude handelt, das die Geschichte mehrerer Jahrhunderte erfahren hat. Die Mühle wurde 1477 von Jodokus Zymerman auf Tuffsteinquadern vom Huglfinger Steinbruch erbaut. Drei alte Wasserräder, unterschlächtiger Art, waren hintereinander angeordnet und jeder Mahlgang (Steine) hatte einst sein eigenes Rad. Da machten „Tanzmeister“ und „Rüttelschuh“ natürlich ein richtiges Geklapper. Mit mehreren Pferdegespannen holte das Kloster Polling einst das aus dem Zehentsgetreide gemahlene Mehl. Als junger Bursch fesselten mich besonders die mit Bleistift geschriebenen Verse der „Zumüller“ (Mahlknechte), die sich an den Müh-

lenbalken und am eichenen Mühlstuhl verewigen wollten. Da stand z. B.: Aus Liebe: Stets wandle auf blumigen Wegen dahin, wo Rosen und Veilchen und Myrrthen dir blühn, und darf ich bescheiden ein Blümchen auch streun, so soll es ein stilles Vergißmeinnicht sein.

Ein anderer Mühlbursch scheint wohl schwermütige Liebesgedanken gehabt zu haben, weil er darunter schrieb: Ich möchte sterben in des Lebens Mai, eh' der Mittag sich zum Abend neigt, eh' die gebrechlich müde Hülle die Fülle der verlebten Jahre zeigt!

Andere Müller beschrieben mit ihrem „Schwarzstift“ die materielle, die heitere und die schwere Seite des Müllerberufes so: Müllerleben, ein schönes Leben, wenn die Leute Trinkgeld geben; ein anderer aber meint: Müllerleben hat Gott gegeben, das Mahlen bei Nacht hat der Teufel erdacht!

Dazwischen stand: Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.

Auf dem schweren Dachstuhl war eine Jahreszahl mit römischen Ziffern eingestemmt. Dazu die Buchstaben AM (wohl Anton Miller). Denn vor zweihundert Jahren, anno 1769, wurde in der Mühle der bayer. Rat und Advokat Dr. Josef von Miller, ein damals berühmter Rechtsgelehrter, geboren. König Maximilian erhob ihn 1819 in den erbl. Adelsstand. Seine Tochter ehelichte den Meister der Münchner Schönheitsgalerie, Josef Stieler. Der Sohn der beiden war der Dialektdichter Karl Stieler.

Der Schreiber dieser Zeilen war noch ein Knabe, als sein Vater eines Tages Besuch erhielt von einem Nachkommen des Millergeschlechtes und dieser ihm von seinen Familienforschungen erzählte, so auch, was bisher in Walleshausen unbekannt war, die Herkunft seines Ahnen Josef von Miller aus eben dieser Mühle. Die Pfarrbücher wiesen es damals auch aus, was wir bislang nicht wußten. Wohl hatte ein alter Mann die Sage erzählt, daß um 1820 herum jedes Jahr ein feingekleideter Herr aus der Stadt nach Walleshausen kam; er habe den (heute alten) Birnbaum nahe bei der unteren Mühle geküßt und gesagt: Diesen Baum habe er in seiner Knabenzeit mit seinem Vater gepflanzt.

Dieses alles mußte ich vorausschicken, um verstehen zu lassen, warum ich von jung auf ein Interesse für Heimatgeschichte und Dorfaltertümer hatte. Auch ich sah schon früh die unaufhaltsame Umstellung im bäuerlichen Bereich voraus. Ich sammelte schon im Alter von 20 Jahren alle erreichbaren Flachsbearbeitungsgeräte vom Brechstuhl bis zum Spinnrad, Dreschflegel, Heugabeln, Aufzug- und Hebegeräte, Gsottstuhl, hölzerne Pflüge, Eggen, Truhen, Bauernschränke, Waage des Dorfkrämers, offenes Herdfeuer mit allem Zubehör, Tonkrüge und Zinnteller, Trachten und Schmuck, alte Urkunden und Pläne, Gemeindekasse mit 3 Schlössern, alte Beschläge, Münzen, seltene

Steine, Uniformen und Waffen, Heiligenbilder hinter Glas, Werkzeuge der Maurer, Zimmerer und anderer Dorfhandwerker. So mancher alte Bauer hat mir ein Stück geschenkt mit den Worten: „Heb's auf für die nachkommende Generation, damit die auch wissen, wie wir uns plagen mußten! Vier Räume sind nun gesteckt voll von Raritäten. Und Lehrer und Schulkinder besuchen des öfteren meine Sammlung. Anfügen darf ich vielleicht auch, daß ich für die Mitarbeit am bayer. Wörterbuch die Andreas-Schmöller-Medaille erhielt. Für 35jährige Chorleiterdienste im Kirchenchor und bei Gesangsvereinen und für mehrere heimatgeschichtliche Aufsätze wurde ich vom Landkreis mit der silbernen Ehrenmedaille ausgezeichnet. Die Paracelsus-Gesellschaft ernannte mich zum Ehrenmitglied. Wenn ich nun im 6. Lebensjahrzehnt auf die Vergangenheit zurückblicke, erfüllt es mich mit Freude und Stolz, meiner geliebten Heimat einen Dienst erwiesen zu haben.

Anmerkung:
Altbayerische Heimatpost, Nr. 33
(1969), Seite 9.

Eine kleine Führung durch die Frühgeschichte in der Heimatstube Walleshausen

Daß die Heimatstube in Walleshausen rege besucht wird, bezeugt welch großes Interesse dieser Sammlung entgegengebracht wird. Die „Kuchel“ und die Wohnstube veranschaulichen recht deutlich, wie unsere Vorfahren vor etwa 100 Jahren gewohnt und gelebt haben und wie diese alte Wohnkultur dabei eine gewisse Behaglichkeit ausstrahlte. Herr Mühlenbesitzer Welz, hat jahrelang emsig Stück um Stück zusammengetragen. Mit besonderem Dank soll an dieser Stelle auch jener Bauern und Handwerker in Walleshausen gedacht sein, die dazu beigetragen haben.

Im Hinblick auf den Anschauungsunterricht für die Schüler als an-



*Heinrich Welz vor dem Eingang zu seiner bekannten Heimatstube
in Walleshausen*

gehende Bauern, aber auch aus dem Grunde, weil dieser Ort besonders reich an vor- und frühgeschichtlichen Funden ist, lag es nahe, auch der Vorzeit ein bescheidenes Plätzchen einzuräumen. Wieweit im Zuge des Aufbaues dieser Abteilung die Arbeit gediehen ist, aber auch aus dem Grunde, um den Besucher vorzubereiten, soll in den folgenden Zeilen kurz darüber berichtet werden.

Die ausgestellten Fundstücke selbst sind bei Flurenbegehungen unter Anleitung des Lehrers von den Schülern zusammengetragen worden. Die in München und Augsburg in den Museen lagernden Stücke, die früher hier gefunden wurden, sind durch Fotos und Pläne ergänzt. Der erstmalige bescheidene Versuch nimmt nur eine Fläche von 4 qm ein.

Ein Beil aus Hirschgeweih — 18,5 cm lang — wurde von Herrn Braummüller in Walleshausen—Petzenhofen im Mooracker gefunden und der vorgeschichtlichen Sammlung der Heimatstube geschenkt. Auf Grund der Bestätigung des Landesamtes für Vorgeschichte in München handelt es sich hierbei um eine vorgeschichtliche Axt der späten Steinzeit, etwa 2000 v. Chr., welche der sogenannten Altheimer Kultur angehört. Diese ist uns durch die umfangreichen Funde bei Altheim im Bezirk Straubing bekannt. Aus der gleichen Zeit und aus der gleichen Gegend, nur etwa 3 km weiter westlich bei dem Ortsteil Saag, wo die Gemarkungsgrenzen von Walleshausen und Pestenacker zusammenstoßen, liegt bereits ein größerer zweiter Fund im Landes-

amt für Vorgeschichte in München vor. Er besteht in der Hauptsache aus Scherben größerer und kleinerer Urnen, die noch ohne Töpferscheibe — die erst in der Bronzezeit aufkam — gefertigt sind. Diese rohgebrannten Töpfe sind, abgesehen von ihrer Form, charakteristisch durch ihre Buckel, Henkelösen und den Zackenrand. Dazu gehören einige Steinbeile, die noch nicht gelocht sind, sowie ein kugeliges Fauststein, mit dem die Getreidekörner noch mühselig in einer Steinschale wie in einem Mörser zerquetscht wurden (Vorläufer unserer Mühlen). Abbildungen hiervon sowie einige Scherben und Stücke von Hirschgeweih befinden sich im Original auch in der Heimatstube Walleshausen. Die Schulkinder haben diese selbst als Oberflächenfunde zusammengetragen.

Diese Originalfunde und Abbildungen geben ein deutliches Bild der



Die Kuchel in der Heimatstube

primitiven Lebensweise dieser uns noch unbekanntten Menschen, die vor rund 4000 Jahren bereits auch das obere Paartal als Jäger und Fischer durchstreiften. Wir müssen uns dabei vergegenwärtigen, daß damals Bronze und Eisen noch unbekannt waren und diese überaus seltenen Funde zu den ersten Beweisen menschlicher Besiedlung unseres bayerischen Raumes gehören. Wie mühselig muß die viereckige Lochung des harten Materials der Axt damals hergestellt worden sein, durch die der Stiel eingeführt und wahrscheinlich mit Bast festgebunden wurde! Sie diente wohl als Vorläufer des Pfluges der Feldarbeit, wohl auch als Waffe und zum Enthäuten der Felle.

Mit diesen zwei Funden aus der Steinzeit innerhalb der Gemarkung Walleshausen beginnend, weist die kleine vorgeschichtliche Sammlung der Heimatstube des Mühlenbesitzers Welz z. T. in Originalen und z. T. guten Abbildungen die ununterbrochene 4000jährige Besiedlung des Dorfes nach.

Aus der Bronzezeit (etwa 600 v. Chr.) zeigt ein Foto in Originalgröße den in München lagernden Fund der Bronzebeigaben eines Frauengrabes, das am Rande der hiesigen Kiesgrube entdeckt wurde. Außer fünf Gewandnadeln, einem Halsreif und zwei Armringen aus Bronze interessiert heute die Mädchen noch besonders der tadellos erhaltene durchlochte Eberzahn, der damals als Schmuck an der Halskette von der betreffenden Frau mit Stolz als Jagdtrophäe ihres Mannes wohl getragen wurde. Diese Lieblings- und Schmuckstücke wurden also der Frau mit ins Grab gegeben — aus der gleichen Epoche zeigt ein anderes Foto die zwei sehr schönen Bronzebeile, die vor etwa 40 Jahren an der Kiesgrube Walleshausen — Unfriedhausen gefunden wurden und ebenfalls den Sammlungen in München einverleibt sind.

Alle diese Lichtbilder zeigen die vorgeschichtlichen Fundstücke der Gemarkung Walleshausen, die sonst



Bauernstube mit Einrichtung

keinem Besucher des Münchener Museums zugänglich sind, weil sie sich dort in der Studiensammlung befinden.

Die folgende Eisenzeit, in der die Kelten, ein indogermanischer Volksstamm, hier noch in der Römerzeit um Christi Geburt herum wohnten, ist gleichfalls durch viele Funde in unserer Flur belegt. Das schönste Zeugnis bildet der Rundwall am Waldrand, mit einem Durchmesser von rund 50 m. Der Wall ist stellenweise noch 5 m hoch. Er diente den Bewohnern der Umgebung in Notzeiten zur Sicherung ihres wichtigsten Besitzes, des Viehbestandes. Daher die Größe. Natürlich werden hier für längeren Aufenthalt auch Holzhütten den damaligen „Flüchtlingen“ notdürftig Unterkunft gegen Unwetter gewährt haben, was die gefundenen Asche- und Scherbenreste an einer Feuerstelle innerhalb des Walles beweisen. Gegen das Paartal zu fällt der Ringwall mit seinen steilen Wänden aus Nagelfluh ab. Die Ostseite ist durch einen tiefen Graben geschützt. Der Hochwald hat die Anlage vor menschlichen Eingriffen ge-

schützt (Plan). Nur etwa 250 m östlich davon liegen im Hochwald fünf Grabhügel aus der gleichen heidnischen Zeit. In dem angrenzenden Eglinger Wald sind es gar noch 14. Füchse haben kleine Scherben und ein Bronze-Kügelchen herausgescharrt, die in der Heimatstube zu sehen sind. Alle 15 bisherigen vorgeschichtlichen Fundstellen sind auf dem Meßtischblatt in der Mitte der Wand durch Stecknadeln gekennzeichnet. Durch Fäden wird auf die Funde hingewiesen.

Die Eisenzeit fand eigentlich ihren Abschluß mit der rund 300jährigen Römerherrschaft in unserer Gegend. Das prächtigste Zeugnis der Römerzeit zeigen die fünf Fotos in Originalgröße von den Fundgegenständen eines römischen Offiziersgrabes auf unserem sogenannten „Steinplattenacker“. Auch diese Gegenstände selbst hat bisher kein Walleshauser gesehen, denn sie wurden auch nach München gebracht. Vor etwa 50 Jahren stieß ein Bauer mit dem Pflug an der Stelle auf Steinplatten. Darunter befand sich zunächst, wie das eine Lichtbild zeigt, eine sehr dünne

Kugel-Glasurne von edelster Form, wie sie damals die Römer als ausgezeichnete Handwerker und Künstler fertigten. Darin liegen noch die Asche- und Knochenreste des römischen Offiziers. Als Beigabe stand daneben, gleichfalls sehr kunstvoll gefertigt, ein Weinkrug aus Glas mit zwei Henkeln. Zum Trinkbecher diente ein aus einem Stück Stein — Schweizer Herkunft — gedrehter Becher. In einer schwarz graphierten zierlichen Tonvase mit engem Fuß, in Form der griechischen Amphoren, befand sich wohl die Speise für die

Seele des Verstorbenen zur Wanderrung in das Jenseits. Auf den schwarzen Untergrund der Vase sind wahrscheinlich mit einer Spritze weiße Strichmuster aufgetragen. Damit die Seele sich in der Finsternis zurechtfinden konnte, wurde ein kleines Öllämpchen aus Ton als Beigabe nicht vergessen. Damit sie sich auch gegen Feinde wehren konnte, wurden ihr 2 Dolche beigelegt, die das Foto zeigt. Diese Beigaben erhellen allein das Sittenbild jener Römerzeit in unserer Heimat recht deutlich. Die Dinge reden anschaulicher als lange Beschreibungen. Ein Foto von der Rekonstruktion einer römischen „villa



Schlafkammer in der Heimatstube

rustica“ aus dem Augsburger Museum rundet das Lebensbild jener Besatzungsmacht vor 2000 Jahren zu einem lebenden Ganzen. Natürlich bedarf hierzu jeder Gegenstand eingehender und beschaulicher Betrachtung.

Nicht allein für unseren Schulunterricht erweckt besonderes Interesse das erstmalige Auftreten des Bajuwarischen Volkes auf unserem Boden etwa im 6. Jahrhundert mit den Merowingern. Auch dafür bieten sich in unserer Gemarkung Zeugnisse. Der eiserne Schildbuckel, der beim Abbau der Kiesgrube am Südausgang des Dorfes gefunden wurde, der auch im Bild gezeigt wird, da der Gegenstand selbst in München ist, gehört dieser Zeit an. Ein gleicher Schildbuckel stammt aus Egling. Im nördlich angrenzenden Raum, heute bereits auf Eglinger Boden, hat das Kieswerk einen großen Friedhof mit typischen Reihengräbern der Merowinger Zeit freigelegt. Die Gräber enthalten außer Perlen und Glasresten vor allem Waffen und Ausrüstungsstücke. Leider ist ein Großteil dieser Funde verschwunden. Das Münchener Museum verwahrt hiervon ein Lang- und ein Kurzsword (Sax) und vor allem als Glanzstück der Sammlung für die Kulturepoche eine Gürtelzunge aus Eisenblech (etwa 10 cm lang), die sehr kunstvoll mit Silberdraht und Messing plattiert ist. Auch diese ist im Bild in der Heimatstube zu sehen. Ebenso schließt diese Epoche mit dem Bild

von der Rekonstruktion eines solchen Merowinger Dorfes ab.

Als bedeutendstes frühgeschichtliches Zeugnis in Walleshausen darf wohl der Burgstall am Paarufer bzw. am Waldrand angesprochen werden. Pläne hiervon zeigen die genauen Ausmaße. Wiederum haben die Schulkinder als Oberflächenfunde von dort Urnenscherben zusammengetragen, die zur Schau gestellt sind. Die Scherben lassen darauf schließen, daß diese gewaltige Anlage noch im späten Mittelalter bewohnt war. Der Höhenunterschied von der Paarsohle bis zur Spitze dieser gewaltigen künstlichen Aufschüttung beträgt 30 m.

Dieses Stück Heimatgeschichte, das in 4 qm Wand festgehalten ist, stellt die lebendigste Chronik der Vor- und Frühgeschichte von Walleshausen dar. Alles aufgrund der Funde in der eigenen Gemarkung. Der Pflug des Bauern hat hier das große Buch der Vergangenheit immer wieder durch Jahrhunderte „umgeschlagen“ und heute muß er aufs neue lernen, daraus zu lesen, insbesondere unsere Jugend.

Wer tut das gleiche für sein Dorf? Die „Landsberger Geschichtsblätter“ bieten dazu jedem Anfänger vorzügliche Handreichungen. E. Boidol*

Anmerkung:
Auszug aus „Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 8, 44. Jahrgang (1954), S. 60, 61, 62.

*Edgar Boidol († 1962) widmete sich als Hauptlehrer an der Volksschule Walleshausen gleichfalls mit großer Hingabe der Heimatpflege. Er unterstützte vor allem den Aufbau der Heimatstube durch eine Ausstellung im Schulhaus anlässlich des Paartaler Heimattages 1951. Boidol befaßte sich insbesondere mit der Vor- und Frühgeschichte und fertigte zahlreiche Fotos an.

Mundart

Seltsame Mundartbezeichnungen in unserer Lechrainheimat

Der Ausländer, der die deutsche Sprache erlernt, meint, sie sei schwierig. So mancher Gegenstand und manches Ding hat oft zwei oder mehr Bezeichnungen; denken wir nur z. B. im bäuerlichen Lebenskreis an Scheune, Scheuer, Stadel, Ökonomiegebäude — alles ein und dasselbe. Zu diesen Bezeichnungen kommen noch die mundartlichen Ausdrücke hinzu, die ja fast in jedem Landkreis wieder eine andere Sprachform haben.

Bedeutungsvoll und wichtig ist die Mundartforschung. Man kann hieraus sogar Schlüsse ziehen auf das einstige Vorhandensein alter Völkerstämme in unserem Gebiet. Die Heimatverbände veranstalten eigene Tagungen mit Mundartsprechen. Denn auch die heimatliche Mundart, die am deutlichsten auf dem Lande noch erhalten blieb, ist auch dort infolge Technisierung und Maschine und anderer Umstände mehr und mehr am Aussterben. Sie folgt ins Grab den Flurnamen, die der Bauer in reicher Vielfalt wußte. Auch wird der Bauer auf seinem nun bereinigten Flurkomplex zum Einsiedler werden. Einen einstigen fröhlichen Zuruf des Schnitters von hüben: O(b)gmaht!, dem dann die vielsagende Antwort von drüben entgegenhallte: O(b)gspunnal wird es nicht mehr geben. So wollen wir doch noch in pietätvoller Erinnerung an unsere Vorfahren auf der Scholle einige mundartliche Namen, die ja gerade zwischen Saat und Ernte in großer Zahl vorhanden waren, aufschreiben.

Zur Saatvorbereitung ist „rogles Land“ (krümelige Erde) nötig. „Keifer Boden“ (fester Boden) ist nicht erwünscht. „Hauet“ ist das gesamte Feld. Hat der Boden „Klumsen“ (Risse), ist es viel zu trocken. Ein „Gehrenacker“ (auf Spitze zulaufend) ist umständlich in der Bearbeitung; eine „Breiten“ ist kamott (komod). Der Samen wird mit einem „Reuter“

(Sieb) „geföllt“ (gereinigt). Dann spitzt der „Sacheret“ (Saatkeim) aus dem Boden. „Reif“ (Frost) oder „Schaur“ (Hagel) mög der Himmel verhüten. Vor einem „Stieber“ (Gewitter) ist es meist „dämpfig“ (schwül) und es blitzt und „darft“ (donnert). Auf dem Bodebraacker (Kartoffelacker) im „Dreijuchertfeld“ (Fläche) sind „Schielen“ (Schollen — grobe Knollen). Das Unkraut: die Rüblein (Hederich), den „Korabeißer“ und „Kleeteufel“ hat wohl der böse Feind gesät. Nun „schöpft“ (blüht) das „Troad“ (Getreide). Der „Mühltau“ bewirkt taube Ähren. Die Befürchtung „d'Sunn übermachts“ und es gibt dann nur „eindiegnete“ (eingeschrumpfte) Körnlein, hört man oft vor dem Schnitt. Ein „Trodlar“ oder „Gäspelewind“ (Wirbelwind) würde die „Haberhatteln“ (Haferähren) ausbeuteln. Der Bauer richtet die „Säges“ (Sense) mit dem „Worb“ (Stiel) „Gaukel“ (Holzbogen) „Krücke“ (Griff) und dem „Kumpf“ (Wetzsteinbehälter) her. Früh Morgnist (morgens) ziehen „Ehhalten“ (Dienstboten) und Schnitter hinaus. Bis zum „Nobed“ (Nachmittag) ist ein schönes Stück „Sämetlein“ (Gerstenzeile) gemäht. Anderes Getreide liegt auf „Schlauen“ (Schwaden). „Nächt“ (gestern) und „vornächt“, „diemal“ (manchmal), „derweil“ (derzeit) sind beliebte Verbindungswörter in der Unterhaltung beim „müahligen“ (mühseligen) Mähen. „O jekkes“ ist ein Erstaunensruf. Dreht sich die Unterhaltung bei der Brotzeit am Ende gar um den „eaden“ (grantigen) Bauern oder um die Bäuerin, die entweder ein „guts Leut“ oder eine „Hachel“ (Ratschweib) ist, weil sie einen „laken“ (warmen) „Schöps“ (Erntedünnbier) aufs Feld geschickt hat, wo man doch so „verlegt“ (erschöpft) und „verlechnet“ (ausgedörnt) ist. Vielleicht ist aber ein „lacker“ (nicht genügend kräftiger) Erntehelfer dabei, für welchen eine „Rührmilli“ (But-

termilch) besser wäre. Die Gerste hat heuer lange „Egen“ (Grannen), aber auch feste Körner, da leidets einen „Progel“ (Stolz). Eine „Dirn“ (Magd) hat ein „richtigs Gster“ (unmögliches Arbeiten). Sie ist aus einem „Ried“ (kleiner Ort) und macht viel „Riedstroh“ (Gestreu). Der Schnitt „blangt“ ihr (dauert zu lang), die Arbeit kommt ihr „and“ (arg) vor. Ein Schnitter macht ein zu hohes „Weisch“ (Stoppeln). Mittags gibts dann wohl Kucheln und „Gugumer“ (Salat - Gurkensalat). Das „Egartheu“ (dürrer Klee) soll auch noch rein. Im Garten wird die Bäuerin das „Zwiefelkröhr“ (Zwiebelkraut) umtreten. Der „Schnitthane“ (Erntefeier) kommt; am „Frauentag“ (Maria Himmelfahrt) wird das „Zangenkraut“ (Kräuterbüschel) zur Kirche getragen. Von der Sonnenhitze ist man „abböhrt“ (unempfindlich) geworden. Auch kommt jetzt die kühlere Zeit des „Herischt“ (Herbst) mit „Kirta“ (Kirchweihfest), „Schura“ (Schaukel) und Betteltanz. Auf dem Feld wird „gebracht“ (Stoppel gestürzt) und „gefalg“ (tief pflügen). Ab und zu geht der Pflug über ein „Weiweßnest“ (Wespennest) und auf den Wiesen blühen die „Schmalzknollen“ (Herbstzeitlosen). So mancher „Krog“ (Krähe) holt sich einen „Scher“ (Maulwurf) oder eine „Gritsche“ (Spitzmaus) oder gar einen „Brotz“ (Kröte). Der „Kimi“ (Kümmel) wird gebrockt, „Kimikehr“ aber wird der Kaminfe-

ger benannt. Der „Vesen“ (Spelz) gibt Korn und „Spruiwer“ (Spreu). Im „Galtstall“ hat eine Kuh das „Gfloss“ oder „Schlier“ (Euterentzündung). In der Stube muß man schon „einkenten“ (einheizen), daß es „wodlet“ (wohlige Zimmerwärme). Das Getreide liegt im „Koast“ (Kasten oder Speicher). Der Wirt gibt seine „Biergatze“ (kupfernes Maßgefäß) einem italienischen „Gatzelmacher“ zum Löten und auf dem Bier ist ein „Foam“ (Schaum).

Teile des eisenerbeiften Bauernwagens sind: „Kipfstock“, „Riedschimmel“, „Schröpfer“, „Hachel“, „Langwied“, „Däumling“, „Luisee“, „Hauffe“, „Stiefel“, „Lohner“, „Schwinge“ und „Wiesbaum“. Der Gummiwagenbau wird auch diese alten Namen verschwinden lassen.

Teile vom hölzernen Pflug: Kreterle, Gründel, Ackerreiter, Kreister, Sech, Mollbrett, Wägis. Auch diese Namen haben in der Fachsprache andere Bezeichnungen.

Alte Fachausdrücke des Müllers: „Muset“ (Naturalmahllohn), „Kleiw“ (Kleine), „Gründel“ (Wellbaum vom Wasserrad), Königsstock, Gosse, Tanzmeister, Rüttelschuh (Teile des Mahlganges, letztere bewirken das Klappern der Mühle).

Anmerkung:
„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 9, 44. Jahrgang (1954), S. 68 — 70.



St. Pankraz Wabern

Geschichtliches und Volkskundliches aus Walleshausen

Walleshauser Flurnamen

Die Durchführung der Flurbereinigung in Bayern ist nun Gesetz geworden. Bestimmt ist diese Aktion sehr notwendig und fortschrittlich. Doch werden mit dieser Zusammenlegung der oft kleinsten Flurstücke auch wertvolle alte Flurnamen verschwinden. Möchte sich doch in jeder Gemeinde ein Heimatfreund finden, der besonders die im Volksmund gebräuchlichen alten Flurbennungen, die ja oft von den im Grundbuch festgehaltenen Namen sehr abweichen, aufschreiben und sammeln wird. Es kann dieses Material mitunter sehr wertvolle Hinweise geben für eine Ortsgeschichte.

Sehen wir uns einmal interessante Namen aus der Walleshauser und Waberner Flur an. Auf den Steinplattenäcker z. B. stehen wir auf sehr historischem Untergrund. Hier wurden 1882 auf der Seite gegen Pestenacker zu bei Anlage eines Feldweges römische Begräbnisstätten entdeckt. Der Purzelberg heißt in Wirklichkeit Burgselberg, was sich zusammensetzt von Burg auf dem Berg. Dagegen braucht am Schloßweiher in Wabern nicht gerade ein Schloß gestanden zu sein. Da dort mehrere Weiher sind, könnte bei diesem das Wasserschloß — die Schleuse — gewesen sein.

Der Feldweg zwischen Wabern — Zell — Dünzelbach heißt Kurfürstentweg und wurde nach Meinung der ältesten Leute in Wabern von einem Kurfürsten, der von München — Moorenweis her immer zur Jagd ins Westerholz fuhr, angelegt. Die „Landsberger Geschichtsblätter“ 1915, S. 64 und die von 1913, S. 92 berichten, daß um 1760 herum Kurfürst Karl Albrecht öfters zur Reiherjagd ins Westerholz kam.

Der Sänftholzacker in Wabern erhielt seinen Namen von den anno 1557 dort sesshaften „Edelleuth

Sänfftl aus Augspurg, der evangelischen Religion beygetan gewesen.“ — Eine Kohlstattwiese ist sowohl in Wabern als auch in Walleshausen (Nähe Bahnhof). Dort hat der Dorfschmied einstmals seinen Bedarf an Holzkohlen selbst hergestellt. Daß auf den Weinbergackerln bei Wabern mal Weinbau versucht wurde, ist in diesem Blatt schon einmal niedergelegt worden. Eine große Rolle in alten Zehent- und Besitzrechten spielte der Pankraziacker im unteren Walleshauser Bangretzenfeld. In alten Urkunden, die in staatlichen Archiven verwahrt sind, erscheinen im 14. Jahrhundert Kaspar der Wawerer und sein Sohn Pankraz vor dem Siegler (siehe dazu: heute noch ein Hausname — beim Siegl, Wabern).

Das Schärngenänerl in Walleshausen gibt uns auch wieder Anlaß zu einer kleinen ortsgeschichtlichen Betrachtung. Der Scherge war eine wichtige Amtsperson im früheren Dorfleben, sozusagen das ausübende Polizeiorgan der Gemeinde. Er trug Schwert und Hellebarde. Um 1763 herum ereignete sich in einer hiesigen Wirtschaft ein Streitfall zwischen dem „Schörg“ und einer anderen hiesigen Amtsperson. Es floß Blut. Ein Soldat fiel dem Schörgen in den Arm, sunst hätt er mit dem Schwert „das Haupt des andern nit nur durch die Kron, sondern auch ein Stück des Leibes mitten entzwei gehauen“. Der Zeuge über diesen Vorfall bescheinigt die „mennikliche“ Schärfe des Schwertes und berichtet, daß der Scherge unter unsinnigem Wüthen gedroht habe, sich bald ein noch „schärpferes“ Schwert zu „kauffen“ mit dem er noch einen „entleiben“ werde. Der Scherge wurde gefangen gesetzt. —

Wer von der jüngeren Generation weiß heute noch, daß am Dafelacker einst eine Bildtafel, am Säulenacker

einmal eine Bildsäule gestanden hat?

Hat einst der Besitzer der Salzmann-wiese, eben der Salzmann vielleicht auch (wie in andern Orten der Saliterer-Hausname, z. B. in Weil) in einem Fäßchen das Salpetersalz, das sich an feuchten Stallwänden bildet, gesammelt und es in die Salpetergasse nach München gebracht, wo es der Kurfürst zur Schießpulverherstellung brauchte und es gut bezahlte.

Die große Zahl der Langluss- und Söldnerluss-Wiesen soll der Sage nach vor vielen Jahrhunderten dem Schloßbesitzer von Kaltenberg zu eigen gewesen sein, der diese Mooswiesen dann durch das Loos an die Walleshauser verteilen ließ; daher wohl auch der vorkommende Name Loosbach-Wald.

Mit den Namen Schöllgasse, Krepfen und Runst werden Aushöhlungen und Hohlwege am Hügelhang bezeichnet. Ein Grasfleck auf dem Steinbichl heißt die Point.

Ein besonderer Tüftler scheint doch

der Grundstücksbesitzer gewesen zu sein, der seinem Acker die Bezeichnung die 14 Strangen verlieh. Brechgrub- und Grammelgrubacker erzählen vom Flachsrösten und -brechen an dieser Stelle. Auf dem Schlüsselacker scheint wohl einmal der Hausschlüssel verloren gegangen zu sein. Die Pflugschleife, das hölzerne Gestell, auf dem der Pflug von und zum Feld geschleift wird, gab dem Schleifwegacker diesen Namen.

Zwerch- und Gehrenacker entstanden aus ihrer Lage zu den andern Grundstücken (Überzwerch = quer, Gehre = läuft auf eine Spitze).

Nonnen-, Klosteracker weisen hin auf geistlichen Besitz, wie auch die Herrenäcker im Pfarrwiddum stehen, d. h. wie man auf dem Lande sagt, sie gehören dem „Herren“.

Eine große Anzahl von Flurstücken sind dem einstigen Vorbesitzer nach benannt. Solche zählen wir nicht auf. Jedoch sollen längst verschwundene Hausnamen in diesem Zusammenhang noch einmal auferstehen. Diese



Ortsansicht von Walleshausen nach einer Zeichnung vom Jahre 1893

sind: Lenzen-Acker (des Lorenz), Gidi-Acker (des Aegidius), Xanderholz (Xanderhof), des Alexander, heute Spicker, Petzenhf.), Kugel-A. (des Kugelschneiders), Eichelteil (beim Eichele), Mollbauern-, Drucker-, Seppel- und Bader-Acker, sowie die Dürrwiese.

Der Stieglacker scheint vor 300 Jahren dem damals hier sesshaften Geschlecht der Stiglmayr gehört zu haben.

Das Leibenackerl, wenn dieser Name nicht eine Verunstaltung für Leitenacker ist, könnte man zu jenen Fleckchen rechnen, die fast in jedem Ort in Zeiten höchster Not um einige Laibe Brot ihren Besitzer wechselten.

Schlechter Bodenertrag spricht wohl aus den Namen: Hexen-, Fuchs-, Hennen-, Vogel-Kazel- und Katzenwedelacker. Diese Reihe läßt sich noch erweitern mit Bock- und Nesselberg, Taubental und Gänswiesl. Auf die Nähe einer Grube und Pfütze lassen schließen: Grübel-, Beilach-, Gänslach- und Schindergrub-Acker.

Über den Gotswegacker kommen wir zu den Flächen, die ehemals von Baum und Strauch beschattet waren. Es sind: Kag- (= Gehege), Birnbaum-, Dechsen-, Dachsen-, Dexenbichl- und Hopfenwiese. Ertragreich in Erbsen war sicher das Erbisackerl. Von der Durchläng machen wir einen Sprung zur Erzenwies, von dort zurück zum Stellwinkl, von hier zum Fellen, zur Tradiweid und Pettenmoos und landen endlich im Bärenmoosgraben. Die Flur aber soll abrunden, die untere Gmoa und das Mohndorf.

Wir müssen nach Beendigung unseres Spazierganges feststellen, wie reich eine einzige Dorfflur an alten Flurnamen ist und daß es wohl wert ist, diese aufzuzeichnen. Hoffentlich findet das Walleshauser Vorbild eifrige Nachahmer.

Anmerkung:

„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 6, 38. Jahrgang (1948), S. 45/46. — Nr. 1/2, 39. Jahrgang (1949), S. 54/55.

Aus alten Zehentbeschreibungen der Pfarrei Walleshausen

Der jüngeren heutigen Generation wird das Wort Zehent wohl fremd vorkommen. Doch der betagte Großvater weiß darüber noch Bescheid. Er hat dies Wort, das allemal mit einem kleinen Seufzer verbunden, oft genug aus dem Munde seines Vaters gehört. Er berichtet uns:

Der Zehent war eine Naturalabgabe in früherer Zeit. Es mußte der zehnte Teil aller Erträge in Stall und Feld an die Grundherrschaft gegeben werden. Der Bauernstand war bei uns früher größtenteils unfrei, d. h. der Bauer war sozusagen nur der Pächter auf dem Hof, wie es z. B. in Italien heute noch vielfach der Fall ist. Unsere bäuerlichen Vorfahren mußten neben Fronarbeiten und Gespanndiensten auch den Zehent an die Grundherrschaft abliefern. Erst vor 100 Jahren, 1848, sind die letzten Lasten und Beschränkungen jener Zeit erlassen und abgeschafft worden.

(Ob unsere Vorfahren diese Abgaben auch so drückend und schwer empfanden wie wir die Geldabwertung von 10 zu 1 im Zeitalter der Soforthilfe, des Lastenausgleichs und der vielen anderen Steuern?)

Wie mußte nun der Zehent gereicht werden?

Hierüber gibt uns Aufschluß eine alte Niederschrift: ein Befehl des Herzogs Wilhelm von Leutstetten vom 22. Juli 1581, der infolge einer Beschwerde des Propstes Jakob zu Polling gegen die Bauern zu Pestenacker und Peißenberg erging (mit dem Ablefern haperte es schon damals!) und dieser Befehl lautete:

„Die Bauern haben ihren schuldigen Zehent derart zu reichen, daß sie stets 9 Garben auf einen Haufen; die 10. aber, die nicht kleiner sein darf als die anderen, ist daneben hinzulegen. Sodann kann sie vom Zehentbesitzer vor oder nach dem Bauern aufgehoben werden.“

Dieses Neuner-Garbenantragen wurde in unserer Gegend noch bis

zum 1. Weltkrieg gepflegt. Heute noch hält man sich beim Kornmandl-aufstellen an die Zahl neun.

Die Zehentbesitzer hatten für sich und ihre Nachfolger genaue Aufschreibungen (Zehentbeschriebe) gemacht. Wie die Zünfte ihre Zunftregel hatten, nach der angeordnet, befohlen und gefordert wurde, so auch hier. Gab es doch drei Zehentarten: den kleinen und den großen Zehent, ja sogar einen Blutzehent.

Wie erfreulich, daß uns durch diese alten Veranlagungspläne so manches Stück Heimatgeschichte, so manche Notiz vom damaligen Stand der landwirtschaftlichen Produktion überliefert wurde.

Der Zehentbeschrieb aus dem 17. Jahrhundert von Kaltenberg:

„Der kleine Zehent von Kaltenberg gehört dem Pfarrvikar und besteht aus Flax-, Hanf-, Rüben-, Kraut-, wie auch aus Käs- und Schmalzzehend. — Letzterer wird in Geld bezahlt beim Sammeln der Beichtkreuzer und zwar von 1 nutz. Kuh 3 kr., 1 Geiß 1½ kr. — Der Blutzehent von Spanferkeln, Gänsen, Hühnern, Enten und welschen Stück wird entweder hierüber gezählt oder mit Geld decimiert und zwar 1 Ferkel 20 kr., 1 Gans 15 kr., Huhn 5 kr. angeschlagen. Hat z. B. ein Pflichtiger nur 6 Ferkel, war also kein ganzes schuldig, so gibt er von jedem 2 kr. = 12 kr. Weil aber dermal ein Ferkel 40—50 kr., ein Gans 30 kr. kost, so muß der Preis erhöht werden. Die Zehentgäns muß man zu Michaeli in den Pfarrhof liefern und nicht gerupft.

Ein schlauer Baur macht sich seinen Vorteil, daß er z. B. wohl das schuldige, aber nur das schlechteste Ferkel liefert. Er bekommt z. B. im Frühjahr 10 Ferkel, zieht sie auf, schickt sie auf die Weid, verkauft sie; in späterer Herbstzeit bekommt er wieder 10, ist also 2 schuldig. Die gibt er auch, aber beide vom letzten Wurf, welche gern „verputtet oder gar crepieren“. — Obstzehent ist wenig, da nit vil Obstbäum. Wer den

Blut- oder Obstzehent bringt, wird beschenkt (sonst bringt man nichts in den Pfarrhof). Auch wird gegeben für Altarkorn 6 kr. für Obst 3 kr., Rosenkränz, Skapuliere.“

Soweit die Kaltenberger Satzung.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier eingeschaltet, daß ein Pfarrer von diesen Einnahmen leben mußte und daß ein Kloster für erhaltenen Zehent auch erhebliche Geld- und Sachspenden beim Bau von Kirchen und Pfarrhöfen verabreichte. Auch Steuern und Bürden wurden den Pfarrherren und den Zehentbesitzern auferlegt. Die Kriegsumlage (Türkensteuer) an den Pfarrer zu Walleshausen betrug im Jahre 1684: 16 fl. 25 kr. 7 hl. Anno 1689 wurde der 10. Teil der Einkünfte erhoben, diese waren auf 450 fl. taxiert, also 45 fl. Das jährlich zu entrichtende churfürstliche Jäggeld betrug 1 fl. 6 kr. 6 hl., das churfürstliche Straßengeld machte 24 kr. jährlich aus.

„Anno 1703 sollte gar der 3. Teil aller Einkünfte und etliche Scheffel Roggen und Haber gegeben werden, wurde aber nachgelassen, da die Husaren schon alles mitgenommen hatten.“ Im Jahre 1741 wird eine Kriegaanleihe von 150 fl. erhoben. Desgleichen anno 1743 muß eine bessere Pfarrei 12, eine mittlere 8, eine schlechte oder ein Benefizium 4 fl. monatlich zur Fortsetzung des Krieges beitragen. 1746 wird der 20. Teil der Einkünfte mit 22 fl. 30 kr. erhoben. — Also ein Krieg kostete immer schon schwer Geld.

Der Hofmarksbesitzer von Kaltenberg hatte auch das Recht, Zehent einzuheben. Als dieser aber anno 1611 die Hofmark an das Jesuitenkollegium in Landsberg verkaufte, fiel dies Zehentrecht wieder an das Kloster Polling zurück. Doch im selben Jahre noch ersuchte Rektor Hugo Rott den Propst von Polling, dem Jesuitenkollegium auch das Zehentrecht zu überlassen. Dies geschah auch auf vorerst 10 Jahre gegen die Entschädigung von jährlich 3 fl. und 2 Klafter Holz, welche zum Pfarrhof Walleshausen geführt werden muß-

ten. Die folgenden Jahrzehnte wurde die Zehentpacht erneuert; der Pachtpreis ist aber dauernd gestiegen. Im Jahre 1633 betrug die Pacht jährlich 10 Gulden, 1657 16 und 1 Gulden 45 kr. Leikauf. 1693 machte die Jahrespacht bereits 53 Gulden aus.

Die folgenden Jahre verminderte sich der Preis wieder, „da das Getreid sehr wohlfeil war, z. B. 1 Scheffel Korn 6 fl.“ 1705 machte die Pacht aus: 43 fl. und ein Eimer Bier. 1706 wurde der Zehent der Gemeinde Kaltenberg überlassen für 37½ fl. und der kleine Zehent dreingegeben. 1709 ist dieser Zehent wieder beim Pfarrhof Walleshausen; 1712 galt die Pacht 60 fl. Auch 1717 ist der Pfarrer von Walleshausen Zehentbesitzer von Kaltenberg.

Eine Notiz in den Aufschreibungen über Kaltenberg besagt: „Ehe die Jesuiten Kaltenberg an sich gebracht, wohnten in den 2 Häusern beim Schloß der Tafernwirt und der Hufschmied. Die Jesuiten aber verlegten Wirtshaus und Schmiede aus dem Dorfe an die Landstraße zum sog. „dirren Ast“ oder „dirren Egg“ und in die 2 Häuser beim Schloß zogen Tagwerker.“

Zur Unterbringung des Zehents wurden eigens große Scheunen erbaut. 1591—92 wurden der Zehentstadel in Pestenacker erbaut. Kostenpunkt: 630 Gulden 39 kr., ein Maurer erhielt täglich 5 kr. Lohn. Der Walleshauser Zehentstadel wurde 1667 gebaut unter der Verwesung des R. D. Jos. Schobinger. 160 Jahre vor diesem Neubau, am 18. 10. 1506 ging die Pfarrhofscheuer samt Getreide durch gelegtes Feuer in Rauch und Flammen auf, wobei Pferd und Vieh verbrannten.

Pfarrhofscheuer und Zehentstadel waren aber nicht ein und dasselbe Gebäude. Denn früher war der Pfarrherr in manchen Orten auch noch nebenbei ausübender Landwirt. In Dünzelbach steht heute noch der große Pfarrstadel. Später wurde dann die Pfarrökonomie — der Widum — meist verpachtet. Anno 1593 war ein gewisser Math. Sießmayer der Widumbauer von Walleshausen.

Anno 1683 ein Hanneß Sedlmayr. Dieser gab den Widum wieder zurück zum Pfarrhof und kaufte um 1550 fl. vom Jesuitenkollegium Landsberg den Sedlhof zu Walleshausen. Der Widumbauer wurde also Sedlbauer. „Aber man nennet ihn nicht Sedlbauer, sondern heute noch den Widumbauer.“ Ab 1683 betrieb der Vikar wieder selbst die Pf.-Ökonomie und mußte dafür vom Jahre 1693 ab dem Kloster Polling, als Zehentbesitzer, jährlich 50 Scheffel gute Gerste geben — entweder in natura oder Geld, und hat die Gerste durch sein Mähnat ins Kloster zu führen. Muß außerdem dem Kloster einen „gerichteten“ Wagen zur Führung des Pestenackerschen Zehents stellen, dazu 2 Pferde samt notwendigem Heu und Haber, für die andern Wagen muß er auch den Futterhafer geben und zwar jede Klosterfuhr mit 4 Pferd = 4½ Metzen.

„1623 machte der Zehent von Pestenacker: 51 Sch. Vesen, 13 Sch. Roggen, 14 Sch. Gerste und 12 Sch. Haber. Landsberger Maß = 8 Metzen pro Schöffl.“ „Im Jahre 1743 erhebt Einspruch der Pfarrer von Winkl wegen des Pestenackerer Zehents und wegen unbedeutenden Zehnt der Zankäcker.“

„Anno 1750 wird in Angelegenheit zwischen Pfr. Widmann von Winkl und dem Kloster Dießen Vikar Gloggnier von Pestenacker als Zeuge vernommen, der feststellt, daß die Erbsen im ganzen Revier rein, die Linsen dagegen stets mit Gerste oder Haber gemischt werden. (Siehe auch LG. 1917, S. 81.)

Es ist ja sehr wohl zu verstehen, daß bei den Zehentsachen, besonders bei der Abgabe der Produkte in natura viel Streitigkeiten entstanden sind. Jeder pochte auf sein verbrieftes Recht, ob es nun Körner waren oder Stroh. So wurde viel hin- und hergeschrieben wegen dem Zehentstroh von Pestenacker.

Um 1410 herum gehörte der dritte Teil des Pestenackerer Zehents den Edlen von Schmiechen. Im Jahre 1412 vertauschte Ritter Stephan von Schmiechen dieses Zehntrecht an das

Kloster Rottenbuch. Dieses Kloster vertauschte es 1503 um einen Hof in Peißenberg und 100 Gulden ans Kloster Polling. Demnach muß aus Pestenacker ziemlich was abgefallen sein. Wir hören es auch gleich an anderer Stelle: „Der Zehent betrug 1512: 61 Sack 3 Metzen Vesen, 5 Sack 3 Metzen Nachvesen, 24 Sack 3 Metzen Weizen, 4 Metzen Nachroggen, de hordes 11 Sack und 3 Metzen, 27 Sack 1 Metzen Haber.

Wegen der Abgabe von Zehentstroh kam es zu einem Streit zwischen Herrn Marx Fugger zu Schmiechen und dem Kloster Polling. Fugger war 1602 Hofmarksherr von Pestenacker und hatte wahrscheinlich auf Grund der oben angeführten einstigen Zehentbesitzrechte der Edlen von Schmiechen in Pestenacker das Stroh immer um billigen Preis für seine Untertanen kaufen können. Als das Kloster nun 1602 den Strohpreis erhöhte, beschwerte sich Herr Fugger, „man solle doch für seine Untertanen den Preis beim alten lassen: Schober Roggenstroh 6 kr., Vesenstroh 5 kr., Gerstenstroh 7 kr., Haber 8 kr.“ Nur dieser Preis sei „Recht“. Polling zog nicht; Fugger wiederholte seine Beschwerdebriefe 1603 und 1616. Im folgenden Jahre, 1617, protestiert Hans Fugger der Jüngere zu Kirchberg und Weißenhorn wegen derselben Sache. Er fragt am 18. 3. 1617 an, wie hoch man ihm selbst das Stroh anschlagen wolle? „Er hoffe, man werde ihn nicht den Bauern gleich halten und ihm einen ringern statt des höhern Preises setzen.“ Auch sei der Preis niedergelegt in dem, von den Prändlschen verfaßten Salbuch.

Am 20. April 1617 erwidert Polling: „Weil Herr Fugger habe einen viel schwereren Säckel als die Bauern, so hoffe man von ihm keineswegs minder (weniger) sondern mehr als von jenen.“

Noch einmal flammte dieser Streit auf. Die Jesuiten von Landsberg hatten 1662, nachdem sie die Hofmark P. durch Kauf erworben, dieses „jus straminis“ (Strohrecht) geltend zu machen versucht. Am 26. Sept. 1662

schrieb Rektor Leonh. Weinhard, er habe in dem Salbuch von 1593 gefunden, daß das Kloster Polling schuldig sei, dem Pestenackerschen Hofmarksherrn aus dem Zehentstadel dortselbst ca. 20 Schober Stroh (zu dem oben angeführten verbilligten Preis) zu geben. (Ein Schober = 20 Schab Roggenstroh und 40 Schab Vesenstroh, zu Futterstroh geben 12 Gerstestrohschab oder ebensoviel Haberstrohschab ein Schober.)

Propst Anther, Polling, erklärte, daß der eigenmächtige und rechtlich nicht begründete Salbucheintrag keinerlei Verbindlichkeit für das Kloster habe.

Rektor Weinhard schrieb am 13. 11. 1662 nochmal nach Polling und suchte sein bzw. das des Hofmarksherrn Recht geltend zu machen.

Propst Anther erklärt am 25. 11., daß dem Probierhaus Landsberg anheuer 500 Vesen-, 300 Roggen-, 200 Haber- und 300 Gerstenschab, das Hundert zu einem Gulden, auch künftig von anderen Auswärtigen gereicht werden soll um den jedes Jahr üblichen Preis. Dies geschieht nicht ex debito, sondern ex amicitiae affectu!

Der Streit, unterstützt durch Gutachten von Münchener Rechtsgelehrten, zog sich hin bis 1666. Zu einer Lösung, im Sinne der Landsberger, ist es nicht gekommen.

Nun zu Walleshausen: „Der große Zehent in sämtlichen Walleshauser Feldern gehört dem Kloster Polling, nur den sog. Pankrazenacker ausgenommen, der zur Filialkirche Wabern geht.“

„Pfarrvikar Prugglacher ließ nach dem Schwedenkrieg in Wabern, wo viele Äcker öd lagen, einige mit Mergel befruchten und für den Pfarrhof anbauen, da er keinen Zehent in Walleshausen erhielt. Das gleiche tat auch der Mesner in Wabern und sogar der Hirte, um sich so für Verlust des Lohnes (Salars) in etwas schadlos zu halten.“

„In den Jahren 1639—45 gab es viele Wölfe und Wildschweine auf den Fluren. 1652 war die Pest auch in Walleshausen.“

In den Jahren 1735—42 nahm in Walleshausen der Getreidebau sehr ab; Ursache sind schlecht gebaute Äcker, besonders zu Wabern, Mangel an Futter und Vieh — deshalb auch an Dünger und mehrföällig auch an Wissenschaft, die Äcker recht zu tractieren. „1758 geriet so wenig Getreid wegen lang gelegnen Schnee, daß man kaum zum Hausbrot hatte.“

Zu Wabern: „Der große Zehent in Wabern gehört zur Pfarrei Walleshausen und zwar im obern und mittlern Feld ganz, im untern Feld nur am Schmidberg und Thalacker, die von Wabern aus gegen Nordwest liegen und von jenen Äckern, die diesseits des Winklerwegs (gegen Mittag) liegen. Jenseits erhebt der Pfarrer von Egling den Zehent. Doch gehört vom Waberner Zehent eigentlich nur $\frac{1}{3}$ zur Pfarrei, die anderen $\frac{2}{3}$ sind von Pfarrer Halder (gest. 1461) zur Cooperatur erkaufi worden.“

Wir wollen diese langen Zehentabschriften beschließen mit einer kurzen schönen Sage aus unserer Gegend:

Eines Söldners Weib, in dessen Hütte Not und Kummer herrschte, trug statt des schuldigen Blutzehents im Kissen ihr neugeborenes zehntes Kind der Schloßherrschaft aufs Schloß. Der Graf hatte aber das Herz am rechten Fleck und sah, daß es da schon sehr weit fehlen mußte. Er unterstützte fortan nicht nur die Familie, sondern ließ zudem das zu ihm gebrachte Zehentkind — einen Knaben — erziehen und später auf seine Kosten studieren. Es soll ein recht frommer Priester aus ihm geworden sein.

Anmerkung:

„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 6, 41. Jahrgang (1951), S. 47, 55, 56.

Ein Landsberger Künstler renovierte vor 180 Jahren die Pfarrkirche in Walleshausen

Wenn man heute das erhabene Kircheninnere in Walleshausen bewundert, das bei der jetzt fertiggestellten Renovierung zum schönsten



Gotteshaus im ganzen Dekanat Schwabhausen geworden ist, so kann man den Künstlern aus München nur Lob spenden. Diese entfernten in mühevoller Arbeit die schmutzgraue Bemalung aus der Renovation von 1893 an den Altären und hervor kam lichter Farbton und leuchtendes Blattgold. Dieser Grundton und diese Pracht ist wohl noch eine Arbeit des Landsberger Kirchenmalers Anwander. Es ist hierüber niedergeschrieben:

Anno 1783 den 18. August hat man angefangen hiesiges Gotteshaus zu renovieren und den 18. November aufgehört. Die Kosten waren 429 fl. 44 kr., wovon für 51½ Stück gutes Gold, jedes zu 300 Blättlen à 3 fl. 20 kr. = 171 fl. 40 kr. erliefen. Maler Frz. Anton Anwander von Landsberg erhielt für das Vergolden ebensoviel. Alle Malereien wurden mühsam abgewaschen, die 12 Apostel weiß lackiert und der Schein vergoldet. Der Maler wohnte und aß im Pfarrhaus.“

Anmerkung:

„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 2, 42. Jahrgang (1952) S. 16.

Aus alten Kirchenrechnungen Preise in alter Zeit

Vor 360 Jahren, anno 1592, wurde der Zehentstadel in Pestenacker gebaut. Ein Maurer erhielt täglich 5 Kreuzer Lohn. (1511 kosten 1000 Ziegel 11 Schilling). Vor 350 Jahren kostete in Schmiechen das Stroh: 1 Schober (= 20 Schab) 6 kr. 1 Schober Vesestroh (= 40 Schab) 5 kr. 1 Schober Gerstestroh (= 12 Schab) 7 kr. 1 Schober Haferstroh (= 12 Schab) 8 kr.

Vor 340 Jahren (1612) kostete zu Walleshausen: ein neuer Wagen 3 Gulden, das Eisen hiezu 7 Gulden 47 kr., der Schmied fürs Beschlagen 19 Batzen. Ferner: ein neuer Pflug 53 kr., ein neuer Rechen 1 kr., ein neues Fölbrett 12 kr. — Lidlohn der Köchin 5 Gulden, Oberdirn 3 fl. 24 kr. 6 dl., der untern Dirn 2 fl. 2 kr. — Taglohn für einen Dröschler 12 Pfennig = 3 kr. und die Kost dazu. Einem Schnitter nebst Kost 6 Kreuzer. Ein Zimmermeister bekommt 7 kr., jeder Geselle 6 kr. Ein Maurermeister bekommt 9 kr., Geselle 8 kr.

Ein Pfund Schmalz kostete in jenem Jahr 10 und 12 Kreuzer, eine Scheiben Salz 2 fl. 24 kr. Ein Eimer Bier 1 fl. 30 kr. und 2 fl. Das Pfund Rindfleisch kostet zu Landsberg und Augsburg 3 Kreuzer. Wein kostet der Eimer von Jakob Veith, Gastgeb in Pestenacker, 35 fl., eine Maß 10 kr., der beste 12 kr.

Getreidepreise in dem Jahre 1622: 1 Schaff Kern (= enthülster Vesen) 21 fl., 1 Sch. Roggen 16 fl. anno 1623: 1 Sch. Kern 50 fl., Roggen 20 fl., Gerste 14 fl., Haber 20 fl. pro Schaff. Drei Jahre darauf, 1626, haben sich bei einigen Pfarrhaushaltsbedürfnissen die Preise leicht erhöht: Das Pfund Rindfleisch 3½—4 kr., die Scheiben Salz 3 fl. 28 kr. Fische: (von Pestenacker) das Pfund: Backfisch 5 u. 6 kr., Forellen 20 kr., Grundlen 18 kr.

Unter genannten Ausgabeziffern steht auch die interessante Notiz: Mir (H. Matheus, Cooperator) Ader gelassen und (für P. Anton Perghofer) ein Baybad gebraucht. (Steht nicht, was es gekostet).

Ungewöhnlich niedrig sind die Getreidepreise anno 1645: „Das Getreid ist sehr wohlfeil und zwar 1 Schaff Kern nur 3—4 fl., Roggen 2½ und 3 fl., Gerste ebensoviel, Haber 2 bis 2½ fl.“

Die Löhne sind im Jahr 1657 gegenüber denen von 1612 mehr als das Doppelte gestiegen: Pfarrköchin 12 fl. und 2 fl. für Schuech, Haftgeld 1 fl. Oberdirn 9 fl. 45 kr. und das Tuch. Unterknecht 13 fl. nebst Stiefl, Schuh und Tuch.

Eine Maß Wein kostet im selben Jahr 14 kr., 2 Yhren (= 2 Eimer) Wein 30.

Ein Jahrhundert später, anno 1758, werden dem Pfarrvikar von Walleshausen an Bürden der 10. Teil der Einkünfte und zwar fünf Jahre nacheinander auferlegt. In diesem Jahr geriet so wenig Getreid, daß man kaum genug zum Hausbrot hatte. Der Grundzins betrug vom Tagwerk 16 kr. Das Schaff Roggen kostete 23—25 fl.

Anmerkung:

„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 3, 45. Jahrgang 1955, S. 23/24.

Schauerjahre und Notzeiten in Walleshausen

1639—45: Zu den Leiden im Dreißigjährigen Krieg gesellte sich eine Flurplage: „Viele Wölfe und Wildschweine“.

1691: „Das Winterfeld wurde stark verhagelt“.

1715: „Am 11. Juni großes Schauerwetter, Schlossen groß wie Hühner-eier, breit und eckig, inwendig mit einem Stern oder Aug versehen“.

1728: „Ein Mißjahr. Große Hitze, Trockenheit, Sturmwinde und Vieh-seuchen“.

1730: „schlug der Blitz in das Haus des Gemeinbaders, das rasch zusammenbrannte samt Vieh und Fahrnis.“

1732: „Großes Mäusejahr. Die Fluren in Walleshausen und Umgebung wurden mit dem Stab des hl. Magnus gesegnet“.

1735—42: „Der Getreidebau nimmt in Walleshausen sehr ab. Ursache sind (nach Ansicht des klösterlichen Chronisten! D. Schr.) schlecht gebaute Äcker, besonders in Wabern, Mangel an Futter und Vieh, deshalb auch an Dünger und mehrfällig auch an Wissenschaft die Äcker recht zu traktieren.“

1740: „am Fest Christi Himmelfahrt starker Hagelschlag, die kleinsten Hagelkörner so groß wie Klucker. Auch in Pestenacker, Kaufering, Weil, Dinzbach, Stainbach, Grunertshofen und besonders in Mammendorf.“

1741: „Getreide wenig, wegen lang gelegenem Schnee“.

1755: „sehr starker Hagelschlag in der Nacht nach Magdalena“.

1758: „so wenig Getreid, daß man kaum genug zum Hausbrot hatte“.

1759: „Am 28. Juni ist nach großem Schaur die Bar (Paar) so hoch geworden, daß der Pfarrhofgarten und der gegen Süden gelegene Gemeinplatz völlig unter Wasser gestanden und einem See ähnlich gewesen. Um 3 Uhr nachm. war dickes schwarzes Gewölke über Beuerbach, wie auf der Erde liegend wälzte es sich heran und in einigen Minuten war im oberen Feld alles zerschlagen. Durch wolkenbruchartigen Regen stieg das Wasser so, daß man die Brücke, die vom Moos ins Dorf führt, nicht mehr sehen konnte“.

1768: „wurden das Kirchendach und der Turm instandgesetzt. Der Verputz am Turm mußte zweimal gemacht werden, weil am 18. August ein heftiges Geschauer mit gewaltigem Regen den noch nicht trockenen Verputz wieder herunterschlug. Der Maurermeister Joh. Baur von Hausen bei Geltendorf erhielt dafür 394 fl. 4 kr.“ (Der Turm bräuchte heute — 1957 — auch wieder Vorputzen! D. Schr.).

1796: „nachdem die plündernden Franzosen aus dem Land waren, fing die leidige Viehseuche in Walleshausen, Weil, Pestenacker aufs heftigste zu grassieren an“.

1879: „schlug der Blitz während der

Kirchenzeit beim Metzgerwirt Erhart in Walleshausen ein und legte das Anwesen in Asche“.

1941: „Am 26. Juli starkes Unwetter mit Wolkenbruch und Hagelschlag, besonders in der Waberner Flur. Das Lagergebäude der kriegsgefangenen Franzosen (am nördlichen Ortsausgang von Walleshausen) stand 70 cm unter Wasser. Ein kranker Franzose, der sich im zugesperrten Lagerhäuschen befand, rief um Hilfe, da er glaubte bei weiterem Ansteigen des Wassers ertrinken zu müssen. Man rief den Posten, der ihn aus der Lage befreite.“

Anmerkung:

„Landsberger Geschichtsblätter“ Jhg. 9/12 = Der Heimatfreund, Jhg. 1958, Nr. 3.

Geschichtliche Erinnerungen für Walleshausen

Vor 500 Jahren wurde die Pfarrei Walleshausen durch päpstliche Genehmigung dem Kloster Polling einverleibt, nachdem Polling nahezu 107 Jahre vordem nur Patronatsherr gewesen ist. Es ist hierüber folgendes beurkundet (Akten Ord. Arch. Augsburg):

Polling: Im Jahr 1414, am Mittwoch nach Palmarum (4. April) da Probst Wilhelm sich eben auf die Reise nach Konstanz (zum Konzil 1414) anschickte, entstand im Kloster Feuer und brannte dieses samt Kirche vollständig nieder. Die Neuerbauung stürzte es in eine große Schuldenlast, weshalb Probst Ulrich III. sich unter anderen Schritten auch an den Kardinal und Legat für Deutschland Peter von Schauenburg, Bischof von Augsburg und an das Domkapitel wandte und erhielt er auch 1448 die Pfarrei Walleshausen auf ewig einverleibt unter folgenden Bedingungen:

1. Probst und Konvent und deren Nachfolger sollen die heilige Beobachtung der Regel ständig fest- und beibehalten.

2. Von den Einkünften der Pfarrei möge für einen ständigen Vikar und zwar einen Weltpriester, ein durch Bischof selbst oder dessen Vikar festzusetzenden angemessener Gehalt einbehalten werden.
3. Zur Zeit der Verwaisung der Pfarrei sollen die Primärfrüchte dem Bischof entrichtet werden; von diesen und anderen bischöflichen Rechten sei durch die vorangegangene Incorporation nichts abgeschafft!
Gegeben zu Augsburg den 2. Dezember 1448.

Diese Incorporation wird von Papst Nikolaus V. bestätigt am 16. November 1452.

In diesem Jahr (1452) wurde in gegenseitigem Einverständnis von Probst Johann (Polling) und Pfarrer Halder (i. W.) auch noch eine Cooperator (Stelle eines 2. Geistlichen) gestiftet „damit der Gottesdienst gemehret und die Pfarrleut desto besser mit ihren christlichen Rechten versehen würden“.

Als Spruchmänner für den gebührenden Gehalt (des Hilfspriesters) wurden aufgestellt:

Probst Georg von Rottenbuch;
Ott Schondorffer, Pfleger zu Pähl;
Heinrich Diesser, Land- und Stadtrichter zu Landsberg;
Caspar Wabrer zu Wabern;
Conrad Schmalholz, und
Josef Pföttner, beide Bürger von Landsberg.

Diese bestimmten, daß der Probst von Polling und sein Convent ewiglich einen Priester nebst dem gewöhnlichen Pfarrer in Walleshausen stellen sollten und zwar einen Säculargeistlichen, wofür dem Probst zugesprochen werden:

2 Teil des großen Zehents aus dem Spitalgut in Wabern, so, wie es die Kirchprobste bisher eingenommen. Den Zehent aus der Dürrerhub in Walleshausen und allen Äckern, die zu U.L.Fr. gehören, wie ihn die Kirchprobste eingenommen.

Den ganzen, bisher von den Kirchprobsten zu Pestenacker eingenommenen Zehent in Pestenacker.

Dann noch von der Kirchenstiftung Walleshausen jährlich 2 rheinisch Gulden und von Pestenacker 3 rheinisch Gulden ewig Geld jährlich.

Geschehen Montag nach Laetare 1452.

Der Bischof genehmigt vorstehendes im sogenannten Confirmationsbrief vom 25. März 1453.

Acht Jahre später, am Ostermontag des Jahres 1461, nahm Polling offiziell durch seinen Dekan Marstaller Besitz von der Pfarrei. Ein Augsburger Geistlicher und öffentlicher kaiserlicher Notar nahm die Einführung des Dekans vor.

Hierüber wurde eine Urkunde verfaßt und als Zeugen angeführt: Ritter Caspar von Wabern und sein Sohn Pankratius“. Es ist interessant, daß sich im Familienregister von Wabern die Vornamen Kaspar und Pankraz bis auf den heutigen Tag nachweisen lassen. Auch der Hausname „zum Sigl“ (der Siegler) könn-



te an eine ritterliche Zeit noch erinnern. Einen Hinweis auf Besitzer in ältester Zeit geben Flurnamen wie: Pankrezenacker, Sänftholzweise, Dürracker u. ä.

Zur Größe und Ausdehnung der Pfarrei Walleshausen ist noch zu sagen, daß zu den jetzigen Filialen Wabern, Petzenhofen und Unfriedshausen auch Pestenacker bis 1908, Jedelstetten bis 1915, Schloß Kaltenberg und die beim Schloß gelegenen Häuser noch bis zum Jahre 1942 zur Pfarrei gehörten. Die Gemeinde Walleshausen hat die Absicht, noch in diesem Jahr einen Entwurf für ein eigenes Gemeindewappen einzureichen. Dieser Wappenentwurf sieht vor: in der Mitte das bekannte Pollinger Kreuz, angedeutet wird das Waberner Wappen (Schachbrett) und das Hundtsche Wappen von Kaltenberg durch einen Adlerflügel.

Anmerkung:

„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 3/4, 45. Jahrgang (1955), S. 24, 29, 30.

Walleshausener Wetterglocke 400 Jahre alt

Vier Glocken vom ältesten Geläute sind im 17. Jahrhundert auf dem Turm der Kirche zu Walleshausen gegangen. Die älteste und größte dieses Quartetts, die Wetterglocke, ist heute noch erhalten und feiert ihren 400. Geburtstag. Neben ihr hängt am Glockenstuhl eine Holztafel, auf dieser steht:

Willkommen in der Heimat!
Dem großen Hundt.
der auch gefangen — bis zur Stund;
trotz seines Alters, bald 400 Jahr,
noch ein Kriegsteilnehmer war!
1947

In genanntem Jahre ist die Jubilantin von einem Glockenlager bei Hamburg zurückgekehrt und wurde wieder an ihren Ehrenplatz gehängt. Ein Schloßherr von Kaltenberg, Dr. Wiguleus Hundt (Siehe L. G. Bl. 1952, Nr. 7/8 — Skrabal: Dr. Hundt, ein

bayerischer Geschichtsschreiber und Staatsmann) hat sie der Pfarrkirche Walleshausen gestiftet. Die Glocke hat 4 $\frac{1}{4}$ “ im Durchmesser, Ton „e“ und trägt oben am Kranz (in Latein) die Umschrift: „O Gott, höchster Schöpfer der unreinen Welt, von uns Armen wende ab deines Zornes Blitze. Anno 1553“. Am Anfang des Hexameters sowohl als des Pentameters ist in der Mitte der Glocke das Hundtsche Wappen mit der Umschrift: (Latein) „Durch die Fürsorge des Wiguleus Hundt von Kaltenberg, beider Rechte Doktor, herzoglicher Rat“ 1553. Genau in die Mitte verteilt sind die Bildnisse des Gekreuzigten und das Unserer lieben Frau. Umschriftung der Reliefs: (Latein) „Meister Wolfgang Steger, der jüngere in München machte mich im Juni 1553“. Unten am Anschlagkreise liest man (L): „Die getaufte Glocke vertreibt mit himmlischem Segen und göttlicher Kraft Unwetter und Teufel, Blitze und Hagel 1533“. Zierranken, Putten und kleine Teufelchen schmücken die Schriften. Viermal ist die Jahrzahl 1553 somit auf der bronzenen Känderin angebracht.

Die Eltern und Geschwister des großen Stifters liegen im Walleshausener Gotteshaus begraben. Die, wahrscheinlich zugemauerte Gruft, befand sich vor dem Magdalenenaltar. Die Gruftbodenplatte aus rotem Marmor, deren Schrift begreiflicherweise sehr abgewetzt ist, wurde im Vorzeichen der Kirche angebracht. Die Mutter des Glockenstifters war eine herzogliche Beamtenstochter aus dem Geschlechte der Glockner von Landsberg. Die Gemeinde Walleshausen wird voraussichtlich zum kommenden Ruethenfest 1952 in Landsberg einen Festwagen stellen, dessen Darstellung auf diese Glockenstiftung vor 400 Jahren hinweist.

Kurz noch einiges über die Schwestern dieser Glocke:

2. Glocke: Durchmesser 3'1" — Ton „b“, Umschrift: Fliehet feindliche Scharen! Es siegt der Löwe aus dem Stamme Juda, Wurzel David. — Wolfgang Neidhart in Augsburg gos mich 1619 (Bild: U. L. Fr.).

3. Glocke: Durchmesser 2'8", Ton „dis“ Umschriftung: Lob sei dir, o Herr, König der ewigen Herrlichkeit! Wolfgang Steger gos mich. (Bild des Gekreuzigten) Jahrzahl: 1569.

4. Glocke: Durchmesser 2'5", Ton „e“ Umschriftung: Gegrüset seist du, Maria, Tochter des Vaters. Mutter des Sohnes, Braut des heiligen Geistes. (Bild: Maria Verkündigung) Paulus Kopp in München gos mich 1688.

Wahrscheinlich war der Zusammenklang dieser 4 Schwestern aus Erz nicht sehr gut, denn vor 50 Jahren (1903) wurde ein neues 5stimmiges Bronzegeläute, aus der Glockengießerei Hamm, Augsburg, aufgezogen, welches der Weltkrieg 1914—18 als Opfer forderte. (Diese Glocken sind beschrieben in den L. G. Bl. 1929, S. 6).

Nun hat Walleshausen seit dem Leonharditag 1922, an welchem Tag man Schnee schaufeln mußte, neben der altehrwürdigen Hundt-glocke ein Stahlgeläute aus Bochum. Die Glocken kosteten 90 000 Mark, die Frachtspesen eine halbe Million (Inflation). Der alte Glockenstuhl aus Eichenholz wurde abgebaut und das Holz als Nutzholz an einen gewerblichen Betrieb verkauft. Der neue Stuhl aus Eisen mußte unter Verwendung einer Feldschmiede im Turm zusammenge-nietet werden. Die Freude beim ein-stündigen Probeleuten war allgemein groß.

Anmerkung:

„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 4, 45. Jahrgang (1955), S. 30/31.

Hl. Florian, beschütz mein Haus — zünd' andre an!

Soweit es sich in diesem volkstümlichen Spruch um die erste Bitte: „beschütz mein Haus“ handelt, so haben die Walleshausener Einwohner vor hundert, zweihundert und noch mehr Jahren sicher oft diesen „Stoßseufzer zum heiligen Florian“ ausgestoßen. Denn es brannte oft und groß im Dorf an der Paar. Was ja bei der damaligen Strohbedachung

kein Wunder war. Es brannten aber nicht nur die Häuser, auch andere Brände gab es manchmal. Wie alte Aufzeichnungen berichten, brannte sogar einmal der Himmel — denn im Jahre 1617 (kurz vor Beginn des 30-jährigen Krieges) „beobachtete man einen ungeheuren Kometen gegen Norden; 60 Tage lang brannte er, welcher allgemeine Besorgnis hervorrief“.

Am 18. Oktober 1506, unter Pfarrvikar Math. Spuel, ging die Pfarrhofscheuer zu Walleshausen samt dem Getreid, durch gelegtes Feuer in Rauch auf und verbrannte Pferde und Vieh.“

Aus einer Votivtafelinschrift erfahrer lb. Frau war groß Hülfe erhalten war über das Haus des Georg Dalmair in Walleshausen. „Durch die Firbitt des H. Florian und Unserer lb. Fraw war groß Hülfe erhalten worde. g. s. D. 1704“. Im selben Jahre 1704 sind in Unfriedshausen die Häuser der Bauern Zwickl und Jakob von streifenden kaiserlichen Husaren ausgeplündert und in Brand gesteckt worden.

Im Frühjahr 1864 brannte es beim Widdenbauern. Der damalige Besitzer (Beischer) wollte mit einem Tagwerker das Vieh von der Kette lösen. Er kam mit Letztgenanntem in den Flammen um. Die verkohlten Gebeine des Bauern erkannte man an den dabeiliegenden geschmolzenen Goldklumpen. Er hatte im Schurz Goldstücke, die er zu retten versuchte. Der Brand soll durch die unachtsame Bäuerin, welche am offenen Herdfeuer Schmalz auskochte, entstanden sein.

Vor 90 Jahren erregte ein Großbrand, wohl einer der größten in der Ortsgeschichte, die Gemüter. Am 27. Oktober 1865 gingen 8 Firste in Rauch auf: 8 Familien obdachlos, 3 Familien wurden im Pfarrhof aufgenommen. Der Brand brach neben dem Schuppen des Anwesens „beim Kugelschneider“ aus, durch weggeschüttete glühende Asche. Beim Schmied Kaspar (heute Hausname Schmiedfranz) verbrannten 12 Sack

Vesen im Hausgang. Beim Mollbauern (heute Socher) brannte es nicht mehr weiter, da 3 Burschen dauernd Wasser vom Bach über das Strohdach schütteten.

1866 brannte des Untermüllers Stadel. 1867 der Feldklas. 1876 der Moosmann und 1879 war der rote Hahn auf dem Dach des Metzgerwirtes Erhart" Nach mündlicher Überlieferung brannte es aber noch viel mehr im Orte: vermutlich haben die Chronisten nicht alle Brandfälle aufgezeichnet. Doch ausführlich wird das Mißgeschick eines ehrlichen Mannes mit seinem Haus geschildert: „Am 23. Mai 1779 (Pfingstfest) ist das Schul- und Wohnhaus des Lehrers Joh. Gg. Gröbe und dessen Ehefrau M. A. Höfelmayrin (Baderstochter von St. Georgen) abends nach 8 Uhr plötzlich im Innern eingestürzt. Es wurde dann auf dem Grund desselben ein völlig neues Schulhaus hergestellt.

Anmerkung:

„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 6, 45. Jahrgang 1955.

Eine heimatgeschichtliche Erinnerung Beim Dorfkramer vor 50 Jahren

Als man vor einigen Wochen auf dem Gottesacker zu Walleshausen eine Dorfkramerin zu Grabe trug, sprach der Ortpfarrer bei der Leichenrede auch den bemerkenswerten Satz: Ein Stück Dorfgeschichte haben wir soeben mit dieser ehrwürdigen Matrone, die das hohe Alter von 87 Jahren erreichte, begraben.

Ja, so ist es. Alte Leute sind immer ein Stück Ortsgeschichte. Besonders wenn sie von einem Beruf, Handwerk oder Gewerbe erzählen können. So war es damals zu meiner Zeit — so ist's heute. Wie horchen da die Jungen. Was hat doch so ein Kramerladl im Dorfe einst alles zu verkaufen gehabt. Unter Kram verstehen wir auch heute noch ein Durcheinander von Waren. Der Dorfkramer mußte einfach alles haben. Es konnte nicht jeder Bauer, Bäue-

rin oder Diensthote zur nächsten Stadt laufen oder mit Fuhrwerk dorthin fahren. Eisenbahn und Autos gab es meist nicht. Das Abholen der Waren in der Stadt für den Kramer besorgte der Bot mit seinem leichten Gäuwagl. Solche Boten gab es in jedem Dorf. Der Kramer aber verkaufte den Kram. Er fühlte sich in erster Linie als Diener seiner Kundschaft und nur nebenbei als Verdienner. Auch als Erzieher der kleinen Kunden — der Kinder — gab er sich manchmal zu erkennen. Wenn die Buben oder Mädels ab und zu einige Groschen zum „verschlecken“ von den Eltern erhielten, um einige Minzenkugeln oder den Kaugummi jener Zeit, den „Bärendreck“ (Lakritzen), beim Kramer dafür zu erstehen, so mußte der gewissenhafte Kaufmann schon nochmals eigens ausforschen: „hast dös Geld wirkli von der Muatta zum verschleck'n kriegt“. Damals war es halt anders.

Vor der Kramers Haustür war früher noch keine elektrische Klingel angebracht. Ein kunstvoll geschmiedeter Zug hing an der Schelle, die den Kramer rief, wenn er etwa grad sein Mittagsschläfchen machte. Keine schreiende Zigarettenreklame war an der Hauswand. Nur eine große steinerne Schmalzlerflasch'n stand am Fensterkreuzstock. Haben früher doch so viele Leute geschnupft. Sogar gescheite, hochstehende Personen wie Pfarrer, Lehrer, Doktoren haben Schnupftabak in ihr Riechorgan geschoben. So geht z. B. aus den Rechnungen des letzten Probstes von Polling, Prälat Daisenberger (der nach 1803 in Walleshausen amtierte und dort starb), hervor, daß auch dieser hervorragende Kanzelredner viel „tabatierte“. Heute kann man in Walleshausen von 4 Verkaufsgeschäften, die nun hier sind, nur mehr in einer Handlung Schnupftabak kaufen, da nur mehr ein Mann dieses einst so begehrte Nasen-Genußpulver zu sich nimmt. Gar bald wird also der Spruch: „Wenn Herz und Mund sich laben, soll die Nase auch was haben“ nicht mehr viel Berechtigung haben.

Doch zurück zum Kramerladen. Da stand auf dem Ladenbude! keine Registriertasse, der Tisch hatte kleine und groÙe Einwurfschlitzte für die groÙen und kleinen Silber- und Kupfermünzen. Von der Decke hing eine riesige Hebelarm-Tellerwaage herunter (die nun im Heimatmuseum ist). Hüte gab es verschiedene Arten zu kaufen: Zuckerhüte, Strohüte für den Sommer, Drischelhüte aus Schweinsleder und Zipfelmützen für den Winter. In der Ecke stand das Erdöl-(Petroleum)-Faß einträchtig neben dem riesigen Schweizerkäslaub und dem Heringfassel. So anspruchsvoll wegen etwaiger Geruchsvermischung waren damals die Leute nicht. Dann hingen an der Wand gedrehte und farbige Geißelstecken, Geißeln und Geißelschnüre und Käberstrick. Natürlich führte der Kramer in seinem Verkaufsprogramm auch sonstige Kleinwaren wie: Sackmesser und Wunderbalsam, hölzerne und beinerne Nadelbüchserl, Augenbrillen und zinnerne Fingerringl, Saupech und Weiselfarb, Warzenpech und Lederhosenschmütz, Dreikönigsweihrauch und Schullehrerkreide. An Textilien waren vorhanden: blaue und seidene Fürtücher und Kopftüchl, seidene und halbseidene Bänder und Schnüre, Milchseihüchl und ordinäre Bänder. Der Beleuchtung im Bauernhause dienten: Lampenzylinder und Dochte, Kerzen, Schwefelhölzlein, die man auch an der Lederhose entzünden konnte. Für Lichtmeß und für Trauer- und Engelämter in der Kirche kamen die bunten und weißen Wachsstöcke in Frage.

Die Abteilung Schreibwaren bot an: Notizbüchl, Kempter Kalender, Hexen- und Traumbüchl, Petschlerwachs (Siegellack) für Pfarrer, Lehrer oder Bürgermeister. Große Auswahl hatte der Kramer in religiösen Sachen: Beter (Rosenkränze, silberne und hölzerne Perlen, lange und kurze Schnüre, daran schöne Kreuzeln und sogar Silberkapseln, gefüllt mit Erde vom Hl. Land, Hinterglastäfelein ebenso wie Agnusdei- und Christenlehrwar, Gebetbücher

mit Ledereinband und SilberschlieÙe, ein schöner großer Druck auf dem Papier. Und erst die Gebete darin, wo am Ende hintennach immer stand: „Man lasse nun einen andächtigen Sufzer (Seufzer) fahren. Wie täten unsere gescheiten Rotznasen da heute hellauf lachen, wenn sie das lesen würden. Dann holte sich der Knecht am Sonntag Stiefelwische in der Spanschachtel, der Zimmerer klaubte sich aus einer Kiste Rattenschwänz und handgeschmiedete Nägel. Tongeschirr gab es: angefangen vom „Weitling“ bis zum Fodscher und Kar — darin sich zum Festtag der Schweinsbraten verirrte.

An Schädlingsbekämpfungsmitteln lassen sich nur nennen: Drahtkäfigmausfallen und Fliegengläser, in die man das letzte Bierneigel schüttete — den Fliegen zur Henkersmahlzeit.

Viele Dinge aus der Kramerei lieÙen sich noch nennen, doch es genügt diese Auswahl. Der Kramer von einst lebt nicht mehr und viel von dem, was er als ungemein nützlich angepriesen, braucht die heutige Zeit nicht mehr.

Anmerkung:

Auszug aus „Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 7, Jahrgang 45, 1955.

Tüchtige Händler boten Ware fell Wie kamen unsere Landgemeinden zu Jahrmarktsrechten?

In der in den LGBl. veröffentlichten ausgezeichneten Arbeit über den Magdalenenkult in Walleshausen hat G. Skrabal auch darauf hingewiesen, daß mit dem Magdalenenfest auch ein Jahrmarktstreiben verbunden ist. Wie in Walleshausen in Verbindung mit dem kirchlichen Fest, ist es auch in Eresing und Vilgertshofen. Jahrmarktsrechte wurden vom Landesherren, oft auch vom Kaiser verliehen. Daß die kirchliche Behörde sich um ein Jahrmarktsrecht zu den kirchlichen Festtagen bemühte, ist unwahrscheinlich, eher ist anzunehmen, daß tüchtige Händler diese Tage, an denen viel Volk zusammenströmte, benützten, um ihre Waren anzubieten.

Die meist sehr alten Bruderschaften haben eines gemeinsam: sie erhielten von den Klöstern oder den Patronatsherrn Reliquien, meist Gebeine von den in der Bruderschaft verehrten Heiligen, geschenkt. Die Gebeine wurden reich gefaßt und in kostbaren Monstranzen zur Verehrung ausgestellt. Vom Hl. Stuhl erhielten die Bruderschaften Ablässe und sonstige Gnadenerweise zugeteilt, die am Haupt- und Titularfest erworben werden konnten. In Walleshausen spendeten z. B. am Magdalenenstag 8 Priester die hl. Sakramente. Viel gläubiges Volk fand sich zusammen und nach den kirchlichen Verrichtungen mußte auch für den Magen gesorgt werden. Die Gelegenheit aber, Kleidungs- und Wäschestücke, Haushaltsartikel usw. mit heim zu nehmen, wurde ebenfalls ausgenützt.

Dies findet sich bestätigt in einem alten Büchlein, das die Entstehung der Jakobi-Dult in München schildert. Diese verdankt ihre Entstehung dem Reliquienfund in Andechs im Jahre 1390. Im Jahre 1392 wurden diese zahlreichen Reliquien nach München zu St. Jakob am Anger gebracht. Ein Gnadenjahr brachte viele Gläubige, 40 Priester spendeten die hl. Sakramente. Neben dem Kloster St. Jakob aber schlugen die Handelsleute ihre Stände auf, Volksbelustigungen wurden geboten und der Jahrmarkt war da. Von den eingehenden Opfern aber mußte die Hälfte dem Hl. Stuhl übergeben werden.

Der Opferanfall war nicht gering, er betrug im Durchschnitt täglich einen Augsburger Metzen voll Regensburger Pfennigen. Wir können bestimmt annehmen, daß in ähnlicher Weise auch die Jahrmärkte in Walleshausen, Eresing und Vilgertshofen in Verbindung mit den kirchlichen Hochfesten dieser Gemeinden entstanden, während die beiden Landsberger Jahrmärkte durch den Landesherrn ob der Verdienste der Stadt verliehen wurden.

Anmerkung:
„Der Heimatfreund“ Nummer 3,
Jahrgang 1960.

Walleshausens Pestkapelle

Anno 1652 war die Pest auch in Walleshausen. Nach Erlöschen dieser furchtbaren Geisel wurden mancherorts (Geltendorf, Weil usw.) kleine Gedenkstätten meist am Ortseingang errichtet. Eine solche kleine Kapelle steht auch in Walleshausen in der Nähe des Kirchenbauernhofes. Das Innere des Kapellchens birgt ein schönes, großes Kruzifix; darüber steht der Bittruf: „Vor Pest, Hunger und Krieg, verschone uns, o Herr!“ Nun haben fleißige Hände eine kleine Anlage um das Kapellchen geschaffen. Eine Tuffsteinmauer gibt dem Fundament einen festeren Halt. Zwei neugepflanzte Bäumchen sollen einmal Schatten spenden und den unschönen, dahinter stehenden Giebel eines Holzschuppens verdecken. Das schadhafte Dach und Mauerwerk reparierte der Maurer Sebastian Hofmuth, den Innenraum und die Außenfassade hat die Malerfamilie Dax geschmackvoll erneuert. Die Gedenkstätte ist auch dem Gedenken unserer Gefallenen geweiht. Unter dem Kreuz liegen Säbel und Stahlhelm. Zu beiden Seiten des Kreuzesstammes künden zwei Tafeln Namen, Sterbetag und -Ort der Toten beider Kriege. An den Seitenwänden sind Namen und Bilder der Kriegsteilnehmer festgehalten. Zu betonen ist, daß die Renovierung dieses Heimatdenkmals von den beteiligten Helfern und Handwerkern freiwillig und kostenlos durchgeführt wurde.

Ein Pest-Rezept

Es ist vielleicht weniger bekannt, daß in früherer Zeit, wo nur in größeren Orten Ärzte ansässig waren, in vielen kleineren Dörfern sich auch die Seelsorger mit der leiblichen Heilkunde befaßten und vom Volk um Hilfe und Rat angegangen wurden. Man denke da z. B. an Pfarrer Heumann von Elbersroth bei Nürnberg, der der leidenden Menschheit mit seinen Heilmitteln segensreich geholfen hat und seine Mittel ihnen heute noch helfen. — Von al-

len Krankheitswellen, die durch das Land zogen, war wohl die Pest am gefürchtetsten. In einem alten Büchlein (aus dem Pfarrarchiv Walleshausen), betitelt: „Der medizinische Landpfarrer“ — „Allen Herrn Seelsorgern in den Orten, in welchen keine Ärzte wohnen, zu ihrem Gebrauch und Wiedergenesung der Kranken redlichst gewidmet von J. Krause, der Weltweisheit und Arzneikunde Doktor kurpfälzischer Oberamtsarzt zu Neustadt an der Haard“ fand sich auch ein handgeschriebenes Pestrezept:

Aloe anderthalb Loth = 25 Gramm, Saffran anderthalb Quintl = 6 g, Rhebarbara ein Loth = 17 g, Lerchenschwamm ein Quintl = 4 g, Zittwer drei Quintl = 12 g, Terra Sigillata anderthalb Loth = 25 g, Rothe Mürrhen drei Quintl = 12 g, Entian zwei Quintl = 8 g, Angelica anderthalb Loth = 25 g, Bezoar 5—6 g, Weiß Diptam 2 Quintl = 8 g. Vom besten Theriac anderthalb Loth, Campher anderthalb Loth = 25 g, Bibergeil ein Quintl = 4 g; Alle diese Stück klein geschnitten in ein Glas gethan, anderthalb Maas vom besten Branntwein darangegossen, allsdann mit einer Blatter wohl vermacht, an die Sonne oder auf einen warmen Ofen gestellt und so lang stehen lassen, bis es wie ein Starker rother Wein aussieht; so ist es gemacht.

Gebrauch:

1. Genannte Tinktur kann alle morgen gebraucht oder hievon 6—8 Tropfen eingenommen werden, so ist der Mensch 24 Stund von der Pest frei.
2. Wenn man von der Pest angesteckt, so nehme man allsbald ein oder zwei Löfel voll ein und schwitze wohl darauf, so wird er genesen. Es muß aber innerhalb 24 Stunden geschehen; Dann
3. bringt diese Tinktur eine gute Gedächtnuß und ander gute Wirkungen.

Abgeschrieben von der gnädigen Freifrau von Donnersberg, geb. Gräfin von Taufkirch, 1816, den 4. May.

Anmerkung:
„Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 1, 45. Jahrgang, 1955.

Bayerns größtes Ossarium (Beinhaus) wurde renoviert Vor 500 Jahren wurde es errichtet

Nur sehr wenigen einheimischen und auch fremden Besuchern unseres Friedhofes wird, wenn sie andächtig vor der Ölbergskapelle verweilen, es bekannt sein, daß dieses alte Gebäude mit dem Beinhaus im unteren Gewölberaum das größte seiner Art in ganz Bayern ist. Gewöhnlich findet man in Kirchen und Friedhöfen nur kleine Nischen als Aufbewahrungsorte für Totengebein, so z. B. auch in Landsberg im Friedhof der alten Katharinenkirche.

Vor 500 Jahren wurde dieses Ossarium errichtet. Das Kirchensalbuch in Walleshausen von 1453 sagt: „Da man zalt von Christ unseres 1. Herrn Geburt 1453 ward auch gemacht der Todtenkerker“. (Anm.: Grundsteinlegung der Kirche 1466). „Darnach im 54. Jahr die Stutdglock gestand = 14 Gulden“. — „Todtenkerker und darauf stehender Ölberg sind jeder mit einem Gewölß versehen“.

Im Beinhaus sind an die 60 Totenschädel, manche davon beschriftet, mit Arm- und Beinknochen, säuberlich aufbewahrt. Die Totenköpfe sind teilweise hart wie Granit. (So ist es kein Wunder, wenn in alten Urkunden von Walleshausens harten Bauernschädeln zu lesen ist!) Mancher alte Menschenschädel ist, mit denen jüngeren Datums verglichen, auch in der äußeren Form verschieden. Dicke Wulste über den Augenhöhlen und eine zurückfliehende Stirn mögen so manchen Studenten der Anthropologie einen Hinweis gegeben haben. Ja, es ist sogar vorgekommen, daß einige der merkwürdigsten bemalten Köpfe vor etwa 2 Jahrzehnten entwendet wurden,

einer wurde nach Jahren wieder zurückgebracht.

Dieses alte Gebäude wurde jetzt in seiner äußeren Fassade erneuert; einige Gräber wurden zweckmäßig verlegt. Das Grabmal des letzten Propstes von Polling, der nach der Säkularisation noch über 15 Jahre Pfarrer in Walleshausen war, wurde an die Ostgiebelseite verlegt. Unter der Denkmalplatte ist ein umgelegter Bischofsstab und eine liegende Mitra zu sehen. Auch das schadhafte Dach (durch welches die alten Freskengemälde im Ölbergsraum sehr gelitten haben) wurde mit Biberschwänzen neu eingedeckt. Schade, daß das alte Mönch-Nonnedach, wohl mangels genügender Hohlziegel, nicht erhalten bleiben konnte. Aber sonst macht das alte Bauwerk nun einen schönen gepflegten Eindruck. Die Wandmalereien (Fresken) restaurierte Kunstmaler Hausinger, München, die gotischen Ölbergsfiguren wurden von Kirchenmaler Aixenberger, München, gefaßt und ergänzt. H. H. Dekan Grasmüller hat an dieser Stelle für die Wiederherstellung dieses historischen Bauwerkes und dieser Stätte der Andacht herzlichst gedankt.

In der nächsten Zeit soll mit der baulichen Erneuerung der Kapelle am Ölberg begonnen werden, die durch Dachschäden unter dem Einfluß der Witterung sehr gelitten hat. Die künstlerisch sehr fein gearbeiteten Figuren sind seit geraumer Zeit schon der bekannten Firma Aixenberger zur Restauration übergeben und sollen in Kürze ebenfalls wieder hergestellt sein. Unter dem Ölberg befindet sich ein Ossarium, das sich augenblicklich in sehr gepflegtem Zustand befindet. Etwa ein halbes Hundert Totenschädel sind dort säuberlich aufbewahrt, von denen manche sogar beschriftet sind. Am Ölberg befindet sich auch das Grabdenkmal des letzten Propstes von Polling und nachmaligen Pfarrers von Walleshausen, Johannes Nep. Daisenberger, der am 14. November 1820 hier gestorben ist. An der Unterseite der Marmorplatte ist ein umgeleg-

ter Bischofsstab und eine Mitra aus Marmor angebracht, die an seine hohe Würde als Probst und Prälat und des berühmten Stiftes der regulierten Chorherrn zu Polling erinnern. Es ist zu hoffen, daß im Zuge der Renovierung das historisch sehr wertvolle Denkmal keinen Schaden erleidet und auf seinem ursprünglichen Platz verbleibt.

Das Moor zwischen Walleshausen, Hausen und Kaltenberg

Es heißt allgemein, daß die Paar, die bei ihrer Mündung in die Donau zu stattlicher Größe anschwillt, hier im Moor — oder wie man landläufig sagt, im „Moos“ — ihren Ursprung hat. Nach alten Landkarten und Berichten (Josef von Obernberg: Schilderungen aus alter Zeit, geschrieben um 1820) wird jedoch der „Guggenberger Teich“ beim Dörfchen Emming (dem heutigen St. Ottilien) als die „Wiege der Paar“ bezeichnet. Dieser, mehrere Hektar große Emminger Weiher wurde während des 1. Weltkrieges trockengelegt und ist jetzt fruchtbarer Boden. Es fließt nun aber von dort wenig bzw. gar kein Wasser mehr hinunter in das kleine Paarmoor und in den Filz bei Kaltenberg. Der Filz ist ein verkrüppelter und kümmerlicher Föhren- und Fichtenwald. Unter niedrigem Gebüsch und Unterholz gedeihen dort süße Schwarz- und Blaubeeren und seltene Vögel haben hier Wohnstatt. Die einstigen zahllosen Brünnelein, Gumpen und Teichchen in den Lußwiesen sind seit der Paarreulierung (1927 bis 28) alle verschwunden und damit auch seltene Pflanzen und Blumen wie: stengelloser Enzian, Seerose, Mooskolben und Herrenkrönlein. Auch Störche, Reiher, Wildgänse und Wildenten erspäht man nur mehr höchst selten. In trockenen Jahrgängen geht auch der Wiesenertrag an Heu sehr zurück. In solchen Jahren wirbelt der Wind die leichte schwarze Erde auf und mancher Versteppungstheroretiker scheint recht zu haben. Doch um der Wahrheit die Ehre zu geben, soll

nicht verschwiegen werden, daß bei genügender Düngung und, wenn der Himmel die nötige Menge Naß sendet (wie heuer), dann auch in diesen Wiesen ein brauchbares Wiesenfutter wächst, an Qualität bestimmt nicht schlechter als jenes vor der Regulierung. Auch kann das Heu herausgefahren werden, ohne befürchten zu müssen, mit Gespann und Wagen zu versinken, was früher keine Seltenheit war.

In geschichtlicher Hinsicht gibt uns auch das kleinste Moor große Rätsel auf. Vor Jahrtausenden wohl mag sich in diesem Tal der Paar ein riesiger Gletscherarm hingestreckt haben bis zum nahen Ammersee und bis zu den Alpen. Die vielen Kiesgruben auf dem westlichen Höhenzug, die Nagelfluhfelsen und lavaähnlichen, eisenhaltigen Gesteinsadern auf dem östlichen Hügelhang des Paartals (z. B. bei Wabern) zeigen deutlich, daß Naturgewalten hier ein mächtiges Geschiebe unter starkem Druck vollbrachten. Jahrhunderte brauchte es auch, um den Torf im Moor „wachsen“ zu lassen. Die menschlichen Urbewohner haben wohl am liebsten ihre Wohnstätten an den Hang gestellt. Es beweisen dies die Funde: (im vorigen Jahrhundert) in der Kiesgrube zu Walleshausen ein Frauenschmuck (vermutlich 1300 v. Chr.), in der Unfriedenshausener Kiesgrube Bronzebeile (etwa 2500 v. Chr.), römische Brandgräber auf der Steinplatte an der Walleshausener Flurgrenze mit Beigaben (etwa 70 n. Chr.), in Schwabhausen (Kiesgrube) Funde aus der Merowingerzeit, in Egling (östliche Kiesgrube) Fundstücke aus der Römerzeit, in Egling (westliche Kiesgrube) Waffen- und Skelettfunde aus der Merowingerzeit (etwa 700 n. Chr.). Die Pfahlbaureste und bedeutenden Funde aus der jüngeren Steinzeit im Tal der Rohrach bei Pestenacker sagen zwar, daß der Mensch auch in der Niederung Fuß gefaßt hat; aber auch diese Stätten sind vom westlichen Hügelhang nicht weit entfernt.

Interessant ist auch, daß der Filzwald bei Kaltenberg einst eine viel

größere Ausdehnung hatte als heute. Er zog sich dem Tal entlang bis fast zur Waberner Bahnüberführung.

Denn nach genannter Paartalentwässerung senkte sich nach Abzug des Grundwassers der Wiesenboden und überall stößt man heute noch (sogar auf Pl. Nr. 14) auf uralte, vertorfte Wurzelstöcke von Föhren und Fichten.

In Nähe der genannten Pl. Nr. 14 in Walleshausen ist auch eine kleine Wiese, genannt die Egelgrube. Diese einstige Wasserlache, aus der der Dorfbader die Blutegel zum Aderlassen entnahm, ist eingefüllt worden.

Im Paarmoos findet man auch manchmal kleine Pferdehufeisen, im Volksmund Schwedeneisen genannt. Es könnte aber auch sein, daß diese kleinen Eisen von den Steppenrößlein der Hunnen stammen (Ungarnschlacht auf dem Lechfeld im Jahre 955). In der alten Kirche an der einstigen Römerstraße bei Jesenwang, wo am St.-Willibalds-Tag die Pferde zur Segnung in die Kirche geritten werden, hängen auch mehrere dieser kleinen Hufeisen.

Vor etwa 30 Jahren wurde in einem Torfstich bei Hausen ein Pferde-Knochengeriippe in stehender Stellung ausgegraben. Dieser Tage hat ein Bauherr in nächster Nähe des Bahnhofs in Walleshausen denselben Fund gemacht. Beim Ausheben der Baugrube kam ein Pferde-Knochengeriippe mit kleinen Hufeisen in stehender Stellung zutage. Die meisten dieser Knochen zerfielen an der Luft in Asche infolge hohen Alters. Der Beweis ist somit gegeben, daß früher hier Sumpf war und dieses Tier versank darin.

Es erhebt sich nun die Frage: hatten unsere bäuerlichen Vorfahren vielleicht vor vielen Jahren eine kleinere Pferderasse als heute? Oder ist es doch so, daß fremde Reiterscharen ihre Pferdchen in unserem Moos weideten? Der Artikelschreiber erinnert sich, daß er als Tragtierführer während des letzten Krieges in Frankreich die Mullis und Pferdchen täglich in moorige Wiesen zu treiben hatte auf Weisung des Futter-

meisters. Denn dieser sprach davon, daß das saure moosige Spitzgras sich am besten eigne für den Pferdema- gen; vom fetten, üppigen Wiesengras bekämen die Tiere leicht Durchfall. Da kam es natürlich auch oft vor, wenn die Mullis sich pelzten (d. i. ähnlich wie die Hühner in pulveriger Erde ein Staubbad nehmen), daß dann manchmal die kleinen Hufeisen verloren gingen. Da dachte ich in der Fremde unwillkürlich an die Hufeisenfunde und ihren möglichen Zusammenhang im Paartalmoos, in meiner Heimat.

Eine Schneiderrechnung vor vier Jahrzehnten

Von den sehr vielen großen Männern spricht die Welt. Die Namen der Staatsmänner, der Dichter und Denker, der Erfinder und Tonschöpfer stehen eingemeißelt auf wuchtigen Denkmälern. Auf dem Dorfe hält man aber immer noch (das ist zu loben) die Namen einfacher schlichter Männer, welche still und ohne Lob das Große im Kleinen taten, in der Erinnerung fest. Es sind dies unsere Dorfhandwerker der sogenannten guten alten Zeit. Sie waren es, die den (zahlreichen) kinderreichen Familien auf dem Land die beste „Kinderbeihilfe“ waren.

Beim Durchschauen alter Aufzeichnungen fiel mir dieser Tage auch eine Rechnung des Walleshauser Störschneiders Benno Häberle, vom 23. April 1914, in die Hand. Sie ist nur so groß wie eine Postkarte. Auf der Vorderseite schon eine moderne gedruckte (eigentlich überflüssige) Empfehlung des Schneidermeisters B. Häberle von Walleshausen: „Anfertigung eleganter Garderobe — Musterlager hervorragender Neuheiten — Billigste und schnellste Bedienung bei tadellosem Sitz — Verarbeitung von nur bestdekatierten Stoffen.“ Auf der Rückseite hat der Meister mit etwas ungelassenen Buchstaben die Rechnung aufgezeichnet: (Was eingeklammert ist, ist vom Schreiber angefügt): „an Stofen her: 2 Mt.

(= m) 25 Sent. (= cm) Tuch 9,-; 2 Mt. Somerzeit (= zeug) 7.20, 1 Mt. Jobenfutter —,95, 1 Mt. 30 Sent. weis futer —,65, 2 Mt. Kanefas (= Zwischenfutter) 1,50, 2 Sent. Hosensäk —,48, 60 Sent. Leinwanthat (= Leinwandwatte) —,85, Knöpf 10 Job 10 Schile (= Weste) 29 Hosknöpf 1,—, machen für Bubenkleider. 2 Someranzug 1 Tuchkleid 1,—, Summa 29.53. Dankend erhalten Benno Häberle.“

Der gute alte Meister. Das Schreiben war sichtlich seine schwache, dafür aber das Arbeiten und Recht machen seine starke Seite! — Die ausgedehnte Störreise machte er immer, zu Fuß natürlich, mit der kleinen Handnähmaschine auf der Schulter in die Dörfer der Umgebung — bis hinauf nach Penzing. Dort weckte er im Winter schon um 4 Uhr morgens seine Störkundschaft. Denn sein Tagewerk dauerte ja zweimal acht Stunden im Tag. Die Bauern kannten schon ihren fleißigen wortkargen Meister und ließen ihn gewähren. Nun ist der Unermüdliche auch schon bald 30 Jahre tot und ruht auf dem Walleshauser Gottesacker. Doch lange noch währt sein Angedenken bei den Männern, denen er einst, als sie noch Buben waren, „Jobe, Schile und Hos“ geschneidert, die er in seinem heiligen Ehrenamte als Kreuzträger beim „Feldumgang“ immer eindringlich und streng zu Zucht und Ordnung anhielt. Über seinen Lebenslauf könnte man wohl schreiben: Von der Stirne heiß, geronnen ist der Schweiß, das Werk — es wird den Meister loben; doch der Segen kommt von oben!

Ein Osterwunsch aus dem Paartal

Wenn am Karsamstagvormittag die Glocken von Rom wieder zurückkehrten und wir Ministrantenbuben froh waren, daß nach dem vielen Durcheinander beim Karfreitagsaltardienst die alte Ordnung beim Amt wieder einzog — da jubelten unsere Herzen, denn viel Schönes für ein

kindlich Gemüt stand noch bevor. Die Klappern und Ratsch'n wurden gerne wieder für ein Jahr ins „Frauenhaus“ getragen. Die geweihten Scheiter vom Osterfeuer trugen wir den Bäuerinnen zurück; gefärbte Ostereier oder andere gute Sachen nahmen wir als Entlohnung dankend entgegen. Die großen Burschen richteten unterdes schon zum „Jaudesbrennen“ her und sammelten das Feuermaterial bei den Bauern.

Die „Auferstehung im heiligen Grab“ war für uns Bauernkinder aber doch die Krone kirchlich-österlichen Brauchtums und bestimmt mehr als nur ein äußerliches Schauspiel. Wie waren wir im Innersten gespannt auf den Augenblick, da der Christuskörper in der Grabeshöhle in die Tiefe sank; die bunten Lichter der Glaskugeln erlöschten, während oben in den Triumphbögen strahlend wie die Sonne unser Heiland aus Grabesnacht erstand. Ein brausendes Alleluja erscholl vom Chor. Solch feierliche Handlung prägte sich tief in die Kinderseele ein.

Die Frühe des Ostersonntags brachte die Speisenweihe. Im Körbchen lag meist ein Kranz von bunten Eiern und einem Kuchenosterlamm mit der Siegesfahne in der Mitte. Als Buben hatten wir auch öfters das „Weihets“ für den alten Säger mit dem schwarzen Vollbart in die Kirche zu tragen. In der alten Sägemühle mit dem großen Wasserrad, das vom Wasser der Paar getrieben wurde, hauste und werkte dieser Mann einige Jahrzehnte. Neben ihm sein blindes aber seelengutes Eheweib. Daß dieser alte Schneidmüller zu seiner Arbeit am Hochganggatter noch Zeit fand Holunderbeeren zu dörren, Tränklein zu brauen und bei abnehmendem Mond an Mensch und Tier was „abbeten“ konnte, sei nebenbei verraten. Aber seine Ostereier, die er zur Weihe schickte, hatten alle ein Löchlein. Wir frugen ihn, weshalb er seine Eier denn anbohre. „Meine Buam“ sagte er, „d'Veich muaß auch innen rein können, sonst nutzt es nichts.“ — Kann man dieses Wort des alten Mannes auch in einen an-

deren Sinn geben? Gewiß! Alle Osterzeremonien und Osterfeiern sollen in unser Innerstes dringen können, dort Wurzel fassen, damit aus der Seele lebendiger Oster-Auferstehungsglaube ströme. Wir wollen, wie die Leitung der Kirche es wünscht, die Osternachtfeier auch in ihrer neuen liturgischen Form aufrichtig mitfeiern.

Doch sei eine Bitte hier ausgesprochen: Laßt doch in zwei Gemeinden des Landkreises die Osterfeier in der alten herkömmlichen Weise noch bestehen! Zu denken wäre vielleicht an die Pfarrei Stadl (mit ihrem kunstvollen Heiliggrab vom Lechmaler Bader) und an Egling, die den „großen Ölberg“ mit eigens hierzu komponierten Gesängen und Grabmusik haben. Es wäre schade, so viel schönes Brauchtum auf dem Land untergehen zu lassen.

Aus alten Familienpapieren

Es ist interessant, wenn eine Bauernfamilie bereits zwei Jahrhunderte ununterbrochen im Mannesstamme auf ihrem Hof sitzt, wie dies bei der Familie Grundler in Wabern (Gemeinde Walleshausen) der Fall ist. Dabei kann erwähnt werden, daß seit 1775 alle Familienpapiere, wie Kaufbriefe, Hochzeits- und Sterbefallrechnungen, Baupläne, Militär-entlassungsscheine, Steuerbescheide und ähnliches in allen Generationen getreu aufbewahrt wurden. Aus der Fülle dieser alten Dokumente selen hier zwei Kaufbriefe der Klöster Dießen und Wessobrunn genannt.

Der eine lautet: „Ich Englbert Abt und (unleserlich) Prior, dann gesamtes Convent und löbl. (unleserlich) Stift und Closters Wezzobrunn bekennen in Kraft dieses Briefes (unleserlich) dem Ehrbaren Bartilmä Grundtler nach Aufriss der löbl. Land- und des Klosters hergebrachten Rechten Unser Aigentumblich Gut zu Waabren usw. . . löbl. Kloster Aktum 15. März 1775.“

Aus dem zweiten Kaufbrief kann man entziffern:

„Wir Bertoldus Probst des Würdig Unser lieb Frauen Gotteshaus und Klosters Dießen und gmain ganzes Convent allda bekennen hiermit für Uns und unsrer Nachkommen in Kraft dieses Briefs und für unsers Anbefohlen gotteshaus und Closters eigentumblich zugehörign 1 kleines Juchert ackerl zu Egling im Holzfeld an der Hagenleith welches bisher

Kasparus Pöck allda innegehabt und genossen, an jetzo aber dem Ehrbaren Bartlmä Grundler in sein Freystift für 60 fl. übergeben wird . . . geschrieben den 15. gbr. 1779.“

Anmerkung:
„Landsberger Geschichtsblätter“, Jgg. 61/62 (1972/73).



Titelseite des ältesten Salbuchs des Gotteshauses Wallehausen vom Jahre 1456 bzw. 1578 (Lagerort: Pfarrarchiv Wallehausen)

Lied und Gesang

Ein altes Lechralner Lied

Aufgezeichnet von Heinrich Welz

Der Fuchs vo' Greifaberg!

Wer kennt da Fuchs vo' Greifaberg?
der wohnt am Berg hoch drobn;
ma hat vo seiner Höflichkeit
ihn öfters höra lobn.
Er war amol in Schöffelding,
do hots a Gaudi gebn —
der Hanfstängl vo Pähl war dort,
der Fuchs der sitzt danebn.
Der Hanfstängl der tuat dem Fuchs
zwanzig Ziegelstoar ins Wagerl hinta
nei;
Der Fuchs der tuat auf Minka fahrn
und o wiederum heraus.
Endli ist eahm halt d'Last z'schwer
woarn,
jetzt wirft ers' alle raus.
Was muaß denn dös für a Lümmel sei,
der mir a so an Possa spielt?
aber den werd i mit gleicher Münz
ganz ordentli bezahln.
Fahrt am andern Tag auf Weilheim
nauf
und z'Pähl do kehrt er ei',
na hat er d'Köchin gfragt,
wo mag denn heint der Schloßver-
walter sei? (Hanfstängl).
Der Fuchs der denkt heint geiht
mer ja
mei feiner Pla' scho naus:

daß i' vom Moaster aus
da Herd abbrecha muaß.
Abr Köchin hot bedenkli gfragt:
Sie wera wohl it lüagn?
Na, na sagt er, mer teana morgn
scho wiedr 'n neua Kochherd kriagn.
Er bind' an alte Schurz glei' um,
an Hammer mit an Stiel
und geht a so in Schloßhof nei
als wia a armer Gsell.
Der Fuchs der fangt 's abbrecha a',
er wirft ganz wütig um
und wirft vom Herd dö Ziegelstoar
in dr ganza Kucha rum.
Und als er endli ferti war,
dann reist er wiedr ab
und fährt hindann auf Weilheim nauf
in einem vollen Trab.
Als dr Hanfstängl nach Hause kam,
war er voll Gift und Gall.
Hat mir koa andrer Mensch it gmacht
als wia der Fuchs dersell
Der Hanfstängl spannt o glei ei'
und fahrt o Weilheim zua.
Beim Bräuwestl im Zimmer drin,
dös ist a wahrer Graus,
mit lauter Schimpfa, lauter Schimpfa,
geiht d'r Gspaß doch endli aus.

Das ist der Tag des Herrn „Auf der Suche nach dem geruh- samen Sonntag“ — Eine ländliche Betrachtung

Ist er wirklich nur mehr eine pietätvolle Erinnerung an „geruhsame“ Zeiten, auch auf dem Land, der Sonntag, der Tag des Herrn? Wer in diesem Jahr in den Zeiten der Heu- oder Getreideernte über die Felder und Wiesen seinen Sonntagsspaziergang machte, konnte fast allerorten die Beobachtung machen, daß nun nicht mehr nur eingefahren wird, wenn das Barometer ein kommendes Gewitter kündigt, sondern, daß eine

Ausnahme zu 70 Prozent zur Regel gemacht wird und daß auch gemäht und gedroschen wird. Genau so wie Ihr Artikel schließt: „überall Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit.“ Der moderne Gott „Maschine“ hat auch den Bauern besiegt und ihn nervös gemacht. Ist es nicht schon so, daß man am Freitag und Samstag vielmehr als das übliche Pensum Mähgut hinschleift, daß man auch am Sonntag was hat zum Einfahren? Wird nicht der, der noch sein Sonntagsgebot hält, mitleidig belächelt als „rückständig“?

Leider, muß man sagen, sind wir so weit gekommen. Ein Fortschritt,

der den Menschen, auch den bäuerlichen, langsam aber sicher verwildern wird. Gewiß, wir haben ein nasses, schlechtes Jahr gehabt und der Sonntag wenige, und gern beruft man sich auch auf Mangel an Erntehelfern (obwohl eine Maschine das zehnfache eines früheren Landarbeiters schafft). Jeder christliche Bauer weiß, daß man im Notfall „auch am Sabbath den Ochs oder Esel, der in die Grube gefallen ist, herauszieht“. Wenige gibt es mehr, die ihr Gewissen prüfen, ob Sonntagsarbeit sein muß. Und doch gibt es noch Gottes Gebot, das ganz allein von den anderen Geboten sich mit dem eindringlichen „Gedenk“ unterscheidet.

Hand aufs Herz, lieber Bauer und Standeskollege, vielfach liegt es nur am guten Willen! Als wir beim Baras waren, wie haben wir da geschimpft, wenn ein Kleiderappell oder eine Pferdebesichtigung ausgerechnet am Sonntag war. Hat nicht der eine oder andere sein Mißfallen zum Ausdruck gebracht, etwa so: bei dem Verein ist der Teufel dabei. Und jetzt möchten wir beibehalten, was uns damals widerlich war? Nein, so weit darf es doch nicht kommen! Nach sechs Tagen angestrenzter Arbeit rufen Geist und Körper nach einem Ruhetag!

Sonntags ist's — in allen Wipfeln rauschet es der dunkle Wald . . . so wollen wir diesen Tag besingen und loben. Schon am Samstag, wenn um 2 Uhr die Glocken den kommenden Feiertag einläuten und der Arbeiter aus der Fabrik nach Hause geht, laßt uns langsamer tun, wie früher — es beginnt der Sonntag. Jener Sonntag, den Ludwig Richter wie kein anderer so gemütvoll gezeichnet hat: Kirchengang, Glockenschallen, eine Bank, ein Buch, ein Leser, ein Hünd-

chen und ein Vogel dabei. So wollen wir es wieder halten — im anderen Fall wäre der Weg zum Bolschewismus nur mehr ein kleiner Schritt.

☆

Dem jungen Müller in Walleshausen,
Herrn Heinrich Welz, zugeeignet!

Die Mühle im Tale

Komponiert von Herrn Oberlehrer
Ludwig Schindlmayr, Augsburg

Mäßig bewegt.

Dort unten im Tale am murmelnden Quell, dreht sich ein Mühlrad im Kreise. Der fleißige Müller, der muntre Gesell, singet gar lustige Weise: Klappere Mühle immer zu, ohne Rast und ohne Ruh', mahle Mühle, mahle fein, übers Jahr, übers Jahr soll Hochzeit sein, soll Hochzeit sein!

Dort oben das Mägdlein am lauschigen Platz, singet unzählige Male: Beschütze mir Gott meinen herzigen Schatz und unten die Mühle im Tale. Klappere Mühle immer zu, ohne Rast und ohne Ruh', mahle Mühle, mahle fein, übers Jahr, übers Jahr soll Hochzeit sein, soll Hochzeit sein, Hochzeit sein!

Hoch oben der Sang, tief unten das Lied, band sich zu engen Akkorden. Was Liebenden innig die Seele durchzieht, das sagen sie nicht mit Worten. Klappere Mühle immer zu, ohne Rast und ohne Ruh', mahle Mühle, mahle fein, übers Jahr, übers Jahr soll Hochzeit sein, soll Hochzeit sein, Hochzeit sein!

Erstaufführung bei der Fahnenweihe am 15. Juli 1934.

Heimatspiel

Dr. Wiguleus Hundt,
der bayerische Staatskanzler auf Schloß Kaltenberg

Prolog

Im staubbedeckten Kleide komm ich gewandert aus der alten Zeit. Sie liegt so weit — so weit! 500 Jahre sind es nun geworden, daß unsere schöne Marienkirche im Jahre 1472 durch Weihbischof von Wolflin ehrenvoll geweiht wurde. Jetzt geht mit mir durch die Jahrhunderte — die Freud und Leid im Wechsel über diese Stätte brachten.

Der erste Kirchenbau, spitztürmig, schlank zur Höhe sich erhebend, schon barg zu seinen Füßen er die Gräber unserer Ahnen. — Wenn dann der Sonne Morgenstrahl durchs Fenster den Altar begrüßte, kam er heraus und strich mit goldner Hand das Erdenbett der Heimgegangenen. Der Zeitanzeiger rückte weiter: Drei mal hundert Jahre: Barock soll Gotik nun verdrängen: Viel Stuck wird Schmuck. Pausbackig schauen Engel zu den frommen Betern nieder, die gläubig alte Menschennot ins neue Kirchlein brachte. Am Magdalenentage jeden Jahres, wenn draußen früchteschwer die Äcker standen — und schon die Sensen harrten auf den nahen Schnitt, da ward die Heilige als die Patronin angerufen: „Du Büsserin von Gottes Gnaden: schütz unser Haus vor Feuersgefahr und unsre Kinder vor der Sünde Schaden! Du Heilige, in Tränen zu den Füßen unseres Herrn — Gib, daß die Scheunen sich mit Segen füllen, den Armen geben wir von unserm Gute wieder gern!“

So beteten die frommen Leute, lange, lang — bevor ihr alle ward geboren. In schweren Jahren, als die kriegsgeübten Scharen — im Dreißigjährigen Krieg ist es gewesen, durch unsere Gegend plündernd sind gezogen. Da liefen Frauen, Kinder und auch Greise — zur Kirche

hin und suchten Schutz — als trutzig starke Türme sie noch bergen konnten!

Es klang vom Kirchlein wimmernd eine Glockenstimme, die für die Dörfer ringsum die Gefahr verkündet, daß Kriegsgesindel sich der Jugend schändlich nahte und Stall und Scheune räuberisch zu leeren drohte. Die Glocke, die da klagend ihre Stimme ließ ertönen — sie war gestiftet von dem Grafen Wiguleus Hundt — aus unserm Nachbardorfe Kaltenberg — in unserm Gotteshause liegt die edle Ahnenreih begrä-



Schloß Kaltenberg



*Kreuzfigur an der Hundt-Glocke
in Walleshausen*

ben. Und heute noch — wenn die Gewitter ringsum dräuen, verkündet diese Glocke ehrenvoll des Stifters Name.

Ein Werk der Hilfe Gottes an dem Kirchlein muß ich euch künden: es war dies anno 1704. Die Feuersbrunst vertilgte Haus um Haus und war schon nahe bei der Kirche: Herr laß das Gotteszelt inmitten deines Volkes stehen; Und wirklich blieb es uns erhalten.

Ich will noch weiter blättern im Geschichtsbuch dieser Kirche: Walleshausen trägt im Wappen einen Hirsch mitsamt dem Kreuze, das dieses Tier sich aus dem Boden scharrte. Fromme Sage! — und der Geschichte Kern: Polling, noch weiter

südlich in den Bergen war Patronatssitz unserer Gemeinde. Der letzte Probst des Klosters — Daisenberger ist sein Name — hat seine Ruhestätte hier bekommen. Ihm danken wir heute an dem schönen Feste: er gab ein Kleinod zum Gedenken: aus Alabaster — schön geformt — die Muttergottes mit dem Kinde. Maria war unsere Helferin in schweren, sorgenvollen Zeiten — die unser Dörflein, seit der Grundsteinlegung dieser Kirche, mußte schon erleben. Ihr Bildnis wird gehütet als ein treu Vermächtnis von jedem Pfarrherrn, deren 50 an der Zahl, Walleshausen schon betreuten.

Wir sind am Ziel. Die lange Reise durch ein halb Jahrtausend ist beendet. Das Spiel aus der Geschichte unseres Heimatdorfes nehme seinen Anfang.

(Das Manuskript des Heimatspiels ist in der Gemeinderegistratur Geltendorf deponiert).

Wichtige Literatur zur Ortsgeschichte von Walleshausen

K. Emmerich, Beiträge zur Ortsgeschichte von Walleshausen (Landsberger Geschichtsblätter, Jgg. 30) 1933, S. 57 ff.

E. M. Buxbaum, Walleshausen. Ein Führer durch seine Geschichte und Kunst, 1972, mit ausführlichen Literaturangaben (Im Pfarramt erhältlich.)

P. Fried - S. Hiereth, Die Landgerichte Landsberg mit Schongau (Historischer Atlas von Bayern, Bd. 22/23), 1971. (Enthält eine Aufzeichnung der Bauernanwesen und Handwerker in Walleshausen für das Jahr 1752/60 und Angaben über die grundschaftliche Zugehörigkeit.



**Geplante Umschlagzeichnung von Pankraz Fried (1953)
für den Sammeldruck der „Bauerngeschichten“**

Bauerngeschichten und Lechrainer Humor aus dem oberen Paartal

von Heinrich Welz

Zum Köstlichsten, was uns Heinrich Welz hinterlassen hat, gehören seine Bauerngeschichten aus dem oberen Paartal, durch und durch gewürzt mit dem unverwüstlichen Lechrainer Humor aus der guten alten Zeit. In einem Maße, wie wir es uns heute nicht mehr vorstellen können, wurden in einer Zeit, in der es noch kein Radio und Fernsehen gab und nicht einmal alle das Lesen und Schreiben so recht gelernt hatten, Märchen und Geschichten erzählt, traumige und furchterregende ebenso wie heitere und humorvolle! Die ganze Geistigkeit und übersprudelnde Phantasie des Volkes kam in ihnen wie kaum anderswo zum Ausdruck. Heinrich Welz verstand es auch in dieser Hinsicht, den Leuten auf das Maul zu schauen und auf diese Weise viel Weisheit und Witz des Volkes zu erfassen und zu erlauschen. In einer Zeit, da das Erzählgut des Volkes bedrohlich schon am Aus- und Absterben war, griff Heinrich Welz zur Feder und zeichnete seine humorvollen Bauerngeschichten aus dem oberen Paartal auf. Sie sind uns Heutigen minde-

stens ebenso wertvoll wie altes bäuerliches Gerät, vermitteln sie doch einen unmittelbaren und unverfälschten Eindruck in die schwindende bäuerliche Mentalität unserer Heimat. Beim Lesen spüren wir, wie es die Dorfortginale, die diese Geschichten gemacht und gestaltet haben, heute kaum mehr gibt. In dieser Hinsicht sind wir auf dem Lande tatsächlich ärmer, humorloser, einsamer geworden. Dem vielfältigen Gespräch und Geraune, dem Du-zu-Du beim Heimgarten, in den Spinnstuben und im Wirtshaus in der unverwechselbaren Lechrainer Mundart hat der unpersönliche Kontakt mit dem Fernseher Platz gemacht. Doch schimmert auch heute noch da und dort etwas von der Köstlichkeit des Lechrainer Humors bei unseren Alten durch. Und auch bei den Jungen scheint er noch nicht ganz ausgestorben zu sein. P. F.

Anmerkung: Die „Bauerngeschichten aus dem oberen Paartal“ sind 1954 im „Meringer Anzeiger“, der „Lechrainer Humor“ in der damaligen Landsberger Zeitung (1954) in Fortsetzung erschienen.

I.

Bauerngeschichten aus dem oberen Paartal

Was die Hauptsach ist, sie sind zum größten Teil gewiß und wahr. Früher hat man so kleine heitere Dorfergebnisse nicht aufschreiben brauchen; im Hoamgarten in der Spinnstub' und beim Flachsbrechen da habens die Alten den Jungen überliefert und Ihnen den Sinn für Humor eingepflanzt. Aber heutigen Tags sind die richtigen Dorferzähler, die es früher gab, rar geworden. Mit lauter Krieg

und Geldhinwer'n sind die Leut auch viel pressantiger und grantiger wordn. Die Jungen rasen mit dem Motorrad und sie könnens kaum erwarten, bis die neue Gewinnmeldung vom Fußballtoto kimmt. Ja die Zeit mit allem Drum und Dran verformte auch die Menschen auf dem Land. Aber zur Ehr der Jungen sei es gesagt: Viele gibts doch noch, die nach Feierabend ein schönes Heimatbuch

zur Hand nehmen und daraus sich erzählen lassen von Sitt und Brauch, vom Sagenreichtum vergangener Zeiten, die niemals wiederkehren, wie es im Liede heißt. So hat der Schreiber das, was er von den Alten am Biertisch erlauscht hat, aufs Papier notiert; da kanns ein Heimatfreund nach 100 Jahren vielleicht noch finden. Also:

Der Nachtwächter

Er gehörte doch zum Dorf wie die Kuh zum Stall. Mit Hellebarde und Laterne ausgerüstet, durchzog er nachts die stillen Dorfstraßen, um die Stund auszurufen. Auch des sonntags unter dem Amt war Kirchenwach zu stehen und zu gehen im Dorf. Nicht nur wegen Lumpen- und Einbrechergesindel, der Wächter hatte auch zu melden, wenn aus einem Lehmhaus mit Strohdach die Flammen schlugen.

Der alte Bechler von W. (längst ist er tot) hatte seine Freud daran, als Nachtwächter dem Stundenruf die neuesten Dorfnachrichten an selbst-erdachten Reimformen anzuhängen.

Sein Nachbar, der Veithans, hatte eine steinalte Kuh, Mutter von mindestens einem Dutzend Kälber, für die ihm der Metzger zu wenig geboten, selbst geschlachtet und das Fleisch ausgepfundet. Nachts darauf stieß Nachtwächter B. in sein Horn und verkündete:

Liabe Lüt, laßt's eng sog'n,
der Hammer auf d'r Uhr hot grad
zwölfi gschlag'n.
Gebts obacht auf's Feir und aufs
Liacht,
daß enk koa Schad'n it gschicht!
Und host a Fleisch vo Veithansels
Kuah,
na steh nur glei auf und setz es
zual
(ans Feuer, damit es Mittag weich
wird!)

Solche Spässe nahm man dem treuen Wächter aber nicht übel.

Die Kirch beim Dorf lassen!

Der Bauer braucht in seinem harten, arbeitsreichen Leben, wenn Blitz und Hagelschlag seine Felder umschauern, oder Unglück im Stall ihm übel zusetzt, einen treuen, Weggenossen, den Freund Humor! Diesen nimmt er sogar manchmal in die Kirche hinein. Das war schon immer so und der liebe Herrgott kennt schon seine Schäflein, die sich hie und da verirren. Sie kommen schon wieder zurück in den sicheren Pferch und zum guten Hirten. Wer wird also gleich von dem Bauern, der beim Flumungang seine Gedanken über die sprießenden Saaten in die noch ungefüllten Scheunen schickt, behaupten, er sei ein unandächtiger Tropf. Oder wer wird gleich den Mesner verdammen, der mitten in der Flurlitanei mit der Anrufung herausplatzte: „Mei' Gott, ist doch mei' Vesen schlecht“ und die Bauern erwiderten: „erhöre ihn, o Herr!“ Es gehören solch kleine Entgleisungen doch auch zum Bauerngebet.

*

Der alte S. von W. war ein bekannter Kirchenchorsänger. Vor einem halben Jahrhundert; nun ist er schon bald 30 Jahr unterm Boden. Er setzte seinen Stolz darein, allzeit zur Stelle zu sein; auch hielten ihn die Lüt' für einen tiefen, pfundigen Bassisten.

Sein Steckenpferd, oder sagen wir lieber bei so heiligen Dingen: seine größte Freud war immer die Messe, bei welcher das Solo: „ex Maria virgine“ als alleiniger Baß zu singen hatte.

Mit zunehmendem Alter wurde die wuchtig Stimm des Sch. etwas brüchig; auch verlorene Zähne waren schuld, daß das Solo, ganz ungewollt, eine andere Form annahm; ja, daß sich die fremden Zuhörer kaum des Lächelns verwehren konnten, wenn Sch. mit ernster Miene vom Chor ertönen ließ:

„Hööx Maria fүүrch di nööt“.

In E. wird von altersher, meistens am Palmsonntag, in der Kirche ein religiöses Ölbergspiel vom Leiden unseres Herrn aufgeführt. Herrliche Begleitmusik und erhebende Gesänge geben dem ernstesten Spiel einen würdigen Rahmen.

In dem Spiel wird dargestellt, wie ein Engel des Himmels, auf einer lichten Wolke dreimal zur Erde schwebt und im Garten Gethsemane unsern Erlöser und Heiland in seinem Leiden tröstet und ihm den Kelch reicht daraus zu trinken.

Der ganze Vorgang der Erdenfahrt des Engels, den meist ein Ministrant darstellen darf, wird durch ein Triebwerk hinter der Bühne bewerkstelligt. Der Engel mußte schwindelfrei sein; es gehörte schon etwas dazu, auf dem schmalen Wolkenbrett sich unbeweglich zu verhalten bei dieser Erdenfahrt.

Da begab es sich vor Jahrzehnten einmal, daß der den Fahrstuhl bedienende alte Mann hinter der Bühne beim Umtreiben es am Gleichmaß fehlen ließ: aufwärts bewegte er den Triebhebel zu langsam und abwärts zu schnell. Dies gab einmal dem Ministranten auf dem Brett einen so heftigen Stoß, daß er sich nicht anders helfen konnte (wollte er nicht auch selbst einen vorzeitigen Flug machen), als daß er den Kelch mit einem mächtigen Schwung dem Petrus an den Kopf warf.

Mit der sonst gewohnten Ergriffenheit der Zuhörer und Beter sei es für einige Augenblicke „aus“ gewesen.

*

Der Herr Pfarrer von M. hatte verkündigt, daß es ein Mißbrauch sei, mit dem Weihwasser die Blumen auf den Gräbern zu gießen und er gab dem Mesner den Auftrag, die Sache etwas zu überwachen.

Es dauerte nicht lang, da ertappte der Mesner die Botenurschl, wie sie grad mit dem schönsten Kübel Weihbrunn aus dem Vorzeichen schleicht, zum Gottesacker hin. Der Mesner ihr nach, das war eins.

Da schreit die Urschl und schüttet dabei den Weihbrunn in Strömen nach rechts und links auf die Gräber:

Trinkts, trinkst arme Seala, wenns enk a' der geizi Mesner nit vergunnt!

*

In einem Dorf hatte man einen neuen Kaplan und einen neuen Organisten bekommen. Sagten die Bauern: Die zwei passen gut zusammen, denn einer ist „langsamer“ als der andere. Wo doch der alte Pfarrer immer soviel „flink“ war und seine Bauern verstanden hat. Aber beim neuen, da konnte sogar das gewohnte Schläfchen während der Predigt zu lange dauern! Auch der Lehrer zog sein Orgelspiel ins Unendliche. Da hing eines Tages an der Sakristeitüre ein Zettelchen und drauf stand:

Du und der oa
Ihr müßt schneller toa,
sonst seids in der Kirchen
amol ganz alloa.

Obs geholfen hat?

*

Dem Sellmoar Hias im Gmoahaus war sein Weiberl g'storben. Ein recht braves, ruhiges Ding und in Ehren wurde sie begraben.

Einige Tage drauf sprach der Hias beim Herrn Pfarrer vor, um die Leichenkosten zu bezahlen. Der gute Herr Pfarrer verlangt nichts dafür.

„Ja tausendmal Vergelts Gott“ sagt der Hias und geht drauf zum Herrn Lehrer, auch zu fragen, was er schuldig sei. „Na, sagt der Herr Lehrer, weil du's bist, zahlst die Hälf' von dem, was der Herr Pfarrer verlangt hat.“

„Soo, schreit der Hias, nachher 500 Mal Vergelts Gott, Herr Lehrer!“

*

Im Bauernleben und im Sterben!

Zwei Bauern unserer Gegend unterhielten sich am Biertisch über die Vorteile der Versicherungen. Der Bauer Jörg war eben der Feuerversicherung, der Bauer Michl der Ha-

gelversicherung als Mitglied beigetreten.

Michel meinte: „Hageln könnt leichter vorkommen als brennen.“

Sagt der Jörg: „Aber i kann macha, daß es brennt und du nôt, daß es hagelt!“

*

Ein Bauer von E. lag im Sterben. Zeitlebens gerackert, gehaust mit schwerer Arbeit und Not. Aber Humor immer zur Hand zur rechten Zeit. Er nahm auch diese letzte ernste Angelegenheit von der leichteren Seite. Er ließ den kleinen Nachbarfranzl kommen und trug ihm auf:

„Franzl, gehst zum Schreiner und sogst an Gruaß vo mir, i bin ferti, er möcht' dö Kist'n mocha.“

Der Herr Kaplan, der ihm die hl. Wegzehrung gereicht, meinte zu ihm: „Nun sei er wohl g'richt und er komme bald in ein besseres Jenseits!“

„Ja, ja, Hochwürden, dös war scho recht, wenn i' bloß dengerscht it danebentapp“, war seine letzte Antwort und bald darauf verschied er lächelnd.

*

Auch beim Gassenmann, beim alten, hatte der Knochenmann angeklopft. Er lag schwer darnieder und sein Weible beeilte sich schon, die 2 Sterbekerz'n anzuzünden. Eine brannte schon. Das Männlein aber erhob sich nochmal vom Lager und sprach zum Weib: „Alte, lösch dö Kerz'n aus, hol mir zerscht no an Krug Bier.“ Man erfüllte den Wunsch.

Als er den Krug leer getrunken hatte, meinte er so belläufig: „So Weible zünd dö Kerz'n wieder o, bald werd'n d' Leut sag'n, jetzt hots dös Gassenmändle au g'lupft!“

Wirklich, nimmer lang stands an, und er tat den letzten Schnauer.

*

Ein Bauernpfarrer tut den sterbenden Jockelbauern noch fragen wegen unverziehener Feindschaften. Der sagt saukalt: „Zwei Todfeind hat er, denen er nie verzeihen kann.“ Ganz

erschrocken, meinte der Herr Pfarrer, er soll ihm doch die Namen der beiden nennen, er wolle alles tun, um sein Gewissen zu erleichtern. Drauf der Jockel: „Jo, zwo sans, dö ko i nia nôt vergeb'n, der Gsottstuhl und der Wasserkruagl“

Die Feindschaft darf er mit hinübernehmen, sagt der Herr Pfarrer.

*

Etwas unbußfertiger ist der alte Marxbauer aus dem Leben gegangen. Auch er hatte eine noch unausgesöhnte Feindschaft in seiner letzten Stund. Der Seelsorger hatte sich lange bemüht, bis er ihn soweit hatte, daß er dem Nachbar die Versöhnungshand reichte. Aber kaum war der wieder draus von der Kammer, flüstert er dem Ältesten ins Ohr:

„I' will eahm verzeihn, dem Schlawiner, aber du Sepp gedenkst es eahm!“

*

Der Müller von K., ein Mann mit gut gefülltem Geldbeutel, konnte sich schwer ärgern, wenn er beim Kartenspiel verlor. Meist schob den Gewinn sein Freund, der Dorfbader ein, den es sehr freute, wenn sich der dabei ärgerte. Einmal sagte bei solcher Gelegenheit der Bader scherzhaft zum Müller: „Bei Dir muß ich schon die Leichenschau einmal kostenlos machen, denn Dich reut ja jeder Pfennig, den einer leicht bei Dir verdient!“

Der Müller merkt sich das. Bald wird er sterbenskrank. Der Pfarrer kam noch rechtzeitig, aber der Bader trifft seinen Freund nur mehr als Toten an.

Im Nachkasterl aber fand er in Papier eingewickelt zwei Fünf-Mark-Stücke. Auf den Zettel hatte der Müller geschrieben:

Hab kein' Sorg mein lieber Bader,
Die Leichenschau beim Müller
zahlt er
selbst im Voraus nach doppelter
Taxe
Rekwi es kat in Pazel

In einem größeren Dorf an der Paar trafen sich allabendlich am Stammtisch beim Metzgerwirt der Vieh- und der Menschendoktor; also der Arzt und der Tierarzt.

In bester freundschaftlicher Unterhaltung will der eine dem andern seinen Beruf als den schwersten schildern.

Sagt der Tierarzt zum Arzt: „Du tust Dich leicht, Deine Patienten können reden und angeben, wo sie Schmerz verspüren!“

Meint der Arzt: Dies sei nicht immer grad so wichtig.

Ein paar Tage drauf — der Tierarzt erkrankt, zwar nicht allzu schwer, doch man ruft den Arzt. Dieser fragt seinen Freund: „Was fehlt denn, wo tut's Dir weh?“

Der Patient, dem die Biertischunterhaltung noch gut in Erinnerung war, gab ein kräftiges „Muuuhhh“ von sich.

Kurz angebunden sagt der Arzt zur Pflegerin: „Schütten Sie ihm 5 Liter Glaubersalzlösung ein, wenn er dann noch nicht frist, lassen wir ihn morgen notschlachten.“

*

Ostern war die Zeit, wo auch die Bauern in sich gingen. In der Woche, in der die Osterbeicht bevorstand, kam es vor, daß merkwürdige Gegenstände vor des einen oder andern Haustür lagen. Geräte, die bei der Frühjahrsarbeit auf dem Feld verwendet wurden: Wagscheitln, Kreuzhauen, Beile, Ketten, Pflugschlüssel und dergleichen. Hatte sie der andre Ackersmann entlehnt oder „mitgehen“ lassen? Wer kanns noch genau feststellen?

Vor des Schmidbauern Haustür lag ein Wägis (Pflugeisen). Ganz zugefahren und abgenützt natürlich. Drauf stand mit Blei gut leserlich:

Not bricht Eisen, das kann
beweisen
der kleine Toni von . . . hofen,
er dankt und möcht hoffen,
daß man ein' neuen Wägis
komma laßt,

der im Herbst zu seim Pflug auch
wieder paßt!
Guter Vorsatz!

*

Es ist schon lange her, da hielt der Herr Pfarrer von D. eine Predigt über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Jeden Abschnitt seiner Predigt bekräftigte er mit dem Satz:

Alles, ja alles nimmt ein End!

Da war als Zuhörer in der Kirch'n auch der Mooschuster Luck. Der faßte jenen Satz von einer ganz andern Seite auf. Die Kirch war noch nicht aus, schlich er heraus und in Pfarrers Garten hinein. Mit einem weißen Vogel unter dem Arm, erwischt ihn der Gendarm, der den Luck sofort ins Gebet nimmt wegen des Diebstahls. Und was nimmt der Bazi zur Ausred: „Der Herr Pfarr hat heut mehr als amol in der Predi gsogt: Alles, alles nimmt a Ent!“

*

Erzählt uns der Wiedenbauer: „In meiner Heimatgmeind, als ich noch Roßbub war, da haben wir einen geistlichen Herrn ghabt, der hat seinen Pfarrkindern die Meinung richtig gsagt, wenn sie's gebraucht haben. Und manchmal haben Sie's eben gebraucht. Deswegen haben wir dem Pfarrherrn nichts nachgetragen, nein, wir haben ihn sogar sehr gern g'habt.

Wie's halt so ist, haben wir als Christenlehrpflichtige auch schon ab und zu probiert, uns unter die Erwachsenen zu schleichen; auf den Tanzboden nämlich beim Wirt. Das war uns auch von unsern Eltern verboten worden. Und bei der Christenlehr da fielen auch wuchtige Worte, die ich mir gmerkt hab: „Heut abend ist, soviel ich gehört hab, in der Wirtschaft wieder Tanzmusik. Vermutlich gibt's da wieder allerhand Tanzlustige, drum gehe ich auch hin und tanze mit. Was meint ihr, mit wem ich tanze??? Mit dem Ochsenfisell! Den lassen wir auf eurem Rücken tanzen!“

Einem Selbstmörder, der bei Lebzeiten Trunk und anderen Lastern

ergeben war, sein Weib fast täglich schlug und die Kinder dazu — hielt er eine kurze Grabrede:

„Da liegt er nun drunten dieser Rohling, ein Groblan von Jugend auf. Das Wirtshaus war seine Kirche, die Spielkarten sein Gebetbuch, sein Rosenkranz war der Strick, mit dem er sich erhängt hat. Amen Laßt uns für seine Seelenruhe beten . . .“

Doch manchmal, ja ich kann sagen, in den meisten Fällen, hat unser „Herr“ seine Wünsche und Anregungen sehr humorvoll an den Mann gebracht. Schon längere Zeit war in den Opferstock nichts mehr gefallen, drum erwähnte er nach dem Gebet für alle wohlthätigen Stifter des Gotteshauses bei der Nachmittagsandacht so nebenbei: „In unsern Opferstock hat eine Spinne auch ein großes Netz hineingebaut. Wäre recht not, dies Spinnlein daraus wieder zu vertreiben!“

*

Ein haglbuchener Dienstknecht, der wohl nur wegen des henkömmlichen Palmzechgeldes, das der Bauer gab, seinen „Jährling“ zur Beichte trug, hätte sein Seelenheil auch nicht schlechter gemacht, wenn er zu Haus geblieben wäre; denn der Mitterknecht fragte ihn, wie es ihm im Beichtstuhl ergangen sei.

O, sehr gut, sagt er, ich hab mich net gar so weit rauslassen!

*

Der alte Hauptlehrer in H. war gestorben. Es kam ein Hilfslehrer her. Gleich wollte dieser auch die Orgel probieren. Wie erstaunte er, als man ihm sagte, daß die Fußbässe der Orgel schon seit etlicher Zeit nicht mehr gingen.

Beim Nachschauen aber fand der rührige junge Herr, daß da unten auf dem Pedalboden das schönste, hart gestampfte Schnupftabaklager sich befand und daß dadurch die tiefen Bässe nicht mehr getreten werden konnten. Der alte Hauptlehrer hatte nämlich immer mehr Tabak neben die Nase, als in die Nasenlöcher geschoben.

Nach der Entfernung dieser Tabakanhäufung ertönten wieder feierlich die tiefen Bässe.

Am Sonntag drauf wurde wie immer vor der Predigt das Heiliggeistlied gespielt und gesungen. Der Blasbalgtreter wußte genau wieviel er zu treten hatte zu diesem Lied, wenn der Herr Hauptlehrer auf der Orgel saß.

Der neue Lehrer aber wollte ein feierliches Nachspiel geben. Mitten drin brach die Orgel ab, keine Luft war mehr da. Der Lehrer herrscht den Buben an: „Warum hörst du s'treten auf?“

Der Sepperl meint treuherzig: „Der heilig Geist braucht nit mehr!“

*

Allerhand Viecherelen

Vor etwa 2 Jahrzehnten hat beim Kirchenbauer in W., der damals auch Bürgermeister war, der Ökonomiestadel gebrannt. Ein Schulbub schrieb anderntags in den Aufsatz: Unser Bürgermeister hatte gestern einen großen Brand, aber das Viech konnte gerettet werden!

*

Der Kleinhäusler-Sylvest von P. betrieb neben seinem mageren Einkommen aus seinem Bauerngutl so nebenbei noch ab und zu ein wenig Viehhandelsgeschäft. Daß keine erstklassigen Tiere gehandelt wurden, versteht sich ja; denn hiezü reichte das Betriebskapital nicht aus.

Einen alten Schimmel, jung hergerichtet, verkaufte er eines Tags mit allen Garantien und Versprechungen dem Binder von U. Doch das ausgediente Pferdeschimmelleben währte trotz aller vorherigen Verjüngungskuren durch Sylvest nur mehr einige Tage.

Der Binder stürmt zum Sylvest ganz erregt: „Vestl, der Schimmel is bin, heut nacht is er verreckt!“

Drauf seelenruhig der Sylvest: „Hot er bei mir no nia g'macht!“

Beim Recherbauer in E. war vor 50 Jahren ein Ochse schwerkrank. Vom jungen Klee hatte er zuviel gefressen und daher hatte es ihn sehr stark aufgebläht. Bis auf die Straße hinaus hörte man ihn ächzen und brüllen. Einen Anstichdolch hatte man gerade nicht da und höchste Eile war geboten. Da brachte der Nachbar einen Steinkrug voll Schmalzler, ganz fett und frisch. Mit diesem Tabak stopfte man dem Ochsen die Nasenlöcher zu. Wirklich — das Mittel schien zu helfen. Das Tier sprang auf, nieste ein paarmal recht kräftig, fiel um und war tot!

*

Im vorigen Jahrhundert

Da erzählten die alten Bauern am Bierisch oft und gerne, wie es anno 1848 in der Landeshauptstadt einen großen Krawall gegeben hat. Wie man es den Großkopften gezeigt und wie man Betten und Inventar durchs Fenster auf die Straße befördert hat. Wie die schlechten Menschen in der Residenz sich aus dem Staub gemacht haben. Man schimpfte in der Wirtsstub wie zu allen Zeiten über Politik und Schwindel und einer der Bauern donnerte: „Ja, 48ge soll halt wieder kemmal!“ Der Schandarm in der Ecke hörte dies und glaubte schon, so einen Volksaufwiegler fassen zu können und fragte ihn daher ganz freundlich: „Herr Nachbar, wie haben's jetzt dös g'meint, 48ge soll wieder kommen?“

„O, ja“, sagt der Bauer, „sellmal hot's nämli gar so viel und a guats Troad (Getreide) geb'n!“

*

Nach dem 70er Krieg fuhr der Sellmoar von L. nach Minka aufs Oktoberfest. Auf der Wies'n traf er seinen alten Spezi vom Feldzug. „No“, moant der Sellmoar, „wie geht's alleweil auf und zu bei enk in der Hauptstadt?“ Sagt der Spez: „O mei Sepp, woast ja sellm, der Küni spinnt!“ (Gemeint war König Ludwig II.).

Schon legt ein Schutzmann sei Hand auf d' Schulter vom Kameraden: „Wos host g'sagt, da Küni spinnt?“

„Jo“, sogt der Spezi, „I hob oba net gsagt was für oan!“

„Is egal wurst“, schreit der Staatsdiener, „es spinnt sunst koaner als wie der unser, zwoa Markl zohlts wegen Majestäts-Beleidigung!“

*

Auf einem Schloß hauste ein gar komischer Herrenmensch, der Graf Dux. Er war berühmt wegen seines Reichtums, aber schon mehr deshalb, weil er ein richtiger „Militärschädel“ war, wie die Bauern ihn bezeichneten.

Im Stall hielt er 17 Pferde und 30 Ochsen, aber nur 3 Melkkühe. Fuhr er z. B. aus, meistens sechsspännig, dann saß oftmals der Graf auf dem Bock und lenkte die Pferde und der Kutscher hockte im Jagdwagen und konnte zuschauen „wie man fährt“. Bergab und auf ebener Straße fuhr er meist langsam. Aber bergauf gings mit Volldampf, was nur rausging aus den Hafermotoren. Fuhr er mit der Eisenbahn durch sein Jagdrevier, so zog er beim nächstbesten Jagdhochsitz oder wo es ihm sonst paßte, die Notbremse, zahlte die Strafe und stieg aus.

Den Sattlermeister von H. fragte er, ob er kommenden Mittwoch zur Stör aufs Schloß kommen könne.

„Jawohl, ich komme bestimmt, Herr Graf“, antwortete der Mann.

Wer am Mittwoch nicht kam war Sattler. Der war nämlich einer von den ungeschlachten Brüdern, die am Sonntag manchmal 3 Tage zuvor und 3 Tage danach noch feierten. Auch dieser Mittwoch gehörte grad zu den „blauen“.

Aber der Herr Graf, dem Pünktlichkeit über alles ging, verstand da wenig Spaß. Er ging persönlich zur Wirtschaft und verprügelte den Sattler derart eigenhändig mit der Reitpeitsche, daß er 3 Tage das Bett hüten mußte. Der Herr Graf bezahlte die Arztkosten und gab sogar

Schmerzensgeld und die Sache war erledigt.

Beim Kalkbrenner in einem Ort bei Augsburg bestellte der Graf eine Fuhr Brandkalk. Er müsse die Fuhr am Montag den soundsovielten auf das Schloß bringen, betonte er.

An diesem Montag nahm sich aber der Kalkbrenner nicht Zeit und fuhr am Dienstag aufs Schloß.

Aber der Herr Graf jagte den Kalkmann samt seinem Fuhrwerk zum Tor hinaus. Auf dem weiten Heimweg kam der gute Mann mit seiner Ladung in einen Gewitterregen und es verbrannte der ungelöschte Kalk samt Wagen.

Ein andermal brachte ein Bauer von auswärts bei strömendem Regen eine Fuhr Heu aufs Schloß. Der Verwalter wollte nicht abladen lassen, da das Wasser schon unten durchlief. Der Herr Graf kam hinzu, guckte in seinen Notizkalender und sagte: „Der Liefertermin stimmt, abladen!“

*

Bei einem Bauern in H. ging es immer ziemlich schlampig her. Die wenigsten Geräte waren in Ordnung und an ihrem Platz. Wie der Herr so auch's Gscherr. Brauchten die Dienstboten z. B. eine Schaufel, so mußte man erst danach suchen gehen. Fand man's nicht, dann schimpfte man über den Nachbarn. Sich selbst bei den Ohren zu nehmen, wäre wohl das Richtige gewesen.

Im Frühjahr suchte man eine Egge; nirgends zu finden im Schuppen. Man geht zum Nachbar: „Hast Du die Egge entlehnt?“

„Na, na“, sagt der, „hab selber eine. Wo steckt dann also das Luder?“

Im Ernteschritt beim Habermähen schlug der Knecht die Sense in Trümmer. Er hatte, mitten im Ährenfeld auf die gesuchte Egge hineingeschlagen. Man hatte in der Saatzeit vergessen, sie nach Hause zu nehmen!

*

Kirchweih, unser Kirtal Das ist ein Wort, das die bäuerlichen Herzen

freudiger schlagen ließ und der Magen bei diesem Fest mehr Arbeit als sonst zu leisten hatte. An diesem Tag, so hieß es, soll man auf dem Kirchturm die Uhrzeiger festbinden, damit es nicht Nacht wird. Ein alter Bauer gibt uns Aufschluß, warum der Kirtafahn, mit anderem Namen der Zachäus, gerade weiß-rot ist.

Er sagt: „Als Zachäus auf den Feigenbaum stieg, um unsern Herrn zu sehen, da platzte der Boden seiner roten Hose und der weiße Hemdzipfel schaut hervor!“

*

Im Nebenzimmer vom Hirschwirt unterhielt man sich vom Geld: von Gulden, Talern, Goldfuchsen, Kreuzern. Zuletzt kam die Sprache auch auf die Nickel und Simmerl, das waren die kleinen silbernen Zwanzgerl.

Der Michl sagte laut: „Meine Nickl und Simmerl hob i' selber g'macht!“ Der neue Schandarm in der Gaststube hörte dies und forschte anderntags gleich den Michl aus, von wegen Falschmünzens.

Der Schlaumeier zeigt sofort auf seine zwei Buben: „Do steht der Nickl (Nikolaus) und dö ist da Simmerl (Simon)!“

*

Ein „g'fehltter Bruder“, bei dem „Tauf und Crysam verloren“ war, ist der hölzerne Jakl von W. gewesen. Seines Berufes war er Schuster, aber dem Dreifuß sehr feind, dafür dem Maßkrug freundlicher gesinnt. Wie er sich eine Frau ausgesucht hatte, ging er zum Herrn Pfarrer und bat ihn, er möchte ihn mit seiner Ausgesuchten kopulieren. Und weil er grad kein Geld habe, würde er dem Herrn Pfarrer für die Trauungsgebühren ein Paar neue Schuhe anfertigen. Der Herr Pfarrer war einverstanden.

Längere Zeit nach der Hochzeit trifft der Jakl unversehens auf der Straße den Herrn Pfarrer. Dieser grüßt ihn sehr freundlich und meint: „Na, Jakl, wie geht's, hast es gut er-raten mit Deiner Heirateri?“

Sagt der Jakl: „Hochwürden, i'

mach Eahna z w o a Paar neue Schuh,
wenn's mi wieder auseinander tean!"

Nun wollen wir auch hören, warum er der hölzerne Jakl hieß. Er hatte keine Beine mehr. Böse Mäuler behaupteten fest, er habe sich selbst die Füße vom Eisenbahnzug abfahren lassen, um eine Rente zu bekommen und weil er es mit der Schustererei halt gar nicht hatte!

Seine Stolzfüße verfertigte er sich selbst. Im Winter ging er mit längeren, im Sommer mit kürzeren „künstlichen“ Beinen. Wenn er aber zuviel des Guten getrunken hatte, dann kroch er meist auf allen Vieren die kurze Strecke vom Wirtshaus ins Armenhaus, hinter ihm drein schimpfend seine bessere Eehälfte.

Von einem 70er Feldzügler entlehnte Jakl manchmal die Orden und Ehrenzeichen, heftete sie an seine Brust und bettelte, wo man ihn nicht kannte, als „Kriegsinvalid“. Da ist er dann sogar einmal einige Tage eingesperrt worden.

Wie er 25 Jahr verheiratet war, sagt er zu seinem Weiberl: „Nanni, heut feiern wir Silberhochzeit!“

Brummt aber Sie: „Sonst nix mehr; wart nur no fünf Jahr, nachher konnst Du's Friedensfest feiern vom 30jährigen Kriag!“

*

Zu damaliger Zeit waren auch die Felle sehr begehrt und gut beim Preis. Besonders gesucht waren Schenbälglein und Marderfelle. Die Jagd ging los. Der Roßbub wollte so ein Mardervieh im Taubenschlag gesehen haben. Die darin aufgestellte Kistenfalle war jedenfalls abgesprungen. Gleich gings mit dem Fang ins Roßstallkammerl. Dann wurde der Sack ans Fallenloch gehalten und bald war das Raubtier tot. Nun den Sack ausgeleert und zum Vorschein kam Pauli, die Lieblingskatze der Bäuerin.

D' Bäuerin hot d' Katz verlorn,
woß net wo's is,
Sie schaut alle Winkel aus,
Miezl wo bist?

War das auch ein Aprilscherz, als vor 30 Jahren im Kreisblättchen des Nachbarkreises unter „Amtliche Bekanntmachungen“ zu lesen stand: Die Bauern haben in Anbetracht der Knappheit an Hülsenfrüchten mehr „Gries“ anzubauen?

Das war damals, als ein „narrisch gewordener“ Bauer in vollem Ernst in eine Amtsstube schrie: „Streichts euer G'halt runter am ersten, jawohl, dös kann sich's Volk no leisten; aber dann legt's euch 29 oder 30 Tag ins Bett, denn was ös in dera Zeit verwirtschaften tuts, macht uns zuletzt kaputt!“

Aber das war denn doch zu stark, nicht?

*

Vicchereien aus einer miserablen Zeit

Nach der Inflationszeit hatten so viele Bauern ganze Bündel von braunen Tausendern im Kleiderkasten. Viele gaben sich der festen Hoffnung hin, daß diese wertlosen Banknoten wieder zum vollen Kurs aufgewertet würden.

Eines Tages stand es auch in der Meringer Zeitung zu lesen: Herr Meyer aus Berlin sei eingetroffen in der Wirtschaft zum . . . und morgen sei dieser Herr bereit, die alten, braunen Tausender zum vollen Wert umzutauschen. In hellen Scharen, mit Koffern und Rucksäcken sind anderntags die Gutgläubigen nach Mering und fragten den Wirt nach dem Zimmer des Herrn Meyer aus Berlin. Der führte sie bereitwillig zu einer schmalen Tür, wo mit Kreide draufgeschrieben war: Annahmestelle zur speziellen Verwendung der braunen Tausender — Meyer, Berlin.

Es war aber dort der kleine Ort, wo auch der Kaiser zu Fuß hingehet und alles in allem war's ein launiger Aprilscherz am 1. April.

*

Im 2. Weltkrieg wurde ein altes Mutterl gefragt, wie es ihrem Enkel

im Feld ergehe. Sagt sie: „Lang hat er scho nimmer gschrieb'n, die letzte Post kam vo do unten am Zusatzkanal!“ (Suez).

*

Ein Hausierer pries seine Waren an: Leut, kaufts euch Kampeln (Kämme); es kommen lausige Zeiten!

Und sie kamen; zuerst das große Aufräumen, dann wurden neue Ämter errichtet und man fing an zu bewirtschaften. Viele Leute kamen aus dem Osten und auf einmal war alles Essen knapp. Der Städter schimpfte über den Bauern und wer ganz „landfremd“ war, konnte glatt verhungern.

Auf einmal waren schwarze und weiße Sau da. Vereinzelt nicht allgemein. Weiße, die auf den Schlachtschein gingen und schwarze, die auf den gleichen Schein sterben mußten.

Der Huabenbauer, der früher in der Stadt Metzger war, hatte in der Speisekammer zwei geschlachtete Sauhälften hangen. Sein kleiner Sohn Franzl betrachtete die halbierten Trümmer und sagt zum Vater: „Ja, Pappi hot unser Sau zwoa Schwanzl ghabt?“ Ob es der Fleischbeschauer, der neben dem Bauern stand, wohl auch bemerkte, daß dort versehentlich eine schwarze und eine weiße Hälfte beieinander hingen?

*

Eine schlaue Bäuerin unserer Gegend war auch in ihrem Hühnerhof sehr tüchtig und fortschrittlich. Sie ließ ihren Geflügelnachwuchs von den zwei Zuchthähnen ausbrüten. Durch eine kleine Schnapsgabe, allmorgendlich in den Rachen eingegossen, unterzogen sich die angeheiterten Hühnerväter willig dem Brutgeschäft und die ausgeschlüpften Hühnlein waren kräftig wie noch nie. Das wichtigste aber war, die Legehennen waren bei ihrer Arbeit nicht aufgehalten.

*

In der Zeit vor Ostern machte sich früher immer ein Mann auf die Sok-

ken und auf Schusters Rappen — der Kapitelbot. Er ging nach Augsburg und holte im Auftrag der Pfarreien des Diözesankapitels beim Hochwürdigsten Bischof des hochgeweihte heilige Öl für die Kartage. Wen den Boten auf dem Weg jemand fragte über das „woher und wohin“, dann sagte er selten die Wahrheit. Darum der Volksausdruck: „Der lügt wie ein Kapitelbot!“

*

Ein richtiges, heilloses Stück war der Deckenpeteranderl von W.. Zu Lebzeiten haben die Leut' von ihm g'sagt: „Dem sein Maulwerk braucht nach seinem Tod extra derschlagen.“

Er hatte eine große Fertigkeit darin, Leute bei Gelegenheit hintereinander zu bringen.

Da saßen der Anderl, ein Maurer und ein Zimmerer am Bierisch. Der Maurer war eben ein wenig hinausgegangen; da sagt der Anderl zum Zimmerer, daß der Maurer immer umeinanderschreie bei den Leuten, er sei gar kein richtiger Zimmermann, denn kein Balkenzapfen passe in die Fuge beim Dachstuhl aufstellen.

Geschwind eilt dann der Anderl hinaus und flüstert dem Maurer ins Ohr: eben habe sich der Zimmerer in der Stube über den Maurer ausgelassen: er sei ein Maurer wie keiner und könne nichts als wie Brotzeltmachen.

In die Stube zurückgekehrt, hatten sich die 2 Handwerker schon am Kragen und der Anderl macht sich erfreut schleunigst aus dem Staub.

Aber einmal ist es ihm doch ein bisschen dumm ergangen. Und das kam so: In W., wie auch in anderen Orten, wirkten früher auf dem Kirchenchor auch Bläser mit. War eine große Hochzeit oder Leiche, dann wurden sogar noch auswärtige blech- und holzmusikalische Kräfte um ihre Mitwirkung gebeten. Auch die Mitwirkung beim Hochzeits- oder Leichentrunke am Schluß, gehörte dazu.

An einem Sonntag hatte der Peteranderl geschäftlich in P. zu tun. Da trifft er zufällig auf der Straße

den Kistlergrätz, der in W., wenn ein besonderer Anlaß gegeben war, immer mitspielte auf dem Chor.

Diesem gedachte der Anderl einen Bären aufzubinden und sagte zu ihm: „Wohlt grad zu dir, Grätz. Ein schön Gruß vo' der Bachjörglin vo' W., ihr Mann ist gestorben, sollst so gut sein und morgen bei der Leich auf'm Chor mithelfen.“

Der Grätz konnte sich nicht genug wundern über den gachen Tod des Jörgl und er versprach zu kommen.

Anderntags, seinen treuen Blechgenossen umgehängt, marschiert er nach W. Wie er dort bei den ersten Häusern ist, kommt der Bachjörgl mit einer Fuhr Mist herausgefahren.

Von weitem grüßt Jörgl den Kistler, aber dann denkt er bei sich: Hats der Grätz nimmer recht im obern Stübl? Ist nicht Fasnacht, kei' Leich, kei' Hochzeit, bekommt vor mir ein' roten Kopf und macht ohne Gruas kehrt?!

Am Magdalenenfest in W. kommen immer viel Leut zusammen. Auch von den umliegenden Gemeinden. Da gehen alle Festgäste, was katholisch sind, in die Kirche und zu den heiligen Sakramenten. Beim Anstehn vor dem Beichtstuhl traf es sich, grad, als wenn es so sein hätt' müssen, daß der Kistlergrätz hinter den Anderl zu stehen kommt.

Der Anderl kam eben dran. Der Grätz wühlt sein Gewissen auf und kommt auch der Streich heraus, den ihm der Anderl gespielt. Denkt bei sich: Hoffentlich beichst dös auch, du Erzgauner und gibt dem Anderl einen leichten Schupfer, daß er glei mit dem Kopf ans Beichtgitter fliegt.

Der Herr Pfarrer steht auf und schimpft den Anderl gotts jämmerlich: „Besoffenes Vieh, mach er, daß er heimkomme und schlafe seinen Rausch aus, dann erst stehe er wieder zum Beichten an!“

Wer andern eine Grube gräbt . . .

*

Der Schmiedmeister von M. nahm einen neuen Lehrbuben an. Ein ganz

keckes Bürscherl. Und wie es halt manchmal ist: der Moaster „schla-gelle“ schrecklich. Mit einem Auggradaus, mit dem andern ins Schileiblwesentaschl!

Da standen sie das erstemal vor dem Ambos, der Meister und der Stift. Wagt der freche Bua zu fragen: „Moaster, schlogst du mit deim Hammer do hin, wo du hinschaugst?“ „Jo, alweil scho,“ sagt der Schmied.

„Nachher steigst mir an Buckel nauf“, schreit der Hundsbub und haut ab auf Nimmerwiedersahn!

*

Bauersleut in alter Zeit — im Frieden und im Streit

Wir wissen es alle, aus bitterster Erfahrung, daß Frieden und Krieg auf dieser Welt als leider fortwährend einander ablösen wie der Sommer den Winter. Wenigstens war es so in der Vergangenheit bis zurück zu Kain und Abel. Wenn es die Zukunft anders bringt, wie froh wäre wohl der größte Teil aller Erdenbewohner.

So ist es also kein Wunder, daß es auch in Dorf und Familie ab und zu kleine Reibereien gab und gibt. So kleine Gewitter halt, denen wieder schönster Sonnenschein folgt.

Doch zuerst: Von der Gmütlichkeit beim Flachsgrammel!

Der Flachsbau spielte bei uns früher eine gar große Rolle. Man hätte sich das gewirkte Tuch, das flächserne Leinen, aus dem Bauernleben aus Unterwäsche und Bettzeug nicht wegdenken können. In jedem Dorf waren ein, zwei Weber mit ihrem mächtigen Webstuhl, der die Hälfte der Weberstube ausmachte.

Der größte Stolz der Bäuerin vor 100 Jahren war es, ihren Töchtern soundsoviel Ballen schönsten Leinen in die Aussteuer mitgeben zu können. Als heiliges Tuch von den Vorfahren betrachtet, gewachsen aus der heiligen Pflanze der Göttin Frigga. Auf Wunden gelegt, bewirkte es Hei-

lung. Bei wachsendem Mond wurde der Leinsame von der Bäuerin über die Schollen gestreut.

Dann selbst genupft, 3 Wochen bei Tau und Regen gelandet, gedörnt und gegrammelt, d. h. gebrochen, gehechelt und geschwungen, selbst gesponnen, gewebt und auf dem Rasen gebleicht — welches Erzeugnis sprach mehr von des Bauern und der Bäuerin Fleiß?

In jener Zeit hatte der Frohsinn eine tiefe Wurzel im Herzen von Jung und Alt. In der Kunkelstube am Abend oder bei der (wegen Brandgefahr) vom Orte etwas entfernten Grammelgrube bei Tage. War ein eigenes Brechbad da, dann wars noch besser! Da wurde getanzt und gesungen und die Männer wurden durch eine Schnapsgabe lustig gemacht.

Es war die Zeit, von der ein Dichter sprach:

Einst war in deutschen Landen
das Volk so reich an Sang . . .
Der Bauer hinterm Pfluge,
der Hirt im Wiesental,
Das Mädchen an dem Spinnrad,
sie sangen allzumal!

*

Wir haben schon gehört, daß es eigene Grammel-(Flachsdörr-)gruben gab. Unten brannte Feuer und auf dem Rost wurde das Flachstroh gedörnt.

Der Einfachheit halber versuchten einzelne Bäuerinnen, das Faserstroh gleich zu Hause im Backofen zu dörren. Doch das war von der Behörde bei Strafe verboten.

Da war ein Bauer, ein rechter Streithansel. Wenn vom Nachbar eine Henne über den Zaun flog, oder einer vom Acker eine Schuhbreiten Erde zuviel nahm, da konnte der Mann narrisch werden, daß es ganz aus der Weis war. Kein Wunder, daß er oft auch mit seiner Frau Streit hatte. Ja, die zeigte er sogar einmal an, weil sie im Backofen Flachs gegrammelt habe. Bis es zur Gerichtsverhandlung

kam, waren die zwei schon wieder gut!

Der Richter hatte Einsehen und verurteilte die Frau nicht zur Höchststrafe von 50 Gulden, sondern erkannte auf nur 10 Gulden. Nach Verhandlungsschluß zog der Bauer seinen Beutel, zahlt die 10 Gulden, nimmt sei Weiberl in den Arm und sagt:

„Siegst Nandl, konnst mir dankbar sei“, wie leicht hättst di' 50 Gulden kosten könnal!“

*

Die Dörfer H. und G. sind auf einer Anhöhe und schauen ins Tal hinab. Wenn es aber trockene Jahrgänge sind, dann haben die da oben ihr Gfrett: es geht im Brunnen das Wasser aus. Dann heißt es Wasser fahren, den Berg hinauf.

Ein kleinerer Landwirt von H. war schlau und dachte, er wolle sich wenigstens über die Pfingstfeiertage das lästige Wasserfahren ersparen.

Also erzählt er am Pfingstsonntag seinem Nachbar: „Denk Dir Peter, hob i do gestern an die 20 Faß Wasser g'fahrn und in den Brunnen nunterslassen, um über d' Feiertäg fürs Vieh a Wasser z'habn. — Wie i heut fruah nunterschaug, is koa Tröpfle mehr drunt, die ganze Arbeit für Katz!“

*

Bei einer rechten oder richtigen Bauernhochzeit da gab es viele Bräuche. Von einem sei hier die Rede. Vom Weintrinken in der Kirche. In Erinnerung an die Hochzeit zu Kana läßt der Priester am Altare jeden Hochzeitsgast einen kleinen Schluck Wein trinken. Nur der Bräutigam darf dreimal, der Nächste (= Kranzjunker) darf zweimal nippen.

Da ging als Letzter bei den Männern ein alter Zechbruder zum Altar. Beim vorletzten war das Glas leer geworden, der Pfarrherr füllte das Bockglas von neuem. Er hielt es dem Letzten hin. Dieser zog mit einem Zug das Halbglas leer. Dann blieb er sogar noch ein wenig stehen, grad

als ob er noch nicht genug hätte. Oder er bestaunte die noch übrig gebliebenen 5 vollen Flaschen. Der Herr Pfarrer aber hatte Humor, er wußte schon, wie man so sagt, „wo der Hund begraben liegt“. Er schenkte nochmal ein, das Männlein sog wieder alles und ging mit einem zufriedenen Lächeln nach hinten zu den Männerstühlen.

*

Ein 80jähriger Austräger erzählt aus seiner Jugendzeit:

Wenn man 12 Geschwister hatte und Vater und Mutter nur ein kleines Sach, dann weiß man, was Not hieß. Da langte die Kost oft nicht aus, um alle zu sättigen. Die schlimmste Zeit war, wenn die Muttersau im Stall Junge hatte. Denn dann mußte noch ein Teil der täglich aufgetischten gestöckelten Milch an die Ferkel abgetreten werden.

Manchmal schickt der Vater mich, als Ältesten, zum Roßmetzger. An dessen Tür sagte ich dann das lange Gebet von Lourdes herunter, dafür bekam ich einige Pfund Pferdeleber.

Wie freute ich mich, als eines Tages der große Zugochse notgeschlachtet werden mußte. Dachte ich doch bei mir: Jetzt hat die Not auf lange Zeit ein End', jetzt gibt's alle Tage Fleisch und ich verstand nicht, wieso die Mutter wegen eines Tieres weinen konnte.

Meinem Knabenverstand war eben die Sorge, woher Geld nehmen für einen neuen Ochsen noch fremd. Wie notwendig brauchte man doch so ein Zugtier in der kleinen, bäuerlichen Wirtschaft. Im Sommer tagtäglich vor Pflug oder Wagen, im Winter wurde es vor den Göppel gespannt, um die kleine Dreschmaschine zu treiben, die man von einem größeren Bauern entlehnte.

Frühmorgens, wenn der Mond noch schien, drehten sich schon ich und der Ochse und der dunkle Schatten von uns zweien im Kreise.

Ja, schwer war meine Jugendzeit und doch bin ich, wie ich mal 20 Jahre alt war, a rechts Luada wordn;

überall wo der Teifi sei Wäsch hot g'habt, ist immer a' Hemmad vo' mir dabei g'wes'n.

*

Von Hexerei und Aberglauben

Es gibt heute noch genug alte Leute, die an diese dunklen Geschichten felsenfest glauben. An diese unkontrollierbaren Ereignisse, die vielleicht schon zu Zeiten der alten Germanen geglaubt wurden, die aber bekanntlich sehr den Frieden des Dorfes und des Landes störten.

Man denke nur an die mittelalterlichen Hexenprozesse und Hexenverbrennungen.

Wenn einer Bäuerin das „Rühret“ im Faß nicht schnell genug z'samm ging (heut weiß man, daß es an der Temperatur liegt), oder ein Stück Vieh im Stall immer auf dem gleichen Platz abmagerte (heute vermutet man Ausstrahlungen von Wasseradern), dann war dies Übel von der oder jener Person „angetan“. Der Hexerer kam und schlug mit der Dornrute unter vielem Hokuspokus ins Faß und ins Ofenloch und streckte die Hand aus zur Entgegennahme des Trinkgeldes! Wenn anderntags eine Person mit verbundener Hand umeinanderlief, so ist das die Hex gewesen.

Schwitzte ein Pferd bei Nacht, so wurde es von der Trud geritten und geschunden. Holte ein Lamp bei Nacht ein Trumm Gselchtes im offenen Kamln, dann war es wieder die Hex, die auf dem Besen reitend, oben hinaustuhr.

Ein Bauer von Egling bekam (vor 100 Jahren) von einem Schäfer, der auch einen „Erdspiegel“ besaß, Unterricht in der „schwarzen Kunst“. Er erhielt vom Schäfer ein Hexenbüchlein und bald konnte er schon Leute „anbannen“. Einen Schneider, der nachts beim Bauern Holz stahl, hat er die ganze Nacht an den Holzstoß hingebannt.

Als jener Bauer älter wurde, bekehrte er sich und belichtete im Klo-

sterleefeld. Zur Buße trug er ein schweres eichenes Kreuz auf der Schulter nach jenem Kloster. Auf der Schwabstadler Brücke stehend, warf er das Hexenbüchl in den Lech. Da erhob sich in ein Zischen und Brausen in der Luft und eine Stichflamme schoß aus der Wasserstelle, wo das Büchlein aufschlug.

*

Der Kreischter von Hattenhofen bei Egling

In finsternen Nächten, ganz besonders zur Allerseelenzeit, konnte man ihn ächzen und stöhnen hören. In der Richtung der Änger, wo am Hang die vielen Bäume und Büsche stehen und die Fischweiher und Wassergräben beschatten, hörte man deutlich sein Rufen.

War es ein Nachtvogel, oder doch, wie man glaubte, die noch unerlöste Seele des „Kreinsters“?

Da war eine Magd, die ein unehehlich Büblein hatte und dasselbe nicht besonders liebte: Bei jeder passenden Gelegenheit schalt sie das Büblein: Du böser Fratz, dich soll doch der Kreischter holen!

Und da sie wieder einmal das gleiche schrie und dabei den Knaben zum Fenster hinaushielt, holte es der Kreischter wirklich.

Das Kind war verschwunden und man hörte noch lange in der Luft sein Schreien und Weinen.

*

Ein bestraffter Lüsterer

Es ist schon viele Jahrzehnte her. Da war in Walleshausen ein Bauernknecht, Mathies mit Namen. Ein bekannter Flucher und arger Lüsterer. Und Trinker noch dazu. Am Jakelstag, wo auf dem Land halber Feiertag ist, benahm er sich in der Wirtschaft wieder ausgelassener denn je.

Beim Gebetläuten betete, wie üblich, der Wirt vor. Der Mathies aber

trieb unter dem englischen Gruß seine Spöttereien. Da rief ihm der Wirt zornig zu: „Du versoffener Lump, kannst net auch beten?“ Da sprang der Mathies auf und schrie so laut er konnte: „Und der Teufel ist Herr geworden und hat den Engel über die Stiegen hinunter geworfen!“

Das letzte Wort konnt er schon nimmer recht gröhlen; denn er hatte sich so in seine Zunge gebissen, daß er mit dem Kopf auf den Tisch fiel und zu bluten anfing. Die Zunge war furchtbar angeschwollen und kein Mensch brachte sie mehr hinein. Fünf Tage und fünf Nächte lag er da und sein Körper wurde ganz schwarz, daß es allen grauste.

So starb er jämmerlich in der fünften Nacht, allen Lästerern zur Warnung.

*

Der Feldschneider Blasi war auch ein lockeres Mannsbild. Er ging zwar nicht oft ins Stammlokal, aber wenn schon, dann schon. Dann reichte es. Seine Nase war größer als die anderer Leute. Das kam vom vielen Schnupftabak, den sie regelmäßig, bei Tag und bei Nacht, aufzunehmen hatte. Seine Tabaksdose fertigte er selbst aus Birkenrinde.

Nun, Tabakschnupfen ist schon recht. Früher haben die größten Männer geschnupft. Alle, die eine geistige Anregung brauchten, wie Prediger, Kunstmaler und Bildschnitzer, Müller und Handwerker. Es soll auch für die Augen recht gut gewesen sein. Ja, sogar wenn einer eingesperrt wurde, ließ man ihn weiter schnupfen.

Aber wenn der Blasi auf seinem Handrücken Tabak aufschüttete, dann sah dies aus, als wenn auf der Straße eine Kiesfuhr abgezogen würde. Trotzdem, seine Frau konnte das schon leiden, aber die Sauferei hatte sie dick.

Deswegen ist sie auch einmal von ihm fortgegangen. Der Blasi tat dann selber die Hausarbeit und kochte sich selber. Alle Tage Pfannkuchen. Den Teig hiezu machte er immer in der

gleichen Schlüssel an, ohne sie auszuwaschen. Da ist die Schlüssel durch die Rückstände immer kleiner geworden, wie bei einem abgesagten Baum die Jahresringe. Da konnte er ohne Kalender abzählen, wie lang die Kathi schon fort ist.

Dann kam sie wieder und er nahm sie gern wieder auf. Er versprach ihr sogar hoch und teuer, in Zukunft nur so zu leben, wie sie es wünscht.

Aber wie es halt mit den besten Vorsätzen manchmal geht. Man wird wankend und schwankend. Und ebenso schwankend geht der Blasi eines nachts wieder heim. Im Winter bei einer Hundskälte. Trotz allen Bettelns sperrt die Kathi die Tür nicht auf. Denkt sie vielleicht: Hab lang genug auf dich gewartet, jetzt wart nur auch du einmal.

Der Blasi nimmt eine Prise und denkt nach. Jetzt hat er's.

Er schreit: I' spring in da Brunna, wenn d' jetz nôt aufmochst. Wirklich, man hört einen dumpfen Plumpser und ein Aufklatschen unten im Wasser. (Der Blasi warf einen Hackstock in den Brunnenschacht!)

Das Weiblein, voll Mitleid, reißt die Tür auf und springt zum Brunnen. Im gleichen Augenblick rennt auch der Blasi ins Haus, die Tür hinter sich absperrend, schreit er beim Schlüsselloch hinaus: „Siehst jetzt Katl, wie guat daß' s' draust is!“

*

Aus neuerer Zeit

Wir wollen aus dem Grab der Erinnerung hier auch gute Menschenoriginale unseres Paargrundes noch einmal wieder erstehen lassen. Und hiezu gehört bestimmt unser Lukas Sch. von H. b. G. Vor etwa einem Vierteljahr ist er gestorben im Patriarchenalter von 95 Jahren. Obwohl nur Austragsvater eines mittleren Anwesens, sind bei seiner Beerdigung mehr Leute zusammengekommen, als wie beim größten Bauern. Dies zeugte nicht nur von seiner Be-

liebtheit in den Dörfern ringsum, sondern auch davon, daß man den ehemaligen Feuerwehrkreisbrandinspektor und den humorvollen Organisator von allerhand Veranstaltungen und Festfeiern in drei Landgerichtsbezirken gekannt hat.

Obwohl er beim Eintritt ins 8. Lebensjahrzehnt behauptete, nun gehöre er zum alten Eisen, hat er gearbeitet, bis er in die Grube gestiegen. Lachend erzählte er bei Lebzeiten:

Zweimal bin i jetzt scho schwer krank gewesen. Zweimal hab'n meine Leut schon d' Sau geschlacht und hergricht zum Leichenschmaus. Aber desmal denkt der kranke Lukas im Bett: Raus aus dö Federn, der meine möcht auch noch mithalten.

So belustigte der Lukas sich selbst und seine Zuhörer. Wußte er doch so gut, wie diejenigen, die ihn und die Verhältnisse kennen, daß zu Haus nur Eintracht und Friede herrscht und er geliebt ist von Kind und Kindeskindern.

Wie sagte er doch zum Herrn Pfarrer, der ihm zum 80. Wiegenfest gratulierte und nebenbei meinte: „Lukas, du mußt helfen, d' Welt abbrechen!“

„Wird hart gehn, Herr Pfarrer, jetzt, wo s' all's aus Beton und Eisen mochal“

Nach dem Kriege kam der Herr Pfarrer wieder, um zum 90. Geburtstag zu gratulieren.

Sagt der Geehrte: „Herr Pfarrer, jetzt geht dös Weltabbrechen leichter, d' Hälfte haben's ja scho z'sammg'schlag'n!“

*

Wie damals auf dem Land noch ein Reichsnährstand existiert hat, da ist es in der Stadt bei besseren Kreisen Mode gewesen, daß man sich für seine Vorfahren und Ahnen, wie überhaupt für die ganze Abstammung interessiert hat. Da hat man zurückgeforscht und die Spur hat meistens aufs Land herausgeführt. Bis zu den, mit dickem Schweinsleder gebundenen, Büchern vom H.

Pfarrer. Da war auch einer von der Stadt, der wollte sogar eine bebilderte Familiengeschichte zusammenschreiben. Aber er wollte sich den Weg zum Pfarrhof ersparen und suchte daher eine uralte Base seines Geschlechtes auf dem Land auf.

Wie die hört, um was es sich dreht, speist sie den Herrn Vetter von der Stadt gleich ab mit den Worten:

„I wüßt gnua . . . doch dös ischt etz alls vergessa und verzieha. Na, na, in döne alte Sacha numrühra . . . foht mer gar nit ei!“

*

Nach dem 1. großen Weltkrieg machte eine Vereinigung katholischer Jungmädchen aus einem unserer Dörfer eine Wallfahrt zum heiligen Berg. Auch die Babett, die eigentlich schon in den Jahren war, wo man nicht mehr Mädchen zu ihr sagen konnte, beteiligte sich daran. Sie war Stalldirn beim Mollbauern, mußte also in der Früh noch füttern und misten. Und dann hats natürlich arg presiert, um den Zug noch zu erreichen. Da kann man nicht noch erst die braune Glasur von den Füßen wegwaschen.

Auf dem See lag ein starker Nebel. Wie es das Unglück will, das Schiff verliert die genaue Richtung und kommt statt in die alte Fahrrinne beim Steg, am Ostufer auf den Sand und läuft fest. Da das Wasser an der vorderen Seite nur ganz seicht war, heißt es: Schuh und Strümpfe ausziehen und hinauswaten!

Alles ist fertig, nur die Babett spreizt sich sehr, ihre Fußbekleidung herunter zu tun. Die Mädchen umringen die ältere Wallfährerin; da muß was los sein!

Auf dem Schiff will sie auch nicht bleiben, es bleibt also nichts anderes übrig, als wie auch zu waten, barfuß.

Und da kam halt der braune Kuhproduktenglanz zum Vorschein und die Jugend, die doch nie eine Tugend hat, lacht aus vollem Halse . . . und die brave Babett schämt sich so sehr . . .

Als wenn das auch noch was wär, wo doch sogar ein Dichter einmal gesagt hat:

Wasche ihn nicht ab, den
Erdenstaub;
er soll dir das sein, was dem
Schmetterling der Goldstaub ist!

*

Der Xaverl, der beim Steffelbauern im Dienst stand, war unter den Haaren etwas beschränkt. Aber gut brauchbar zur schweren Bauernarbeit. Das mußte halt sein Bauer mit in Kauf nehmen, als er ihn einstellte, daß Gabel- und Schaufelstiele eher in Trümmer gingen, als bei einem anderen. Aber das kam ja wieder rein. Der Xaverl war immer glücklich und zufrieden. Das kam von der lieben Arbeit in des allerhöchsten Erschaffers Werkstätte, in Gottes freier Natur. Auch auf Xaver bezog sich ja des Heilands Wort: Sellg die Armen im Geiste . . .

Eines Tages war Xaver im Obstgarten, mit der Säge in der Hand. Die dünnen Äste am Birnbaum wollte er runterschneiden. An einem halben Bauernfeiertag. Der Bauer wollte es gar nicht haben, weil der Baumputzer auch ums tägliche Brot betet.

Aber der Xaverl geht eigenmächtig hin und schneidet den dünnen Ast ab, auf dem er sitzt. Da macht er natürlich einen kleinen Sturzflug und er nahm sich vor, nur mehr das zu tun, was der Bauer anschafft.

Da kam der Tag, wo der Steffelbauer tödlich verunglückt ist. Die Pferde waren durchgebrannt und der Bauer kam unter den Wagen. Die Nachbarn trösteten die Bäuerin so gut sie konnten. Auch der Xaver sprach leidbedrückt: „Bäuerin, ewd' schad, daß er tot is', aber lang scho hot er allwei schlecht aus'g'schaugt!“

Ja, Weilheimer Stückl gibts auch herunt an der Paarl

Zwei vom alten Schlag

Der eine ist ein auf dem Lande seltener Handwerker, ein Buchbinder gewesen. Vom anderen hören wir nachher.

Der Buchbinder hatte in jungen Jahren als Schiffsarbeiter alle Meere und Erdteile befahren. Und das sagt genug: Er war in allen Wassern gewaschen!

Warum ihn das Schicksal um die Jahrhundertwende grad in das kleine einsame Häuschen im Moor bei Petzenhofen (vor etwa 30 Jahren wurde es abgebrochen) verschlagen hat, weiß niemand zu berichten. Dort stach er für die Bauern Torf. Als Nebeneinnahme gab es hie und da einige Bücher zu binden für Pfarrer oder Lehrer. So schlug sich der Junggeselle recht und schlecht durchs Leben.

Oft erzählte er von einem Erdbeben, das um 1910 herum gewesen sein soll: „Mei Häusl wankte und krachte in allen Fugen. Aber meine größte Sorg galt dem Hasen in der Pfanne, der sich bis zu meiner Haustür verlaufen hat.“

Die Förster und Jäger haben den sonderbaren Einsiedler im Moos grad nicht ganz gern gehabt. Ein Förster gab ihm einmal kein Brennholz für den Winter zu kaufen. Drum stahl er im nahegelegenen Schlag einen ganzen Klaffer.

Am Sonntag drauf kommt er unversehens am Biertisch mit dem Förster zusammen. Dieser wettet und schimpft, daß man ihm ein großes Quantum Holz gestohlen habe; er möcht bloß den Dieb rausbringen.

Der Buchbinder gab ihm zu wissen, daß er den Dieb kenne und ihn gesehen habe. Aber unter 5 Maß Bier verrate er nichts. Also zahlt halt der Förster das verlangte Quantum, der Buchbinder trinkt eine Maß nach der andern und läßt den Forstmann im Herzen hochleben.

Wie die 5. zur Nelge geht, drängt der Förster, nun wolle er den Namen des Holzdiebs erfahren.

Gesteht ihm der Buchbinder see-

lenruhig: „Hupp, Herr Förster, der Diab, hupp, der bin i' seim g'wes'n!“ Und dazu machte er noch seine berühmten Grimassen.

Der Förster wußte wirklich nicht, solle er jetzt schimpfen oder lachen. Sie kamen dann beide in Güte überein, daß der Buchbinder beim nächsten Holzmachen im Wald, den Kostenpunkt des widerrechtlich sich angeeignete Brennholzes abzuverdienen hatte.

Als der Buchbinder schon gut 60 Jahre zählte, siedelte er nach Wabern über und es fiel ihm plötzlich in diesem Alter noch das Heiraten ein. Das ihm angetraute Weibchen starb aber bald. Noch einmal geht er mit einer anderen vor den Altar. Der Buchbinder und wohl auch der Herr Pfarrer lächelte, wie der Satz kommt: Und die Kinder, die Euch Gott in Eurer Ehe schenken wird, sollet ihr erziehen . . .

Als aber die zweite Gattin auch wieder starb, nahm er nur mehr eine Hauserin zu sich. Die war zäher als er; denn Buchbinder T. ist den Weg alles Indischen gegangen, während seine Hauserin ihm erst nach Jahren nachfolgte.

*

Der geprellte Förster

Der Wagnermeister von E. hatte einen neuen Wagen gemacht. Der Bauer, der ihn bestellte, wollte auf alle Fälle einen birkenen Deichsel haben.

Aber woher das Birkenholz nehmen und nicht stehlen?

Der Förster von D. hatte schon eine kleine Anzahl von solch jungen, grünen Birken im Wald stehen. Aber der verkauft ihm keine, da braucht er gar nicht fragen.

Mit List vielleicht eine geschenkt kriegen? Das wär was!

Also fuhr er in den Wald, hackte eine Birke um, lud auf und fuhr heim. Der Wagner sagte sich: Heut ist Mittwoch und 5 Uhr, da ist Gesellschaftsabend beim oberen Wirt,

wo der Förster nie fehlt. Er muß mir eigentlich begegnen!

Wirklich, schon kam der Förster daher. Der Wagner ließ ihn gar nicht zu Wort kommen, sondern kam ihm mit erregten Worten zuvor: „Ja, Herr Förster, jetzt kenn i mi nimmer aus: Sie geh'n da spazier'n und i' hob gmoant dös waren Sie g'wes'n, do hint'n im alten Schlag. Wie i' Laub aufladen wollt, hot oa Schuß nach dem andern kracht. Mei Ochs is scheu worn, rennt mit Schub und Deichsel in dö junga Birk'n nei. Ich hob mir nimmer anders z'helfa g'wußt, als wie den kloana Baum umz'hackn. Sagen's halt was er kost.“

Der Förster verlangte nichts dafür; aber schleunigst kehrte er um, nach Wilderern zu pirschen.

*

Von Schnauferln und Automobilen

Das ist erst neulich in W. passiert. Die Lausbuben, die das angestellt, gehört eigentlich der hintere Teil mit ungebrannter Asche versalzen.

Haß da vor einem Hause ein Auto gestanden. Jedenfalls vom Arzt oder Tierarzt. Wie der Mann fertig ist, steigt er ein, will fahren. Geht einfach nicht. Er schraubt am Motor herum. Erfolglos. Man holt den Automechaniker. Und was stellt der nach einer halben Stunde fest? Die Lausbuben hatten das Auspuffrohr mit Pferdeäpfeln abgedichtet. Nach Entfernung dieses Materials konnte der Herr seine Fahrt antreten.

*

Nach dem 1. Weltkrieg tauchten allerorten Motorräder, Schnauferl wie auch schwere Rennmaschinen auf. Meist wurde am Samstag mittag noch ein bissel dran rumgeputzt, dann aber die Resl oder Kathl auf den Sozius verstaut und dahin gings. Je schneller, desto lieber, wenn man auch oftmals die Knochen zusammenklauben konnte.

In der Zeit also, war der Karlbauer Wastl ebendran, seinen neuen Flottweg auszuprobieren. Auf der Straße kam ihm ein Ochsenfuhrwerk entgegen. Dachte der Wastl bei sich: Dem Ochsen werde ich mal was zeigen; dem saus ich schon an der Nase vorbei, daß ihm der Schreck in die Haxen fährt.

Gedacht getan. Doch die Sache wäre für den Wastl bald schlimm ausgegangen. Er selbst landete an einem Gartenzaun, auf dem Benzintank lag ein blutiges Ochsenhorn und daherstürmte ein schimpfender Bauer, der Entschädigung für sein verstümmeltes Zugtier verlangte.

Drum die Lehr' aus der Geschichte, fahr nah vorbei am Ochsen nicht!

*

Auf der Elisabeth'

Bald nachdem die Ammerseebahn eröffnet wurde, will auch der Hanserbauer-Veri probieren, wie man nun so schnell und kommod nach Augsburg fahren kann. Er richt den Hacklstecken her, ins Schneuztüchl ein paar Dampfnudln und los fährt er. In dem Abteil, in das er einsteigt, sitzen aber auch andere Leute, nicht bloß er allein. Ein Weiberfeind ist der Veri nicht, hockt er sich also neben zwei feine Damen hin.

Gar bald seufzt die eine: „Ach, ist hier dicke Luft, da muß ich ersticken.“ „Brauchts nôt“, moant der Veri und hilffreich wie er immer ist, reißt er gleich zwei Fenster auf.

Da haucht das andere Fräulein: „Diese Zugluft, ach, das ist mein Tod!“ Ueber solche Feinfühligkeit und Undankbarkeit ärgert sich denn doch der Veri. Er macht die Fenster wieder zu und sagt zur einen: „So, jetzt derstickst zerscht du, nachher mach i's Fenster wied'r auf, na' konn'st du sterb'n, ruft er der anderen zu, nachher hob i' endli mei Ruah do herin!“

Steht nicht lange an, steigt in Meriing ein Student oder so was äh-

liches in den Wagen ein, wo der Veri sitzt. Er hat einen schweren Koffer und bringt ihn halt ewig nicht aufs Gepäcknetz hinauf. Der Veri schmeißt ihn mit Leichtigkeit hinauf. „Gell, Studentle“, sagt Veri, „im Köpfl hast es, aber s' Jargsnschmalz fehlt!“

Der Student fährt eine Weil stillschweigend mit dem Veri. Dem letzteren gefällt die Fahrerei und währenddessen er das Dampfroß nicht genug loben kann, fragt er so nebenbei den studierten Gast, was der Hebel an der Decke für eine Bedeutung habe.

Weißt Bauer, sagt der Student, das ist so was ähnliches wie das Lukas schlagen auf dem Jahrmarkt. Da gehört Kraft dazu. Wer den Hebel runterbringt, kriegt eine Belohnung.

Wern mer glei ham, ruft der Veri, zieht an — der Zug bleibt stehen. Der Schaffner kommt, der Veri muß den Beutel ziehen — wohl oder übel. Der Student steigt aus und spottet schadenfroh zurück: „Gell, Bauer, Jargsnschmalz hast — aber im Köpfl fehlt's!“

*

Als Verfasser der Bauerngeschichten aus dem Paartal beschliesse ich diese hiermit und hoffe, den Lesern des Meringer Anzeigers zum Wochenende manchmal einen kleinen Moment Freude durch Humor bereitet zu haben.

(1954) Heinrich Welz, Walleshausen

II.

Lechrainer Humor vor 100 Jahren

In Wabern war die Jahrgmoa (Verlesung des Kassenberichts usw.) meistens am Pankrazitag nachmittags in der Wirtschaft. Dazu haben die Bauern auch mal einen von der höheren Obrigkeit eingeladen. Der Herr hatte eine kurze Ansprache gemacht, denn lange konnte er nicht. Er hatte vor einigen Tagen in den Mund, was damals Aufsehen erregte, neue, falsche Zähne hineinbekommen. Dann ging er ans Essen. Die Kartoffelknödel sind der Wirtin etwas keif und zäh geraten. Der Herr aus der Stadt plagt sich furchtbar und es geht auch nimmer weiter so, wenn er nicht ersticken will. Der ganze Verhau, Zähne und Knödel vermischt, liegt auf dem Teller. Die Bauern müssen grad hinauslachen und der feine Herr schämt sich ein bißl und kann doch auch nichts dafür. Die Wirtin, die Gute, rettet die Lage, indem sie mit dem Teller zum Brunnen eilt, die Sache auseinanderwascht und bringt das maschinelle Kauwerkzeug auf dem Teller blitzblank wieder herein.

Ein Kunstmaler, der mit Vorliebe Mühlen und alte Wasserräder auf die Leinwand gemalt hat, betritt die Mühle zu Wabern. Da sieht er auf einem Sack Getreide ein paar Mehlwürmer herumkrabbeln. Entsetzt fragt er den Müller: „Wie ist das? Wenn jetzt zufällig die kleinen Viecher mit dem Mahlgetreide in die Mahlmaschine kommen würden?“ Der Müller, ein listiger Tropf, der ja wußte, daß die Windreinigung dies verhütet, gibt zur Antwort: „Dös is weiters net so schlimm. Na gibts halt a a Fleisch zur Mehlspeis und oana frist amol den andern!“ Dem Maler ist drauf ganz schlecht wor'n.

*

Der Wirt von Egling hat, unter der Erntezeit war's, ein Fuder Bier in der Brauerei in Schmiechen holen lassen. Mit den Pferden am frühen Morgen. Der Stangenreiter, der tags zuvor auf dem Feld gemäht und noch müd und schläfrig war, bemerkte nicht, daß auf der holperigen Straße

ein Bierfassel vom Wagen kugelte. Daheim, beim Abladen in den Eiskeller, bemerkte man den Verlust. Man ging sofort die Straße zurück, links und rechts suchend, und man fand das Fassel. Im stehenden Getreidefeld lag es, fast leer — daneben ein Handwerksbursch, schlafend, im Mund einen Strohhalbm und einen Nagelbohrer in der Hand. Seinen Riesendurst, hatte er ausgiebig gelöscht.

*

In Petzenhausen hielt die Viehseuche Einkehr bei den kleinen und großen Bauern. Da heißt es zusammenzustehn und sich gegenseitig aus-helfen. Ein kleiner Landwirt hatte einen Schimmel und einen Ochsen.

Der letztere war krank. Also machte er einen Bittgang zum Schwabbauer, er möge ihm einen Gaul leihen, er müsse morgen per Achse nach Landsberg. Der Schwabbauer ist ein guter Mensch und sagt ja. Den Wagen mußst halt auch schmieren, ruft er ihm noch nach! Der andere geht heim und schmiert den Wagen, aber nur die zwei Räder auf der Handseiten, wo morgen sein eigener Schimmel zieht.

*

Das ist beileib kein Jägerlatein, sondern gewiß wahr. Vor hundert Jahren ist der Wirt von Wallehausen, der zugleich Bürgermeister war, auch auf die Jagd gegangen. Zum Ausruhen halt auf dem Hochsitz, denn troffen hat er selten was. Kommt ihm der Einfall, zahme Marder zu züchten. Zwei junge Tiere dieser Art bekam er von einem Bauern geschenkt und füttert sie mehrere Monate in einem Käfig. Da sie nun wirklich zahm sind, dürfen sie eines Nachts in der Bürgermeisterstube, wo es warm ist, auf dem Kanapee allein übernachten. Am Morgen trifft die Frau Bürgermeister schier der Schlag, wie sie die Besche-nung sieht. Derweil die zwei Missetäter friedlich auf dem Polster ruhen, sind die Fenster ihrer Zier entblößt, die Vorhänge zerrissen am Boden, die

Blumentöpfe in Scherben, in der Tür unten ein faustgroßes Loch und unter dem Tisch in Fetzen die neuesten papiernen Verordnungen über Viehseuche und Polizeistunde herab-gesetzt vom Bürgermeistertisch.

*

In Winkl war einmal ein Wirt, der ist nebenbei auf die Jagd gegangen. Zu seinem Jagdgebiet gehörte natürlich in erster Linie auch sein Stadel. Und darin hatte er schon öfters Marder- oder Iltisspuren entdeckt. So legt er also drei Wochen lang jeden Abend besondere Leckerbissen wie Feigen, gedörrte Birnen und Zwetschgen in die Schlupfwinkel. Jeden Morgen sauber aufgefressen. Na, muß der Balg bald gut sein, denkt der Jäger. Drum legt er abends die guten Dinger ins Schlageisen. Kaum einige Minuten ausgelegt, hört er schon einen gewaltigen Schrei im Stadel. Er schaut gleich nach: da hängt der naschhafte Roßbub in der Falle!

*

Die Wirtin von Pflugdorf war eine weit und breit bekannte Person. Wenn es auch sonst im Liede heißt: „Der Mann sei wie die stolze Eiche, die kein Sturm darniederzwingt; die Frau dem zarten Efeu gleiche, was liebend sanft sich um ihn schlingt“, so hielt sie sich auf keinen Fall an diesen Grundsatz. Gerade ans Gegenteil, denn sie hatte die Hosen an, regierte und kommandierte. Das hat ihr auch einen Ruf über ein Jahrhundert hinaus gesichert. Kam eines Tages der Herr Landrichter ins Dorf. Er betritt die Gaststube. Vormittags 10 Uhr. Wünscht eine Halbe Bier. So geschäftstüchtig die Wirtin sonst war — aber wegen einem anzapfen und dann war er von Landsberg, kommt vielleicht zwar Jahr lang nimmer zu uns. Flaschenbier gabs damals noch nicht. Also: Es gibt noch keins! „Aber Frau Wirtin, sie könnten doch auch mal eine Ausnahme machen — ich bin nämlich der Herr

Landrichter von Landsberg!" „Und ich bin d'Wirtin vo Pflugdorf, daß d' es weißt. Um drei werd ang'stocha, vorher nit. A Rümilli oder a gstockte Milll kannst hab'n" — Und dabei blieb es!

*

Da war in einem Dorf im Lechrainischen wieder einmal heilige Volksmission. War sehr notwendig und schon lang keine mehr gewesen. Alle guten Christen stärken sich da in ihrem Glauben, nehmen an den Predigten teil und empfangen die hl. Sakramente und bessern sich manchmal. Zwei ganz hagelbuchene aber waren der Hias und der Lenz. Sie gingen zwar auch zur hl. Beichte, schon wegen der Leute, aber mit was für einer Vorbereitung! Eine Woche zuvor hatten nämlich die zwei Gauner beim Sedlbauern ein Schwein, einen Frischling mit bald 2 Zentnern, gestohlen und untereinander geteilt. Nach der Kirch trafen sich nun die beiden beim Wirt. Nach einem kräftigen Schluck wispelt der Lenz dem Hias ins Ohrwaschel: „Du, mi hot' er nöt losgsprochen, zruckgeb'n müaßt mer dö Sach, meint er!" Sägt der Hias ganz leise „Bei mir hot's nix braucht; wia grad dö Orgel so schrian hot, do hob i dö Fackl mit einersutschen loss'ni!"

*

Brütende Hitze über dem Paartal, — in der Ferne bereits leises Donnerrollen — und zum erstenmal in diesem Jahr vor einem Heuwagen gespannt, kein Wunder, wenn zwei junge Ochslein sehnsüchtig ihre Zungen nach dem kühlen Naß ausstrecken, das so verlockend, nur durch einen steilen Uferhang von ihnen getrennt, dahinfloß. Die Peitsche des Fuhrmanns gibt den Ochslein rasche Entschlußkraft: Ein Sprung — und Mann, Ochs und Wagen kugelten den Damm hinab, geradewegs ins Wasser der Paar. Die Wirkung des kalten Wassers war je nach Art und Temperatur verschieden. Unsere Ochslein fühlten sich im feuchten Element

sehr wohl und sofften das labende Naß in gierigen Zügen. Dem Fuhrmann verschlug es im ersten Augenblick ob des allzu überraschenden kalten Bades den Atem, doch als er sah, wie sein Heu sich anschickte, paarabwärts auf die Reise zu gehen, regten sich bei ihm wieder schnell die Lebensgeister. Und helfende Hände fischten Heu, Ochs und Wagen aus dem Wasser. Ein ganzes Dorf lacht heute noch über dieses kleine Abenteuer. Und was von echtem Lechrainer Humor zeigt: Der Unglücksrabe lachte selbst am meisten.

*

Der steierische Naturdichter Rosegger hat einmal eine Erzählung geschrieben mit der Ueberschrift: „Wie ich als Bub dem Herrgott mein Sonntagsjöppl schenkte!" Der Roseggerbub wollte es dem heiligen Martinus gleichen. So was ähnliches ist auch in Walleshausen passiert. Das kam so: Der Weg zur Kirche führt am Schulhausgarten vorbei, wenn man von drunten rauf kommt. Zu den alltäglichen Kirchgängern gehörte auch der alte Maurernaz. Schon lange betete der Naz um eine neue Joppe, denn auf die alte, die er immer am Leibe trug, hatte er schon so viele Fleckchen draufgeheftet, so daß man die Grundfarbe nicht mehr genau unterscheiden konnte. Da bemerkte er im Gartenbeet des Herrn Lehrers, der allzeit den Salat so hoch schätzte, eine Spatzenscheuche. Einen Strohmänn halt, der eine viel bessere Joppe trug als wie der Naz anhatte. Er faßt sich ein Herz, geht zum Herrn Lehrer und meint, es wär doch ewig schad für die gute Spatzenscheuchjoppe im Garten drin. Ob er nicht so lieb wär und tät mit der selnigen tauschen. Der Herr Lehrer ist kein unrechter Mann. Er gibt sie gerne dem glücklichen Naz und damit er ihn nicht beleidigen tut, nimmt er auch, bloß mit zwei Fingern, die andere Joppe entgegen. Aber merkwürdig, am andern Tag schaut der Naz vergebens aus nach der Nazi-

spatzenscheuchjoppe. Der Herr Lehrer sagt, es wären nun keine Spatzenluder mehr da.

*

Bei Petzenhofen hinter dem G'hag, wo der Dünzelbacher Forst anfängt, liegt dem Barthel sein Vesenacker. In aller Herrgottsfruah, z'Morgnist um die gleiche Stund wenn der Mond noch durch d'Wolken blinzelt, geben sich da die Rehgeißen und Böcke Steldichein und grasen nachert friedlich im Vesensacheret. Das gefällt wohl dem Jäger, aber nicht so dem Barthel. Der denkt wohl: Schad, daß der Boarisch Hiasl nimmer lebt und er studiert nach, wie er den Vesen schützen könnt, ohne daß ihn der Jäger sieht. Da kommt ihm ein pfundiger Gedanke. Hat er doch erst neulich beim Uhrmacher z'Landsberg um einen schön' Batzen einen nagelneuen Wecker erstanden, den will er gleich ausprobieren. Er nimmt in der Kuchel, als sein Weib schon im Bett ist, einen blauen Bogenhafen, tut den Wecker hinein, richtet das Lätwerk auf 3 Uhr und stellt das ganze in den Vesen. Grad dahin, wo sie am liebsten grasen. Die Sache klappt einwandfrei. Um die 3. Morgenstunde scheppert es gewaltig rrrrrrr. Das wilde Rudel stiebt auseinander, so schnell wie der Blitz. Der Jäger ärgert und wundert sich, daß seitdem kein Wild mehr wechselt in der Au. Und der Barthel lacht in den Bart hinein. Nun sag mir einer, daß die Höllenmaschine eine moderne Erfindung ist.

*

Manchmal können sich im Leben die merkwürdigsten Verwicklungen ergeben, wenn man einen sonderbaren Familiennamen trägt. So gibt es im Lechrain z. B. Leute, die mit dem Namen Teufel oder Teufel unterschreiben müssen. Warum auch nicht? Der schwarze Name könnte unter Umständen sogar vom Rufnamen Johannes der Täufer herkommen. Weiß der liebe Gott, wer ihn dann im Laufe der Zeit so verkuhwedelt hat. Eine

alte Frau Teufel, die ein recht braves Weib war, wurde plötzlich schwer krank und starb. Ihr Neffe wohnte im Nachbardorf und war von Beruf Schreiner. Auch zu diesem schickte man eine Botschaft wegen dem Sarg. Als Boten sandte man den Feldschneidertoni, der die Gscheidheit grad nicht mit dem Löffel zu sich nahm. Der Toni also saust ins Nachbardorf nüber, ausgerechnet zum Herrn Pfarrer, weil er den Pfarrhof am leichtesten findt, klopft an und schreit: „Herr Pfarrer, der Teifi soll glei kemma, sei Großmutter is' gestorben!“

*

Die Kuh der kleinen Leute ist die Ziege. Bei uns sagt man aber Geiß. Der Mann der Geiß ist der Bock. Der Geißbock ist manchmal bockisch und ungut. Die Geißin aber ist immer lieb und brav. — So schrie ein Schulbub beim Aufsatzmachen über die gehörnten mageren Viecher.

In einem Dorf im Lechrainischen lebte Karolina mit ihrem Mann. Sie hielten sich auch Ziegen. Einige böse Leute sagten über die ehrbare Karolina, sie sei oft bockisch und ungut. Ihr Mann sei immer recht und brav. Doch ihr Mann verstand sich mit ihr und das war die Hauptsach. Nur heute hatte er sich nicht ganz eins gefühlt mit seinem Weiberl. Das kam daher, weil sie meinte, der von ihm gebastelte Geißenstadel sei nicht windfest genug und hätte auch noch Klumosen, noch dazu jetzt im Winter. Dieses eheliche Gutachten verdroß ihn; er ging zum Wirt und spülte bis nach Mitternacht seinen Aerger runter. Zwei gute Kameraden begleiteten ihn dann nach Haus. Einer meint: Aber heut macht wohl Karolina ein'n Bock! Das schwerbeladene Karolinenmännle lallt in seinen Bart hinein: Macht nix, macht wieder Geiß auch. Das heißt, sie wird wieder gut. Am neuen Ziegenstall angelangt, hörten sie von drin raus ein Plärren. Das zünftige Kleeblatt schaut nach. Kaum glaublich: Der Geißbock war mit seinen langen Haaren an die

Bretterwand angefroren. Sappra, sappra ... hat doch mei' Linale recht ghabt! Und der eine Spezi: Mensch, jetz sei bloß stad und nagel schnell a Deckn auf die Fugen — wenn dös oaner dem Tierschutz auf Minka schreibat, do kriaget's Kälble Läuel

*

Die Wirtinnen in den Dörfern draußen waren früher doch oftmals überbeanspruchte vielgeplagte Weiberl mit über 2 Ztr. Körperschwere. Heute ist es schon besser, weil viele Gäste Limonad und Coca Cola saufen. Da bleibt sie nimmer so lang sitzen als wie vor 100 Jahren, wo schier jede Bank mit Leim ang'etrich'n war und die arme Wirtin am Samstag bis in die Morgenfruh vor die versuffna Wagscheitln hinhocken mußte, während der Wirt sich schon dreimal auf dem Strohsack umgedreht hatte.

Da ist es am Sonntag in der Kirch einer Wirtin passiert, daß sie den Predigtschlaf etwas länger als sonst ausdehnte. Als nämlich der Mesner bei der hl. Wandlung die Sakristeitürglocke zog, da fuhr die Wirtin vom Schlafe auf und rief laut und deutlich: „Zenzi, in d'Schenk!“

*

Eigentlich ist es schon etwas länger her, nämlich genau 210 Jahre. Aber es paßt trotzdem ganz gut da herein. Die Altvordern von Pestenacker waren Leut, die immer gern was Extriges an Fortschritt und Ansehen haben wollten. Eines Tages hatte der Gemeinde- und Polizeidienner seine Schelle verloren. Er konnte also nicht mehr ausschellen. Meinten die Bauern, zu was denn eine neue Schelle kaufen, wo doch der Kirchturm voller Glocken hängt. Sobald also Wegmachen traf oder eine Gmoaverwaltungssitzung fällig war, mußte einfach der Mesner mit der großen Glocke ein Zeichen geben. Funktionier'ts, kann man sogar einmal den Gmoadienergehalt stützen. Aber gar so leicht ging das Ding nicht. Der Kaplan Johann Lochner

von Pestenacker schrieb am 10. 12. 1742 ins Ordinariat nach Augsburg: „ob die Gemeinde sich eigenmächtig unterfangen dürfte, dem Mesner zu befehlen, bei einer Gemeindeberufung mit den Kirchenglocken das Zeichen zu geben“.

Das Ordinariat erwiderte am 30. 1. 1743 „Wenn der Gebrauch schon ein langwieriger sei, so mag solcher so leichterding's nicht abgestellt werden, doch ist die Gemeind zu erinnern, daß die Kirchen Gloggen dazu nicht da seien.“

Waren also doch gut angeschrieben bei der oberen geistlichen Behörde, die alten Pestenackerer.

*

Damals ist auch eine ganz neue Weizensorte aufgekommen mit dem g'spassigen Namen: Walthari. Die Bauern bei uns haben ihn aber nie anderst g'heißen als wie: Walter Daari. Denn daß der ehemalige Reichsbauernführer mit der Züchtung dieser Sorte irgendwie beteiligt war, das stand für sie fest. Am Bierisch hat man natürlich auch Vor- und Nachteile der neuen Frucht hinreichend beleuchtet. Der Steffelbauer fragt seinen Tüschnachbar, den Huberbauer: „Baust a an Walter Daari?“ Sagt der: „Na, nia nöt, der verspricht mir z'viel — und am End flack't er drin im Dreck! — Der Woaz? — Oder?“

*

Ein kleines Häusl hat er g'habt und ein schönes Gartl dabei — der Steber Hannes. Wer aber's Häusl und 's Gartl noch schöner gwest, hätt er auch Blumen dran und drin leiden mögen. Aber was keinen sichtbaren Nutzen abwarf, das hatte bei ihm keine Daseinsberechtigung. Der Herr Pfarrer brachte es fertig, daß Hannes einmal, 's erste und 's letzte Mal an einem Ausflug ins Gebirge teilnahm. Wie sie da an der Benediktenwand vorbeifuhren sagte der Herr Pfarrer: „Schön sind die Berge, gelt Hannes!“ „I' sieh'g koan oanziga Obstbam drob'n stöh“, meint der Hannes. Also die Gegend gefiel ihm

nicht. Wie sie die dann vor dem Schloß Herrenchiemsee stehen, will der Hannes als einziger nicht in den schönen Bau hinein. „Aber Hannes“, spricht der Herr Pfarrer, „den einzig herrlichen Spiegelsaal mußt du doch gesehen haben.“ „Spiagl hob i selm gnua dahoam“, erwiderte unser lehrnaischer Kunstfreund und wartete ungeduldig vor dem Eingang auf die Abreise.

Kritiker war der Hannes auch und klein kleiner. Wie sein Nachbar die erste Mähmaschine bekommt und auf der Wiese umeinanderfährt, murmelt er in den Bart hinein: „Mögst net verrecka, jetzt tuat der Lackl scho' im Sitzen mäha, wo doch's Dengeln scho a Sünd und Zeitverschwendung is.“

Was tät wohl der Hannes heut sagen, wenn er aus dem Grab aufstehen düft und tät sehen, wie sie im Sitzen rechen. Heu und Mist aufladen; wie sie im Sitzen dreschen und gar mähdreschen und wie der Ernteschnitt kaum 10 Tag, statt früher vier Wochen dauert und sie trotzdem nimmer fertig werden, weil sie auch noch den Sonntag dazu brauchen. Was tät er sagen, wenn er den Kälbleblaser und die Bodenschmecker von der Bonität laufen sähe? Wenn er einen aus dem Radio schreien hörte und einen Motorvogel landen sähe, wo der erstere in Amerika sitzt und der letztere grad von dort her kam. Was saget der Hannes?

Wohl den einen kurzen Spruch, den er einmal an die Haustüre hinmalte, als er Zwetschgen verkaufte und die Ware ausverkauft war: „Mit de Schwetzken Schlus, ich bin hinten tenten.“ Er tät sonst kein Wörtl mehr finden und tät sich wohl gern wieder niederlegen, der Hannes, hinten tenten in der stillen Gottsackerecke.

*

Wie die Bahn von Mering nach Weilheim gebaut wurde, da haben die Bauern von Wabern in einer schriftlichen Eingabe die Bahnbauverwaltung in Augsburg ersucht, „die neue Bahn möge bei Wabern eine

Entgleisung bekommen“. (Sie meinten und wünschten ein Neben- bzw. Rangiergleis!)

*

Ein Original unseres Landkreises feierte seinen 80. Geburtstag. Der Herr Pfarrer ist auch unter den Gratulanten und meint: Lukas, du mußt helfen d' Welt abbrechen!“ „Werd hart gehn, Herr Pfarrer, jetz' wo's all's aus Beton und Eis'n mochal“

Nach zehn Jahren kam der Pfarrer wieder, um zum 90. Wiegenfest zu gratulieren. Sagt der Geehrte: „Herr Pfarrer, jetz geht dös Weltabbrecha scho leichter, d' Hälfte hams scho z'sammg'schlag'n!“

*

Zwei Weiberleut in den besten Jahren tun unten auf dem schmalen, hölzernen Steg am Bach Wäsche schwoab'n. Es ist Krieg und Nachrichten gibt's mehr traurige als lustige zum derzähl'n. Aber beide sind stolz auf ihre Männer, die den feldgrauen Rock tragen. Mit Recht! Die eine weiß, daß ihr Liebster ganz hoch hinaufbefördert wurde. Am Arm hat er einen Stern und um die Brust eine Schnur wie früher der Prinzregent (Oberschütze, die Vorstufe zum Gefreiten.) Die andere behauptet fest, daß der Seinige immer schreibt, ohne ihn täten die Flieger gar nicht hinunterfinden in die wunderbare Gegend am Zusatzkanal (Suez).

*

Die Sophie vom Lenzbauer, die im Internat in einer Stadt zur Schule geht, ist gerade wieder auf Ferien nach Hause gekommen. Sie tut, als habe sie noch nie etwas von der Landwirtschaft gehört oder gesehen. Geht sie mit ihrem Bruder über den Hof und sieht einen Rechen liegen. „Du, Hannes, wie nennt man dies Ding gleich?“, fragt sie ihren Bruder. Doch sie ist ihm mit der Antwort zuvorgekommen. Sie ist nämlich auf die Zinken des Rechens getreten und hat sich den Stiel recht schmerzlich ins holde Antlitz geschnellt: „Der Sau-Rechen“, hat sie wütend ge-

schrien. „I hob mir's doch denkt, daß du selber so gscheit bist“, meint der Hannes, schadenfroh lächelnd und fügt belehrend hinzu: „Aus Erfahrung wird man klug!“

*

Beim Moarbauern frist seit gestern eine Kuh nicht. Nicht z'weg'n dem Futter oder daß ihr was fehlte. Die Bäuerin weiß schon, was los ist. Sie schickt ihren Sepperl, den 9jährigen Hoferben, in die Post nunter: 's Freilein soll glei dem Herrn Doktor teltelfonieren, er soll glei kemma zur künstlichen Besamung. Der Bepperl kann sich das hintere Wort schwer merken, versteht's auch nicht und hält es auch für nicht so wichtig. Drum vergißt er's und richt' nur aus: „Der Herr Doktor soll glei kemma zum Moarbauern.“ Schon saust im Auto wie ein Himmelglitzer (Meteor) der Herr Menschendoktor ins Dorf und in den Hof. Die Bäuerin jammert: „Ja Sepperl, was host du alls z'sammeltelfonieren lassen.“ Der Sepperl drauf: „Mei', hob mir halt denkt, der Vatern möcht an Doktor schnell was frog'n zweng dem Kunst-dungert, weil do soviel Krankheit'n herkomma.“

*

War das ein Hallo unter dem jungen Volk, als der erste Grammophon ins Dorf kam. So schöne Lieder wie der konnte. Der Wirt von Beuerbach konnte stundenlang vor dem wuchtigen Stahlrohr sitzen und dem ergreifenden Gsangl: „Mein Land Tirol, mein einzig Glück, dir sei geweiht mein letzter Blick“ lauschen. Auch eine Gitarr und eine Zither kommt drin vor. So ein interessanter Musikkasten wird die Gäste anziehen. Meinte der Wirt. Anfangs kamen sie auch. Sogar neue Kunden waren darunter. Da saßen gleich zwei am Ofentisch, die sonst das ganze Jahr nicht zum Bier kamen. Aber nun entschlossen waren, Stammgast zu werden, wohl wegen der kostenlosen Musi. Doch kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn der an-

dere nit mag. Der andere war der Schusterjüngl, täglicher Kunde hinter dem Wirtsofen und hinter dem Bienkrug. Der Jörg konnte alle Landler, die zur rechten Zeit von seiner Enehälfte geblasen wurden, auswendig. Er mochte aber auch andere Klänge nicht leiden. Drum sagte er zum Wirt: „Mach dein Karr'n zu, sunst zahl i' und geh' und kimm a nimmermehr.“ Der Wirt beeilte sich, seinen besten Gast nicht zu erzürnen und schob den Absperrriegel herum. Da kam er aber schön an bei den zwei Musikbegeisterten, die das erstmal da waren. „Wenn wir die schöne Musi nôt hören dürfen, Wirt, dann siehst uns nimmer da herin, lass'n weiter laufen.“ Der Wirt flehte zum weisen Salomo und machte den Vorschlag, die Musika und die zwei junge Anhänger in die Schlafkammer zu tun. Es half nichts, sie waren schon zu tief im Streite; alle drei warfen ihr Geld hin und gingen. Der Wirt schaute wehmütig nach und sagte: „Dös neumodisch Glump taugt doch nix für d'Gemütlichkeit!“ Er schleppte sein Instrumentchen auf den Dachboden und stellte es in die dunkelste Ecke.

*

Wer schon einmal in einem Bauernstadel im Frühjahr beim Rossgottschniden mit dabei war, der wird schon wissen, wie es bei dieser Arbeit staubt. Und wie da im Gebälk große, schwarze Spinnweben-Vorhänge drob hängen wie in einem vornehmen Opernsaal. Der Kastenbauer von X. hat also mit seinem Knecht Xaver Gsott geschnitten. Der Xaver war ein seltener Vogel, der zu jeder Arbeit immer einen langen Stil nahm und bei Tisch am liebsten das verschluckt hätte, was Eier und Schmalz verderben. Das Gsottschniden hat er besonders dick, denn mit dem alten Gsottstuhl kam man sogar zum Schwitzen. Sagt der Xaver zum Bauern, er möge doch einmal die vielen Spinnawett'n da obn abkehren lassen, damit's wieder mehra Luft gibt. Der Bauer meinte so nebenbei, mit dem

Besen käme man da gar nimmer durch, war not, man täts runterbrennen. Der Xaver nimmt heimlich nach Feierabend eine lange Stange, bind't einen Schüppel Werg, den er in Erdöl eingetaucht hat, dran und brennt Spinnawettn runter bis die Flammen beim Strohdach hinaus-schlagen. Der Stadel brennt ab. Der Bauer gibt dem Xaver bald drauf den Laufpaß, so sehr es ihn auch inwendig freute, nun mit Hilfe der Freund- und Verwandtschaft zu einem neuen Stadel zu kommen. Die Bauern haben den Verl dann zum Nachwächter gemacht. Wie es wieder einmal brennt hat, kam der neue Nachwächter als letzter zur Brandstatt. Die Leute schimpften ihn, daß er zu diesem Amt zu langweilig und schläfrig sei. Bei der nächsten Feuersbrunst aber war der Verl als erster dort, wo es brannte. Da kam es auf, daß er selber anzind't hatte und Xaverl kam auf eine gute Zeit ins Vogelhaus.

*

Ein Hauslerer pries seine Waren an: „Leut, kaufts euch Kampeln (Kämme); es kumma lausige Zeiten! Und sie kamen. Der Krieg und neue Ämter waren über Nacht da. Die Menschen, die eine andere Sprache redeten, wurden immer mehrer. Das Essen wurde knapp. Die Leute von der Stadt schimpften über die Marken und über die Bauern. Auf einmal gab es schwarze und weiße Schweine. Vereinzelt, nicht allgemein. Weiße, die auf den Schlachtschein gingen — und schwarze, die auf dasselbe Papier sterben mußten. Der Huaberbauer, ein früherer Metzger, hatte in der Speisekammer zwei geschlachtete Sauhälften hängen. Sein kleiner Sohn Franzl betrachtete die habbierten Trümmer und sagt zum Vater: „Ja, Vati, hot unsere Sau zwoa Schwanzl g'habt!“

*

Damals, in jener Zeit, da haben viele gelaubt, die Sache hält sich an die 1000 Jahr und noch länger. Wenn

auch ziemlich viel verboten war, besonders das laute Denken und Kritisieren, so hats doch einigen Humor auch noch gegeben. Da hat man Anstrengungen gemacht. Es wurde altes Eisen gesammelt (wie auch heute wieder). Eine Firma in einem Dorf bei Landsberg hat es auf sich genommen, die Speicher zu entrümpeln. Arbeit gabs genug in und um die Stadt herum. Der Chef mußte sogar einen Gehilfen einstellen. Der war so weit ganz fleißig. Aber einmal hat er ein Auto voll Knochen gesammelt, verschoben und den Erlös in seine Tasche wandern lassen. Da kam ihm der Chef drauf. Stellte den Helfer aus. Weil er aber sonst fleißig war, schrieb er ihm ins Zeugnis: Feldhauer war treu und redlich bis auf die Knochen . . .

*

In Petzenhausen hat der Pfarrherr noch bis in die Neunziger Jahre die Ökonomie selbst betrieben. Sein Knecht, genannt der Confratersepp, war wirklich ein braver Bursch, der allzeit treu zu seinem Herrn hielt. Eines Tages kommt ein Handwerksbursch zum Fechten auch in den Pfarrhof. Der Herr Pfarrer ist grad nicht dahelm und der Sepp tut Mist aufladen. Ihn fragt der Fechtbruder ganz leis: „Geit (gibt) wohl der Pfaff au?“ „Probiars halt“, sagt der Sepp ganz kurz. Und eilt hinten ums Haus herum. Im Hauseingang wirft er schnell des Herrn Pfarrers weiten Mantel um sich und des Herren Schlapphut zieht er tief in sein Gesicht. Dann öffnet er die Haustür. „Gelobt sei Jesus Christus, ein armer Handwerker“, vernimmt der Sepp. „In Ewigkeit Amen, Gott segne Euch und diese Gab“ sagt der vermeintliche Pfarrherr und läßt eine ganze Mark in die Bettlerhand gleiten. Kaum sagt der Gauner noch „Recht schön Dank“, da schreit der wieder zum Confrater umgewandelte Sepp: „Halt, no a Dreingab vom Pfarra sein Knecht“ und haut dem Walzbruder mit dem Goafelstecken ein paar anständige runter. „Damit

d'siehgst, wie ma beim Pfaff geit". Sagt der Bazi nüt ganz saukalt drauf: „Um a Mark lant i mer vo jed'n Schwaza no a paar safftige darzua geabal"

*

Zu den technischen Errungenschaften, die der zweite Weltkrieg in manchen Dörfern hinterlassen hat, gehört auch die elektrische Heulsirene. Sie hat abscheulich geheult einst bei Fliegeralarm, wenn bei Nacht die feindlichen Christbäume, die Stukas und Jabos und wie sonst noch dies Teufelszeug alles heißt, ihr Unwesen trieben. Jetzt steht die warnende Stimme lang schon auf dem Dachboden des Kramers und träumt von vergangenen Tagen. Brennen tuts auch nirgends mehr und so müßt die Stimmen rosten, wenn sich nicht der Feuerwehrkommandant ihrer erbarmen tät und tät sie einspannen zum Einladen in die Feuerwehrübung.

Doch heut, um die Mittagsstund, wird sie ganz erschreckt aus dem Schlaf gerissen: sie muß heulen, lang und abscheulicher denn je.

Auf den Straßen laufen die Leut z'samm. Sie alle schauen zum Himmel. Was ists? Feuer, Überfall, Fliegeralarm — jetzt im tiefsten Frieden?

„Nein, nein“, sagt der Kramerbub, während die Menge sichtlich aufatmet: „In unsem Lada san Fisch enttroffa, dia müassat heint no weg, bis morga stinket sie!“ — — Ja, ja, damals in der goldnen Zeit der Lebensmittelkartel

*

Gleich zu Anfang des 2. Weltkrieges war bei Prittriching eine Flugwache stationiert. Da haben in einer Herbstnacht auch schon englische Flieger das Suchen angefangen. Christbäume am Himmel aufgesteckt und böse Gaben heruntergeschmissen. Kommen mit dem gefährlichen Brockenwerfer bis ins Dorf hinein. Wie es sein will, so ein Trumm wie eine Zigarre, saust durch ein Haus und bleibt im Lehm Boden des Kel-

lers stecken. Nichts explodiert, also bestimmt ein Zeitzünder! Alles muß raus aus dem Haus und auch aus den Nachbarhäusern. Dieser Jammer! Und die Herren von der Behörde befehlen, daß niemand mehr einziehen darf, bis das Sprengkommando kommt. Betreten des Platzes bei Strafe verboten! Aber zwei brave Bunschen, vorläufig noch u. k. gestellt, fassen sich ein Herz und graben das Teufelszeug bei Nacht aus und tragen es bis zum Lech raus. Wie haben sich die Leut gefreut, daß sie nun wieder einziehen können. Aber die Sprengleute und diejenigen mit einem braunen Frack, die ein paar Tage drauf von weither kamen, haben die zwei Helden runterkampelt. Wie dann der eine rausstottert: „Der Führer hat g'sagt, man soll für ihn das Leben einsetzen, daheim und drauß“, haben's endlich Ruh gegeben.

*

„Dös war doch früher immer so kammott. Hat ma zu dö Rösser am Wagen g'sagt „Hüh“, dann sind s'gangen. Hat man g'schrien „Oha“ oder „Brr“ dann sind s' g'standen. — In einem Dorf, nicht weit entfernt vom Wallfahrtskirchlein „Maria Kappel auf der Urtl“, da hat sich ein Bauer ein Dieselroß angeschafft. Stolz fährt er mit dem grünroten Maschinenroß im Hof herum und zum Stadel hinein. Wie kamott dös geht, denkt sich der Bauer auf dem Führersitz; die zwei Braunen sind immer ganz aufgeregt worden von dem Gepolter auf der hölzernen Tenne. Jetzt kommt der Moment, wo der Motorengaul sollt halten. Der Bauer findet in der Eil nicht den richtigen Hebel. Er schreit verzweifelt „Oha“ und „Brrr“ — doch keine Spur von Folgsamkeit. Das widerwärtige Maschinenroß rennt auf das hintere, versperrte Tor zu und drückt dieses mitsamt dem Torstock aus der Stadelmauer. Einfach hinaus will der eiserne Häuter und hätt gar nimmer g'standen, wenn nüt der gute alte mitleidige Misthaufen sich dem neu-

modischen Vehikel entgegengerichtet hätt.

*

Da hat früher einmal einer was aus'fress'n. Er hat zwar immer behauptet, er sei unschuldig. Kann ja auch sein. Denn soviel Verteidiger hat man früher nicht g'habt. Eine schriftliche Einladung hat er gekriegt, er soll sich im Gefängnis in Landsberg einfinden. Aber ein Fahrgeld hat er keins gehabt, und sonst auch keines, drum hat er sich hineingefochten. Dort hat er sich vorgestellt: Jetzt kimmt a Unschuldiger, den möchtens ei'sperrn! Geh nur nei', hat der Hausl g'sagt, san lauter solchterne drin!

*

Eine neue Zeit haben sie auch eingeführt. Die Uhr ist ihnen im Sommer immer um eine Stunde zu weit hinten gewesen. Bisher hat man das Heu zum Trocknen angestreut, wenn die Sonne über dem Kirchturm stand. Jetzt soll man ansteuern, wenn die liebe Wärme noch in Rumänien hinten ist. So was Verrücktes; geht doch nicht! Also hat sich in einem Lechrainer Dorf der Mesner den Kopf zerbrochen. Die Turmuhrzeiger müßten auf jeden Fall die neue Zeit weisen, da kannst halt nix machen. Der Staat wills — und was glaubens — der Teufl wär los, wenn ein Kaffeereisender den Zug um eine Stunde versäumen tat. Aber den Stundenschlag — den kann man verstellen auf die alte Zeit, da kann keine Vorschrift dran hin! So tun also die Bauern, erfreut über ihren schlaunen Mesner, mehr horchen als wie schaugen!

*

Im landwirtschaftlichen Wochenblatt war ein schöner Holzschnitt von W. Döhler abgebildet. Er stellte dar: Bauernarbeit im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter. Darunter eine große Schrift: Bauernarbeit. Der Knecht eines Bauern betrachtet nachdenklich dieses Bild, dann meint er: Die Bauernarbeit, ja, die tät's schon,

aber die Knechtarbeit — die hat ein'n Teufl.

*

Wenn das Auftauchen eines Kometen prophezeit wird, so wird es von ängstlichen Gemütern oft als unheilvolles Ereignis angesehen. Auf dem Kirchgang unterhielten sich zwei ältere Frauen über das gemeldete Himmelszeichen vom 22. Februar, das eigentlich nicht so sehr sichtbar in Erscheinung kam. „Denk dir nur“, sagte die eine Frau, „s' Blättle hat's gestern g'schriebe, daß d'r Komet ins Mittelmeer neigfloga isch. Gott sei Dank, heut kriegt der heili Sebast'r a Mark in d'Opferbüchsl! Was glaubsch, wenn der Komet auf unser Dorf ra wär...“

(Sie hielt das ins Meer gestürzte Düsenflugzeug „Comet“ für den angekündigten Himmelskörper).

*

Wie war doch so ein Kammerwagen von einer Braut immer so schön. Wenn die Ross' so farbig eingeflochten waren und die Braut mit nassen Augen die Tasse voll Weihbrunn unter das Wagenrad gestellt hat, damit keine Hexe ankann.

So ähnlich war's auch an Lichtmessen, wenn der Knecht die neue Magd mit ihrem Kleiderkasten holte. Da saßen dann alle zwei ganz stolz auf dem umgelegten Kasten und der Knecht probierte auf dem Weg schon ganz schüchtern seinen Arm um die neue Kathl zu legen. Die Kathl hat aber seinen Arm schon weggeschoben, denn sie will einen guten Ruf auf den neuen Hof bringen.

Wie dann aber mit der Zeit die Schreiner die Kästen wie aus lauter Milcbrettel gemacht haben, da ist einmal ein Ehhaltenpaar beim Kastenholen in den Kasten eingebrochen. Wie die zwei Braunen, den Weg ohne Lenker wissend, in den Hof einfahren, sieht man momentan nur zwei Haxenpaare raussteh'n.

Seitdem, wenn überhaupt an Lichtmeß noch eine Dirn kommt, bringt sie nur einen Pappdeckelkoffer mit.

Und darin ist vielleicht: Zahnbürstel, Lippenstift, Büstenhalter und Liebesbriefsteller.

*

Wer den Schaden hat, braucht für's G'lächter net sorgen. Das ist ein alter Schnee. Dies hat auch erfahren ein braver, rechtschaffener Gütler in Walleshausen. Beim Butzkühklauben im Wald find't er ein altes Rohr, das grad recht wär als Abflußrohr an die Dachrinne hin an sein Haus. Damit das Regenwasser nicht auf des Nachbarn Grund hinüberrynt. Nimmt er es also mit heim und freut sich, daß wieder einige Mark für den Spangler eingespart sind. Denn die Märker sind rar in so einem kleinen Sach. Er geht in den Schupfen mit dem Trumm Rohr. Denn man sieht ja nicht durch. Muß doch diese Blechrinne mit lauter Dreck verschoppt sein! Das werden wir gleich herausgekratzt haben, mit einem starken Draht, meint er. Und stochert und bohrt. Mit einem Mal tut's einen Schnall, wie von einem Böller, wenn ein Veteraner stirbt. Heiliger Wiesbaum und Zederling! Die Dachplatten fliegen in d'Luft. Der Gütler stürzt aus dem Schupfen heraus! Gott sei Dank ist ihm weiters nichts passiert. Schwarz im Gesicht wie ein Kimikhehrer und kein Tröpferl Blut hätt' er mehr geben, wenn man ihn Aderlassen hätt'. Da hört sich alles auf: Bin im ersten Krieg auch mit dabei g'wesen — aber im zwoaten Weltkrieg — da war scho wirkli da Teifi mit'm Panzerschreck dahinter!

*

Bald finden wieder Gemeinderatswahlen statt. Früher hieß es: Wahlen zur „Vollmacht“. Es ist immerhin auch heute noch eine große Ehre, wenn man in das Gemeindeparlament einziehen darf und damit ein Stück „Vollmacht“ erhält. So dachte sich auch ein kleinerer Bauer in einer Lechrainer Gemeinde. Zeit: vor dem 1. Weltkrieg. Also hat er sich lange Zeit vor der Wahl den Mitbürgern gegenüber recht anständig benommen und allseits freundlich ge-

grüßt. Wirklich, das Glück war ihm hold — er kam zur „Vollmacht“! — Das Wahlergebnis wurde natürlich auch entsprechend gefeiert und begossen bis nach Mitternacht. Zu Haus angekommen, will unser Vollmachtsmann seine liebe Enehälfte gar sachte aus den Träumen wecken. Immer wieder ruft er leis hinauf zum Kammerfenster: Weib, geah j bitt di', sperr doch auf — Manie, heunt darfst it schimpfa, heunt bin i' ebbes woara.

*

O, diese Eiseheiligen, alle miteinander. Der Servaz, der Bonifaz, der Pankrazl und a no die kalt Sophie.

Wie die dem Bauern und dem Obstler warm machen können. Wegen der Kält'n und dem Reif halt. Da wart man dös ganze Jahr auf einen anständigen Apfel, derweil ist in einer Nacht alles futsch. Aber es gibt doch ein Rezept dagegen. Bloß richtig anwenden muß man es verstehen.

In Wabern da ist ein Obstler mit Leib und Seel und einem großen Obstgarten dazu. Damals, wie's Geld kein' Wert g'habt hat und das Bier dem Teufel z'schlecht war, haben wir ihn oft b'sucht und g'fragt, wie heuer der Most g'raten wär. Dann hat er immer einen ganzen Trankkübel voll auffahren lassen. Kostenlos. Bis ein Nebel eing'fallen ist. Das Vernebeln hat er los g'habt, der gute Mann. Er hat auch seine Obstbäume immer vernebelt und ist dadurch ganz gut über die Eismänner hinübengekommen, bei Nacht. Bloß einmal hat ihm die Sache falliert. Da hat er auch so ein Jaudesfeuer angemacht im Garten. Die Frau mit der Nachthaub'n ermuntert ihn vom Kammerfenster aus: „Tua nur fest ei'hoaz'n, Hans, wär schad um die guat'n Marieschanzgerla.“ Und der Hans schürt und kent ei', daß die ganze Nacht licht werd. Altes Stroh, Reisig, Lederfleck und Fuaßlumpen vom Schweizer. Wie's in der Fruah auf der Kapell'n 's Bet läut', schaut er sich die Bluah näher an. Er hat wohl ein wenig z'fest ei'g'hoazt. Alles schwarz wie G'selcht's! Die Eismänner hätten weniger g'schad't; aber die Vernebelung

und Räuchereil Aus is' mit'm Trag'n
beim Marieschanzgerla, beim Jackes-
und Lederapfel. Sogar der Guckoleh-
rerbirabomm hängt d'Ohrwaschell

*

Nun ist er auch schon lange tot und
sein sterblicher Leib ruht auf dem
Dorffriedhof. Doch die Türen und
Bauernschränke können noch von der
kunstfertigen Hand des Schreiner-
hannes von Walleshausen erzählen.

Als er zum 50. Male in der Bitt-
woche beim Bittgang auf den Heili-
gen Berg das Kreuz voraustrug, be-
kam er von den Andechsern einen
großen schönen Wallfahrerorden.
Damals hat er so eine Freud g'habt,
daß man nicht wußte, wen er mehr
lobte — die seltene Auszeichnung
oder das braune Naß vom Kloster-
keller.

Eines Tages, wie der Zeppelin ge-
nau über Walleshausen hinüberflog,
da geriet der Hannes in helle Begei-
sterung. Von der Kammer aus rann-
te er hinaus auf die Altane (Balkon),
weil man von da aus dem Himmel
näher war und den silbernen Vogel
besser sehen konnte. In der Eile hat
er aber gar nicht daran gedacht, daß
er die dringende Reparatur seiner
morschen Hausaltane schon seit lan-
gem verschoben hatte auf ruhigere
Zeiten. (Denn ein Schreiner muß al-
leweil zuerst seine Kundschaft be-
dienen, ehe er selber einmal dran-
kommt). Grad schreit er: „Mit so ein-
em Vogel wenn man fliegen dürft“
— da tuts einen Kracher und der
Schreiner mitsamt der Altane fliegt
durch die Luft auf den Boden. Nach-
dem er seine Knochen etwas einge-
rieben hatte, meinte er lachend: Isi-
dor, i' bi' grad froh, daß i' it vom
Zeballn ra g'floga bi', isch doch sol

*

Der kleine Beni, vom Schusterjackl
in Eresried der Bub, wird in der
Schule vom Herrn Pfarrer gefragt,
wieviel es Sakramente gibt. Der Beni
ist nicht verlegen, sagt „Dreil“ „Wie
kommst denn auf die Zahl“, sagt der
Pfarrer, „Jä“, sagt der Bub, „wie
heut in der Fruah der Bungamoaster,

der Gendarm und der Gerichtsvoll-
zieher auf unser Häusl zua san, hat
der Vater beim Fenster nausgschaugt
und hat gsagt: Schon wieder dö drei
Sakramenter!“

*

Jeder, der einmal Ehhalte ist ge-
wesen, wird sich noch gern an die
Zeit erinnern, wo es noch keine
Landflucht und andere Probleme gab.
Wie andächtig hat zu jener Zeit der
Bauer und die Bäuerin mit dem gan-
zen Hofgesinde in der Stube die täg-
lichen Gebete gesprochen. „Für'n hei-
ligen Leonhard: Vater unser . . . für'n
heiligen Wendelin: Vater unser . . .
für'n heiligen Florian: Vater unser
. . .“ — so hörte man es oft bis auf
die Straße schallen. Ein Bauer hatte
einen Knecht, der es mit dem beten
schon gar nicht hatte. Und wie der
Bauer einmal beim Tischgebet noch
einen Bauernheiligen der Reihe nach
anfügte, fiel der Knecht lästernd ein:
für den, der hinter'm Stockhaufa
sitzt: Vater unser . . . — da war es
dem Hausvater denn doch zu bunt
ob solcher Frechheit — auf der Stelle
mußte der Boshafte den Dienst ver-
lassen. Ja, so war's früher!

*

Kartoffeln gabs heuer unterschied-
lich. Große und kleine, „Versuffene“
und auch übergroße — je nach Ak-
kerbeschaffenheit. Der Nudlbauer
sucht aus seinem Kartoffelberg ein-
ige aus: jeder Erdapfel gut einhalb
Pfund schwer; wickelt sie in Seiden-
papier, legt einen Zettel bei: „So sind
bei uns die Kleinsten“ und schickt
das Ganze als Postpaket ohne An-
gabe des Absenders seinem Freund
Hans nach U., dem viele „versuffen“
sind. Der Hans kommt aber doch
drauf, wer ihn da trätzen möcht.
Dem Nudlbauern wird er einen
Schreck einjagen, das ist gewiß. Ein
alter Einkommensteuerbescheid wird
ausradiert und auf den Großkartof-
felerzeuger ausgestellt und per Post
zugeschickt. Absender: Finanzamt
Landsberg. Einkommensteuererhö-
hung. Begründung: Ueberdurch-
schnittlich hoher Ertrag bei den
Kartoffeln!

Grundlagen zur Ortsgeschichte der ehemaligen Gemeinde Walleshausen

Von P. Fried

Eine wichtige Grundlage für jede Ortsgeschichte stellt eine Haus- und Hofgeschichte dar, die die Grundherren, die bäuerlichen Grundholden (Pächter), ihr Besitzrecht, Größe der Höfe usw. nachweist. Für die Gemeinde Walleshausen ist diese Arbeit noch zu leisten. Zu diesem Zweck sind in den Archiven Steuerbücher und sonstige Quellen durchzusehen und auszuwerten. Hier werden erstmals einige Vorarbeiten geliefert, die später für eine ausführliche Gemeinde- und Höfegeschichte von Walleshausen dienen sollen. Im folgenden werden einige Beobachtungen angeführt, die sich aus dem Inhalt der im Anschluß angeführten Steuerbücher von 1612, 1671 und dem Kataster von 1809 ergeben.

In Walleshausen gibt es nur einige große Höfe (1/1 = ca. 100 Tagwerk, 1/2 = die Hälfte usw.)¹. Es sind dies 1809 der heute noch bestehende Kirchen- und Widenbauerhof, ferner der Moll-, Michl- und Westerbauerhof, die heute nicht mehr existieren. Die beiden Mühlen und die Wirte sind 1809 noch kleine Anwesen, auch wenn sie teilweise schon „Zubauten“ (Pachtstücke von anderen Höfen) haben. Alle übrigen Anwesen waren Sölden, Kleinhäusler und Handwerker, die gar keinen oder nur wenig Grundbesitz hatten. Diese Schicht hat das Dorfmilieu in Walleshausen entscheidend geprägt.

Die größeren Grundherrschaften waren bis 1803 das Schloß Kalten-

berg, das 1612 mit seinem gesamten Besitz vom Jesuitenkolleg Landsberg erkaufte wurde. Nach der Auflösung des Jesuitenordens 1773 kam der Besitz an den Malteserorden und dessen Kommenden (Verwaltungen) zu Landsberg und Vogach (bei Mittelstetten). Als weitere Grundherrschaften erscheinen die Klöster Dießen, Polling, Wessobrunn, Benediktbeuren, das Spital Landsberg, die Ortskirche und Ortsgemeinde. Die Klöster wurden 1803 aufgelöst; ihr Besitz ging an das kgl. Rentamt Landsberg über. 1848 wurden alle Bauern endgültig Eigentümer ihrer Anwesen.

Betrachtet man Walleshausen vor dem Dreißigjährigen Krieg (1612), so stoßen wir auf die doppelte Zahl von (großen) Bauernhöfen; die soziale Schichtung war aber auch damals schon von den Handwerkern und Söldnern bestimmt. Es wäre eine interessante Aufgabe, der Geschichte einzelner Walleshauser Höfe weiter nachzuforschen.

Die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) treten uns aus den Steuerbüchern nach dem Dreißigjährigen Krieg deutlich in Erscheinung. Es wird öfters berichtet, daß die Höfe öd lagen, nachdem sie im Kriege abgebrannt waren. Man merkt den Wiederaufbau, wenn öfters vom Hausbau die Rede ist. Im übrigen erscheinen im Steuerbuch von 1671 im Vergleich zu dem von 1612 überwiegend neue Familiennamen. Dies läßt auf eine große Bevölkerungsfluktuation in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges schließen. Interessant ist auch die Feststellung, daß vor und nach dem Dreißigjährigen Krieg Bürger von Augsburg, München und Landsberg

¹ Ueber das alte Hof- und Steuersystem. Vgl. Seb. Hiereth, Geschichte der bayer. Gerichts- und Verwaltungsorganisation, 1950.

als Grundherren Walleshauser und Waberner Bauern auftreten (Sänftl, Schweindel, Hörl, Reitmor usw.). Sie geben ihren Besitz bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ab, vermutlich durch Verkauf an die Klöster.

Zum Kataster von 1809 gehört der Katasterplan aus dem gleichen Jahr (vergleiche die Abbildungen Seite 115 und 119). Er zeigt uns die Lage der Anwesen im Ort auf (Ortsgrundriß) und gibt die Flureinteilung nach der ersten Landesvermessung wieder. Die Walleshauser Flur ist als „Gewannstreifenflur“ anzusprechen, die durch ständige Aufteilung größerer Flurstücke, bedingt durch die Ansiedlung von Sölden, entstanden ist. Wabern, Unfriedshausen und Petzenhofen weisen hingegen sog. „Blockfluren“ auf. Vergleicht man die Ortsgrundrisse und die Flur des Katasterplanes von 1809 mit einer Flurkarte der Gegenwart, so kann man die großen Veränderun-

gen erkennen, die sich in diesem Zeitraum vollzogen haben.

Erläuterungen: 1/1 = Steuergröße für ganzen Hof (ca. 100 Tagwerk); 1/2 Hof = Hube; 1/4 Hof = Lehen, 1/8 = Bausölde, 1/16 = gemeine Sölde, 1/32 = Leerhäusl. Sedlhof bedeutet einen Hof, der von Steuern befreit ist (chem. Adelsitz). Zu einer Sölde gehörten nur wenige Tagwerk Grund; ihre Inhaber waren meist Tagwerker oder Handwerker. — Den Bauern wurde ihr Anwesen von der Grundherrschaft (= Eigentümer) meist auf „Freistift“ (f) für ein Jahr verliehen (= verpachtet). Andere bäuerliche Leihrechte waren das Erbrecht, das Leibrecht und die Neustift. Die Bauern besaßen an ihren Höfen nur ein „Nutzungsrecht“. — Tafern bedeutet die Gaststätte, in der alle großen Gastmähler anlässlich von Hochzeiten und Beerdigungen abzuhalten waren; ebenso besaß sie das Uebernachtungsrecht für Fremde. — Hofmark (Hfm) = Niedergerichtsbezirk von Adligen und Prälaten.

1. Walleshausen vor dem Dreißigjährigen Krieg

Nach dem Steuerbuch von 1612

(Hauptstaatsarchiv München, Gericht Landsberg Lit. 201, fol. 404.)

- 1 Hanns Völck oder Hanns Rottpaur, Gütl, den Jesuiten zu Landsberg
- 2 Hans Mair, Hof, gehört zu Polling, freistiftig
- 3 Maria Rueffin, Hofstatt und Häusl, der Gmain
- 4 Jacob Mair, Hofstatt, vom Gotteshaus Walleshausen
- 5 Hanns Winterholler, ein Hueb, gen Dießen
- 6 Hanns Winterholler, ein Hof, gen Dießen
- 7 Graf Socher, Hofstatt und Häusl, dem Gotteshaus W.
- 8 Georg Ris, Hofstatt, vom Gotteshaus W.
- 9 Hans Mair, Hofstatt und Häusl, von der Gmain
- 10 Claß Seidl, Hofstatt und Häusl, von der Gmain
- 11 Gastl Wagner, Wittibin, Hofstatt und Häusl, von der Gmain
- 12 Hieronymus Höfler, Hofstatt, Häusl, dem Gotteshaus W.
- 13 Baltasar Hilmaier, vom eigen Haus und Hofstatt
- 14 Stefan Walchens Wittib, Hofstatt, Häusl, vom Gotteshaus W.
- 15 Joachim Bachmann, Hofstatt, Häusl, vom Gotteshaus W.
- 16 Wolf Widemann, Bader, Hofstatt, Zimmer, von der Gmain W.
- 17 Hans Hailberger, Hofstatt, Häusl, vom Gotteshaus W.
- 18 Gastl Menhardt, Hofstatt, Häusl, von der Gmain
- 19 Appollonia Eisenhuetterin, Gütl, des Gotteshaus W.
Georg Mair „ingehäus“ (= Mieter)
- 20 Hans Siesmair, Hofstatt, Häusl, vom Gotteshaus W.
- 21 Wolf Reindl, ein Hub, dem Gotteshaus freistiftig

- 22 Hans Höfler, Hofstatt, Häusl, dem Hörl in München
- 23 Bastl Egkardt, Hofstatt und Häusl, von der Gmain
- 24 Hans Ditsch, Häusl und Hofstatt, eigen
- 25 Hans Engelschalckh, Söldner, Hofstatt, gen Dießen, das Häusl eigen
- 26 Georg Stigmair, Hofstatt, vom Gotteshaus W.
- 27 Hanns Siesmair, Hofstatt, Häusl, gen Polling
- 28 Hanns Praun, Hofstatt, des Gotteshaus W.
- 29 Benedikt Strattmair, Müller, eine Mühle, dem Gotteshaus allda
- 30 Georg Huber, Hofstatt, den Ligsalz zu München, das Häusl eigen
- 31 Mattheus Khaiser, ein Hof, vom Gotteshaus alda, freistiftig
- 32 Paul Khaiser, Hofstatt, von der Gmain
- 33 Georg Giggenbach, Hofstatt, gen Polling
- 34 Gabriel Geyer, ein Hof, dem Hörl in München, freistiftig
- 35 Hanns Prack, die Hofstatt, den Sänffeln (zu Wabern)
- 36 Christl Schaur, vom aigen Gütl
- 37 Michl Seidl, Hofstatt, gen Dießen
- 38 Gall Khaindl, ein Hof, dem Hannß Reitmair in München, freistiftig
- 39 Wolf Widemann, Söldengütel, gen Dießen
- 40 Mattheus Reck, ein Hofstatt und Häusl, des Gotteshaus W.
- 41 Hans Schuster, Hofstatt, der Gmain gehörig, hat eigenes Häusl

NB: Es fehlt der Besitz der Hofmark Kaltenberg, dem Jesuitenkolleg Landsberg gehörig.

Unfriedshausen 1612

(fol. 349 v.)

- 1 Caspar Siesmair, ein Hof, gen Kl. Rottenbuch, freistiftig
- 2 Adam Siesmair, ein Hof, gen Kl. Rottenbuch, freistiftig
- 3 Blasl Siesmair, ein Hub, gen Kl. Rottenbuch, freistiftig
- 4 Hanns Siesmair, ein Hub, gen Kl. Rottenbuch, freistiftig

Wabern 1537

(Hauptstaatsarchiv München, Ger. Landsberg Lit. 15 und 1 f. 241 [1552])

Schweindel, Bürger zu München: 1/1 (Martin Sießmair [=Knoller]);
 Spital Landsberg: 1/1 (Hans Zwickl), 1/1 (Bastl Keyl [= Schmid- und Jörgbauer]);
 Kloster Polling: 1 Sölde (Hans Mairin, Witib [=Wirt]);
 Anton Sänftl, Bürger zu Augsburg: 2 je 1/1 (Peter Pfleger), 1/1 (Gastl Haidfolck [=Sedlhof, im Schweden-Krieg verbrannt]), 1/1 (Bastl Höfler),
 Mühlgericht (Pohl Heylmüller), Sölde (Gall Melchior, Kuhhirt), Sölde (Hans Gugenbach), Sölde (Hans Schmid), Sölde (Jörg Albrecht, Roßhirt).

Wabern 1612

(KA München, Steuerbuch Landsberg 201 fol. 351 und fol. 572 v.)

- 1 Stefan Wagner, ein Hub, Hl.-Geist-Spital Landsberg (Wert 600 fl.)
- 2 Andre Gastl, Hofstatt, gen Polling (20 fl.)
- 3 Ursula Siesmairin, sitzt unter den Sänftlschen
- 4 Michl Thoman, ein Hube von der Ursula Sießmairin, gehört zum Spital Landsberg, freistiftig (600 fl.)
- 5 Hanns Weber, Hüter, ein Gmain Häusel
- 6 Michl Schmid, vom aigen Haus zu Walleshausen

- 7 Georg Siesmair, jetzt Hans Khnoller, den Sedlhof, den Bürger Schweindel in München grundbar, auf 650 fl. geschätzt, hat 3 Rösser, 4 Kühe, 1 Schwein, 2 Schafe. (Hauptstaatsarchiv München, Ger. Landsberg Urk. 78/11, Besitz der Sänftl, Bürger zu München, 1607):
- 8 Hans Süsmaier,¹ Mühle mit Stadel, Speicher, Badstübl: „Stoßt an den Schloßgarten gegen West und Nord, den Sänftl gehörig“
- 9 Hans Süsmaier¹, Hof, herzogliches Lehen, den Sänftl gehörig (=Maxlbauer)
- 10 Hans Veit, Hof, den Sänftl gehörig (Sedlhof, im Dreißigjährigen Krieg verbrannt)
- 11 Hans Sper, Hube, den Sänftl gehörig (=Nudlbauer)
- 12 Michael Lol, Hufschmid, den Sänftl gehörig; Ursula Siesmairin, Sölde und Taferngerechtigkeit (s. oben 3)
- 13 Schlößchen¹, Pfleghaus, Wasserhaus, Stadel mit einem Hofbau, den Sänftl, Bürger zu Augsburg gehörig

2. Walleshausen nach dem Dreißigjährigen Krieg

Nach dem Steuerbuch von 1671

(Kreisarchiv München, Steuerbuch Landsberg Nr. 204 fol. 2465 v. ff.)

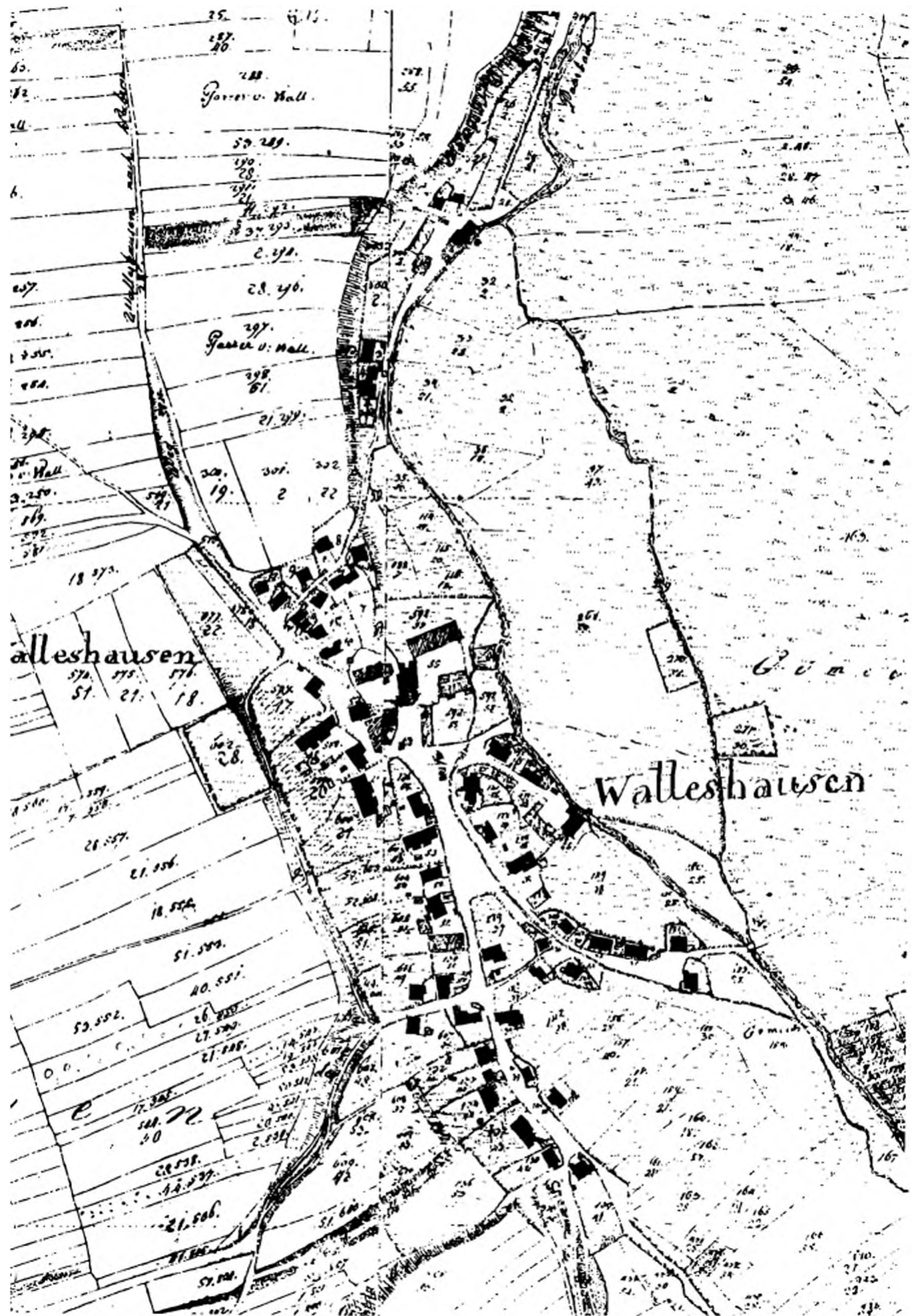
Inhaber, Hofgröße, Grundherrschaft und Sonstiges:

- 1 Maria Khrözin, Sölde, Jesuiten Landsberg, vor 15 Jahren eingetan
- 2 Hanns Sedlmayr, ganzer Hof, Kloster Polling, vor 22 Jahren vom Vater übergeben
- 3 Matheus Socher, Sölde, Kloster Dießen, vor 10 Jahren erkaufte von Hans Mayr
- 4 Michael Würsching, 1/2 Hof, Kloster Dießen, 1671 von der Grundherrschaft erkaufte
- 5 Georg Echter, Sölde, Ortskirche W., Hofstatt, vor 30 Jahren erkaufte und gleich darauf gezimmert
- 6 Hanns Mayr, beim Pachle, Sölde, Gmain W., vor 17 Jahren von der Gmain erkaufte
- 7 Christoph Asam, Sölde u. 1/2 Häusle, Gmain W., vor 30 Jahren von der Gmain erkaufte
- 8 Sebastian Geier, besitzt das „Padt“, der Gmain giltbar, freistiftig ohne Brief, vor einem Jahr von Georg Schmid, Pader, erkaufte
- 9 Hanns Hueber, Sölde, Ortskirche W., keine Stift, vor 9 Jahren erkaufte
- 10 Stephan Mayer, jetzt Paul Vnfridt, Sölde, Gmain W., keine Gerechtigkeit, vor 4 Jahren erkaufte
- 11 Christoph Hueber Wittib, Apolonia Drexlin, Sölde, Ortskirche, keine Ger., vor 10 Jahren von ihrem Mann erkaufte

¹ Vgl. hierzu: P. Fried. Das Schloß Wabern lag auf einer Insel (Heimatfreund, Heimatbeilage Landsberger Tagblatt Nr. 1 und 2, 1961); ders. Die Süsmaier in Wabern (Blätter des Bayer. Landesvereins f. Familienkunde, 29. Jgg.), 1966, S. 83; Marie Jacoba Sänftl, Tochter des Münchner Bürgers Augustin Sänftl, war mit Hans Süsmaler zu Wabern verheiratet; 1627 erkaufte das Kloster Wessobrunn den Besitz der Sänftl zu Wabern.

Zu nebenstehendem Plan:

Ausschnitt aus dem Katasterplan Walleshausen vom Jahre 1809
(Lagerort: Bayer. Landesvermessungsamt München)



- 12 Niklaß Stiglmayr, jetzt Gregori Lori, Söldenhaus, Fesenmayrsche Erben Landsberg, Freistift ohne Brief, vor 1 Jahr erkaufte; hat 1/2 Viertel von Niclas Geyers Hof
- 13 Georg Widemann, Sölde, Kloster Dießen, Freistift mit Brief, vor 24 Jahren hineingeheiratet; hat 1/2 Viertelhof von Hannß Zwickels Hof, so 1671 erkaufte von dem Grundherrn
- 14 Hanns Waldter, Sölde, Kl. Dießen, freistiftig, von Thoman Kracher nach dem letzten Krieg erkaufte; 1/2 Viertel aus Hanns Zwickls Hof, zum Kl. Dießen gehörig
- 15 Silvest Menhardt, jetzt Seb. Mayr, Sölde, Ortskirche, keine Ger., vor 3 Jahren durch Uebergabe von seinem „Enne“ (Ahnen=Großvater) bekommen
- 16 Hanns Huber, Sölde, Kl. Polling, freistiftig, vor 1 Jahr erkaufte
- 17 Hanns Perckhman, Wirt, 1/4 Hof, Kirche W., freistiftig, erheiratet vor 14 Jahren
- 18 Veith Weiss, Söldenhaus, Jesuiten Landsberg, freistiftig, erkaufte vor 10 Jahren
- 19 Hanns Datz, Mühle samt Anger, Ortskirche, freistiftig, erheiratet vor 8 Jahren, „hat ain claines Höfle, dem Gotteshaus geh.“
- 20 Christoph Mayr, Söldenhäusl, „das Klayßer Häusl (genannt, der Gmain gehörig, freistiftig, vor 15 Jahren die Hofstatt erkaufte
- 21 Niclas Geyer, 3/4 Hof, Jacob Röll in Landsberg, freist., „hats in feindtzeit vmb 150 fl. erkaufte, hat ain hauß aufgebauth“
- 22 Simon Baudrexl, ganzer Hof, Jesulthen von Landsberg, freist., vor 8 Jahren erheiratet
- 23 Hanns Fischt, Häusl, Ortskirche, freist., vor 9 Jahren erkaufte
- 24 Joseph Bader, „ein kleines Häusl“, Kl. Dießen, veranleitete Freistift, vor 17 Jahren erkaufte
- 25 Andreas Moßer, Söldenhaus, Ortskirche, freist., vor 17 Jahren erkaufte
- 26 Christoph Mayr, Häusl, „das ambtmann heißl“ genannt, Gmain W., freist., erkaufte nach dem letzten Krieg, hat ein Haus auf die Hofstatt gesetzt
- 27 Benedict Weckherle, jetzt Augustin Riedl, Söldenhäusl, Kl. Polling, freist., Hofstatt, vor 8 Jahren erkaufte und ein Häusl daraufgesetzt
- 28 Matheus Ludtwig, Sölde, Jacob Röll in Landsberg, freist., vor 15 Jahren erkaufte, Haus abgebrannt, wieder aufgebaut
- 29 Simon Zöpfl, Häusl, Kl. Polling, freist., vor 20 Jahren von den Schweden „verbronnen“
- 30 Simon Schneidter, Höfl, Kl. Benediktbeuern, freist., vor 29 Jahren erheiratet, ein Haus neu aufgesetzt
- 31 Christoph Lenckh, kleines Häusl, Ortskirche, freist., erheiratet gleich nach dem ersten Krieg
- 32 Martin Mendert, kleines Häusl, Ortskirche, freist., vor 10 Jahren erkaufte
- 33 Stephan Einwaldter, kleines Häusl, Ortskirche, freist., vor 4 Jahren erkaufte
- 34 Georg Teufel, Sölde, Franz Moßer, Lebzelter in Landsberg gehörig, veranleitete Freistift, vor 1 Jahr erkaufte, darauf gezimmert
- 35 Georg Dalmayr, Sölde, Gmain, freist., vor 7 Jahren erkaufte, darauf gezimmert
- 36 Michael Jeger, Sölde, Kloster Wessobrunn, keine Stift, vor 1 Jahr erkaufte, neu gezimmert
- 37 Hanns Menhardt, Mesner, 1/2 Häusl, Ortskirche, freist. vor 40 Jahren erkaufte v. Hans Schneider
- 38 Matheuß Ludtwig, 1/2 Häusl, Ortskirche, freist., von Georg Schaller vor 6 Jahren erkaufte

Besitz der Hofmark Kaltenberg, den Jesuiten zu Landsberg gehörig (St.-Buch 235 fol. 133 v.):

- 39 Baltasar Drexl, besitzt den Sedlhof, Hofmark Kaltenberg (S. J.), „so aber dormalen nur ein Prandstatt, vnd hat darbey ein jedes Feld 11 Juchart zu pauen“; Freistift; von seinem verstorbenen Vatter durch Uebergabe vor 6 Jahren überkommen
- 40 Johann Perckhmann, Tafern, Hofmark Kaltenberg, vor 13 Jahren erhelratet
- 41 Simon Noderer, Hube, freist., Hofmark Kaltenberg, vor 7 Jahren durch Tausch
- 42 Hanns Adam Weis, Sölde, Freistift, vor 10 Jahren von seinem Vater durch Uebergabe
- 43 Michael Sparnronfft, Sölde, freist., Hfm. Kaltenberg, vor 2 Jahren erkaufft
- 44 Simon Schneider, Sölde, freist., Hfm. Kaltenberg, vor 22 Jahren erkaufft, als der Hof öde und Brandstätte war
- 45 Franz Stiglmayr, 1/2 Häusl, Hfm. Kaltenberg, vor 11 Jahren vom Vater ererbt
- 46 Balthasar Degendorfer, 1/2 Häusl, Hfm. Kaltenberg, freist., vor 2 Jahren erkaufft
- 47 Ignatius Wolfarth, 1/2 Häusl, Hfm. Kaltenberg, freist., vor 14 Jahren erkaufft
- 48 Maria Müllnerin, Wittib, 1/2 Häusl mit Ign. Wolfarth, Hfm. Kaltenberg, vor 14 Jahren ertauscht
- 49 Anna Menhardtin, Wittib, Häusl, freist., Hfm. Kaltenberg, von den Eltern übernommen
- 50 Caspar Widemann, Sölde, Freistift, Hfm. Kaltenberg, vor 20 Jahren von der Herrschaft erkaufft
- 51 Balthasar Haas, „bloses Hofstättel“, freist., Hfm. Kaltenberg, vor 7 Jahren als Brandstatt erkaufft
- 52 Blasy Igl, Hofstatt, freist., Hfm. Kaltenberg, vor 23 Jahren erkaufft

Petzenhofen 1671

- Georg Drexl, ganzer Hof, freist., Kl. Hl. Berg (Andechs), vor 4 Wochen von Michael Thoman käuflich an sich gebracht
- Georg Huetter, ganzer Hof, Kl. Hl. Berg (Andechs), von seinem Vater durch Uebengabe vor dem „negsten Krieg“

„Vnfridtshausen“ 1671 (fol. 2213)

- 1 Carl Daz, 1/2 Hof, Kl. Rottenbuch, freist., vor 6 Jahren von Balthasar Windterholler erkaufft
- 2 Augustin Jacob, 1/1 Hof, Kl. Rottenbuch, freist., hat vor 13 Jahren auf den halben Hof hineingeheiratet und den anderen halben Hof vom Grundherrn erkaufft
- 3 Georg Craisy, 1/2 Hof, Kl. Rottenbuch, freist., vor 5 Jahren von Georg Claßmüller erkaufft

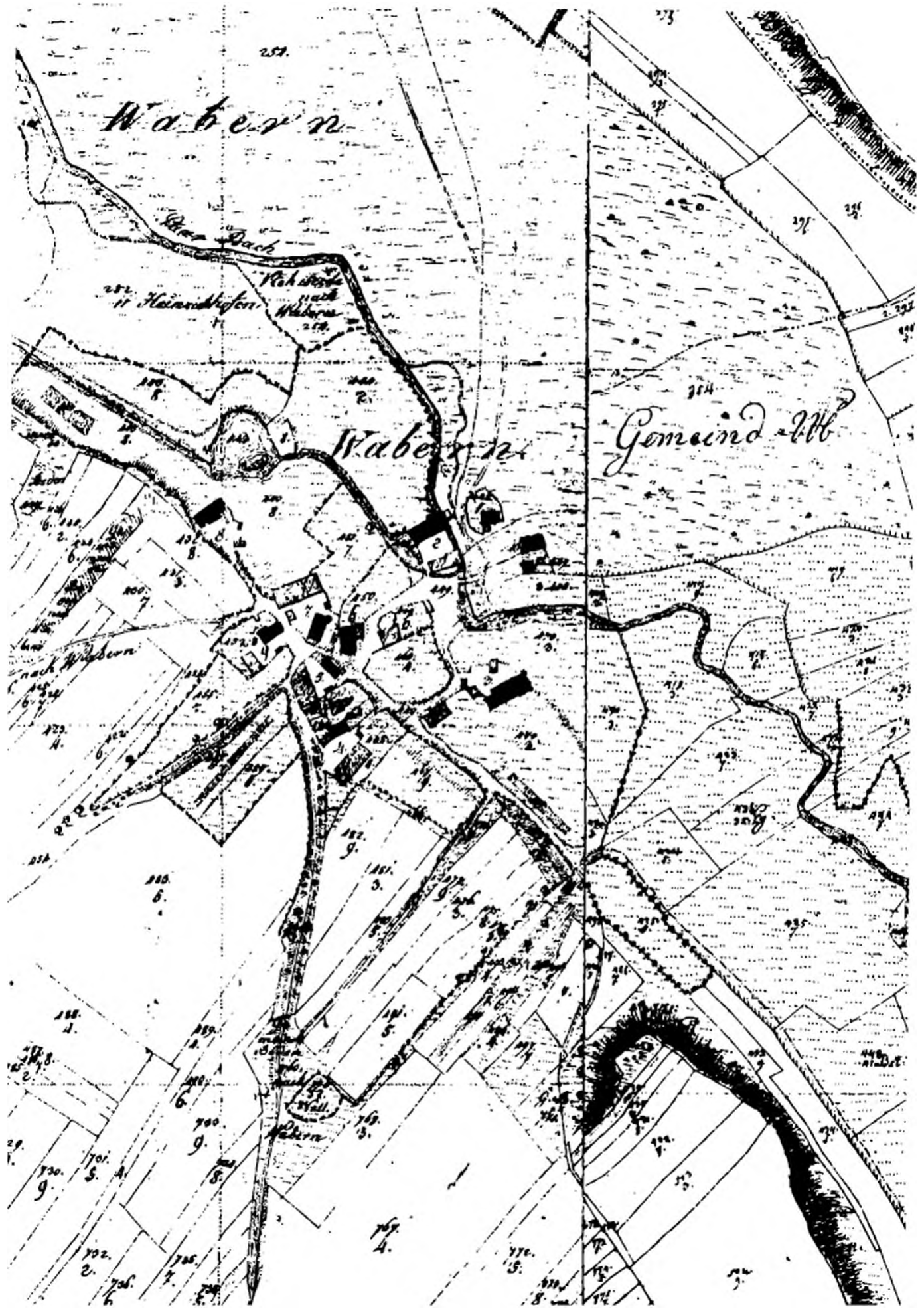
Wabern 1671
(fol. 2218 v. f.)

- 1 Simon Wagner, 1/1 Hof, Hl.-Geist-Spital Landsberg, freist., „hat beede hof von seinem Vattern durch ybergab bekhomen“
- 2 Michael Würsching, Tafern, Kl. Polling, freist., vor 28 Jahren von seinem Vater ererbt, „hat zwar ein Roß-Viech beim Viertlhof, aber dort versteuert (siehe 8a)
- 3 Michael Khnoller von „Wabern“, Sedlhof, Paul Niedermayr in München, freist., „hats nach ableben seiner Eltern nach dem ersten Krieg ererbt“
- 4 Michael Khracher, Jesuitischer Untertan, hat 2 Tagwerk Anger (siehe 9b)
- 5 Caspar Vischer von Wabern, dessen „hauß annders beim Closter Wessobrunn beschrieben“ (siehe 9c)
- 6 Anndre Wolf zu Wabern } vorm. Wessobrunner Untertanen
- 7 Georg Braunmüller alda } (siehe unten)
Besitz des Klosters Wessobrunn (ehem. der Sänftl — St.-Buch 237 f. 229):
- 8 Blasius Igl, 1/1 Hof, Kl. Wessobrunn, freist., „hats von dem Kloster vor vngefehr 12 Jahren als oede Prandtstatt erkaufft vnd veranfallt (20 fl.), hat obberiert solchen hoff vnderdessen wiederumben von neuem aufgauth und ihme auf die 300 fl. gekostet . . .“
- 9 Der dem Kl. Wessobrunn gehörige „verhandtne Sedlhof ist zu Erster Krieg- vnd Feindszeiten abgeprendt worden, vnd nachvolgente vnderthan in inhaben“:
 - 9a Michael Wirsching, davon die bloße Hofstatt, vor 12 Jahren 1/4 Hof vom Kloster erkaufft; „hat von solchen Jahren den verhandenen Feldtpau, welcher 24 Jahrlang oedt gelegen vnd ainesthails verwaxen gewesen, widerumben zu Würden gebracht“
 - 9b Thomas Kracher, Müller, 1/4 Hof von dem abgebrannten Sedlhof vor 13 Jahren erkaufft, ebenso die Mühle, „aber dazumahlen alles öd gewesen“, erkaufft und neu erbaut um 150 fl.
 - 9c Caspar Fischer, Sölde (siehe 5), Wessobrunn, freist., vor 11 Jahren als öde Hofstatt „käufflich eingetan“, wieder aufgebaut, was ihm 50 fl. kostete; hat vom abgebrannten Sedlhof 1/4; Tochtermann Heinrich Wolf, Schmid zu Wabern und Michael Kracher aus der Hofmark Winkel
 - 9c Adam Aichhorn, baufällige Behausung, Kl. Wessobrunn, freist., hat es vor 3 Jahren durch Tausch an sich gebracht; von dem öden und abgebrannten Sedlhof 1/4 (Nebengebäude)

Zu 6: Heinrich Wolff, 1 Sölde, kleines Gärtle, Kl. Wessobrunn, freist., vor 4 Jahren durch Heirat an sich gebracht; dessen Stiefsohn Joh. Miller, „Schwecher“ Caspar Fischer

Zu 7: Georg Braumüller, besitzt halben Hof, Kl. Wessobrunn freist., vor 8 Jahren erkaufft und Anfall bezahlt.

Zu nebenstehendem Plan:
Ausschnitt aus dem Katasterplan Wabern vom Jahre 1809
(Lagerort: Bayer. Landesvermessungsamt München)



**3. Walleshausen nach dem ältesten Kataster von 1809
(Kreisarchiv München)**

Hs.- Nr.	Haus- und Hofname	Größe	Grund- und Gerichtsherrschaft
1	Beim Klement	1/32 f	Malteser*)
1½	Mühlgütl	1/32 f	Malteser
2	Untere Mühle mit realer Mahl-, Schneid- und Ölgerechtigkeit (Welz)	1/8	Ortskirche Walleshausen
3	Haberle Gütl	1/32 f	Ortskirche Walleshausen
3½	Maurernazl	1/32 f	Ortskirche Walleshausen
4	Spät	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
5	Wendlgütl	1/32 f	Ortskirche Walleshausen
5½	Gidigütl	1/32 f	Ortskirche Walleshausen
6	Schaur	1/16 f	Gemeinde Walleshausen
7	Schaffler	1/32 f	Malteserkommende Landsberg
7½	Schneiderwastl	1/32 f	Malteserkommende Landsberg
8	Lenz Adam	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
9	Heffenvöstl	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
10	Steinbichl Andrä	1/16 f	Fürstl. Rentamt Landsberg (Kloster Wessobrunn)
11	Bierzäpfler (Geiger)	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
12	Ditschmann	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
13	Recherpeter	1/16 f	Fürstl. Rentamt Landsberg (Kloster Wessobrunn)
14	Manzengütl (Schmautz)	1/16 f	Malteserkommende Landsberg
15	Madelegütl	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
16	Thurnergütl	1/32 f	Pfarrkirche Walleshausen
16½	Roth	1/32 f	Ortskirche Walleshausen
17	Kuglmann	1/8 f	Malteserkommende Landsberg
18	Kirchenbauernhof	1/2 f	Rentamt Landsberg (Kl. Dießen)
19	Schullehrergütl	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
20	Kramer	1/16 f	Fürstl. Rentamt Landsberg (Kloster Dießen)
21	Michlbauer	1/1 f	Commende Vogach (Malteser)
22	Wirtsgut, mit Tafern (Zacherl); Zubau: Groß-Hof ohne Haus	1/8 f 1/2 f	Commende Vogach (Malteser) Pfarrkirche Walleshausen
23	Stegschuster	1/32 f	Fürstl. Rentamt Landsberg (Kloster Polling)
23½	Bachjörglschuster	1/32 f	Fürstl. Rentamt Landsberg (Kloster Polling)
24	Badergütl	1/16 f	Gemeinde Walleshausen
25	Hinteres Müllergut, Zubau Fusterbauernhof, ohne Haus	1/8 f 1/4 f	Malteserkommende Landsberg
26	Bäckergütl	1/32 f	Ortskirche Walleshausen
26½	Bechlergütl	1/32 f	Ortskirche Walleshausen
27	Schustertoni	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
28	Widenbauernhof	1/1 f	Commende Vogach

*) Anmerkung: Alle Güter der Malteser (Commende Landsberg und Vogach) gehörten bis 1773 zur Jesuiten-Hofmark Kaltenberg bzw. Jesuitenkolleg Landsberg.

Hs.- Nr.	Haus- und Hofname	Größe	Grund- und Gerichtsherrschaft
29	Schmidsgütl	1/16 f	Gemeinde Walleshausen
30	Wagnergütl	1/16 f	Gemeinde Walleshausen
31	Brennergütl	1/32 f	Rentamt Landsbg. (Kl. Polling)
31½	Marxengütl	1/32 f	Rentamt Landsbg. (Kl. Polling)
32	Mooschustergütl	1/16 f	Malteserkommende Landsberg
33	Preussgütl	1/16 f	Gemeinde Walleshausen
34	Weldlegütl	1/16 f	Gemeinde Walleshausen
35	Gässele Verdlgütl	1/16 f	Spital Landsberg
36	Zachermann	1/16 f	Gemeinde Walleshausen
37	Bäckermichlgütl	1/8 f	Commende Vogach
38	Oberer Kramer	1/8 f	Commende Vogach
39	Pfeger	1/16 f	Gemeinde Walleshausen
40	Kleiser	1/8 f	Commende Vogach
41	Schneider	1/16 f	Ortskirche Walleshausen
42	Bläslweber	1/16 f	Rentamt Landsbg. (Kl. Polling)
43	Druckergütl Zubau: Feichtbauerngütl ohne Haus	1/8 f 1/4	Commende Vogach Malteser (?) Spital Landsberg
44	Metzger Bernhard Hof	1/4 f	Malteserkommende Landsberg
45	Häuselmannsgütl	1/16	Fürstl. Rentamt Landsbg. (Okf)
46	Oberer Schuster	1/16 f	Spital Landsberg
47	Lachnergütl	3/16 f	Rentamt Landsberg (Kl. Dießen)
48	Kistler	1/16 f	Rentamt Landsberg (Kl. Dießen)
49	Gröppergütl	1/16 f	Malteserkommende Landsberg
50	Beckengütl Scherengütl ohne Haus	1/16 f 1/8 f	Rentamt Landsberg (Kl. Dießen)
51	Westerbauer	1/2 f	Spital Landsberg
51½	Zubaugütl z. Westerbauer	1/16	Spital Landsberg
52	Kistlergütl	1/8 f	Commende Vogach
53	Mollenbauernhof	1/2 f	Rentamt Landsberg (Kloster Benediktbeuern)
54	Schneiderkaspar	1/8 f	Ortskirche Walleshausen
Wabern			
1	Schneidergütl	1/16 f	Rentamt Landsberg (Wessobr.)
2	Müllerhof (mit Zubau)	1/4 f	Rentamt Landsberg (Wessobr.)
3	Maxlbauerhof	1/1	Kgl. Lehen
4	Zubau: Söldengütl mit Haus Knollerhof	1/32 1/1 f	Rentamt Landsberg (Wessobr.) Deuring'sches Patrimonial- gericht Stätzling
5	Schmiedbauernhof	1/1 f	Spital Landsberg
6	Wirtsgütl Zubau ohne Haus	1/8 f 1/4 f	Rentamt Landsberg (Polling) Rentamt Landsberg (Wessobr.)
7	Jörgbauernhof Zubau ohne Haus	1/1 f 1/4 f	Spital Landsberg Rentamt Landsberg (Wessobr.)
8	Lochergütl Sedlhof ohne Haus	1/16 f 1/4 f	Rentamt Landsberg (Wessobr.) Rentamt Landsberg (Wessobr.)
9	Nodlbauer	1/2 f	Rentamt Landsberg (Wessobr.)
10	Ehafts-Schmid (Gemeindsgütl)	1/16	Ludeigen bzw. Gemeinde
11	Hirtenhaus (1819)	1/32	Gemeinde Wabern
12	Kirche und Kirchhof		Stiftungseigentum

Siedlung aus der Hallstattzeit

Funde beim Bau einer neuen Wasserleitung

Von Anton Huber

Im Zuge des Baues der neuen Wasserleitung zwischen Stoffersberg und Hurlach wurden auf der Höhe von Unterigling interessante Funde gemacht, die hier kurz genannt sein sollen. Zwischen Unterigling und Geiselsberg, etwas südlich des Verbindungsweges der beiden Orte, wurden bei einer Begehung des Geländes vorgeschichtliche Scherben gefunden, die auf späte Bronzezeit deuten.

Etwas nördlich dieser Fundstelle wurde später ein Schacht für die Abzweigstelle Unterigling-Geiselsberg ausgehoben, in dessen Südwestecke sich eine dunkle Grube abzeichnete (siehe Bild), die Grube hebt sich deutlich vom helleren Erdreich der Umgebung ab.

In dieser Grube fanden sich sowohl Scherben aus der Bronze- wie auch der Hallstattzeit, aber auch der Laténezeit, ja sogar eine Feuersteinspitze aus der Jungsteinzeit, die von einer größeren Messerklinge abgebrochen sein dürfte. Da auch größere Teile von Hüttenlehm, den man als vorgeschichtlichen Wandverputz bezeichnen kann, aus derselben Grube geborgen wurden, kann man wohl den Schluß ziehen, daß hier einmal zur Hallstattzeit Menschen ihre Wohnungen hatten. Hüttenlehm ist daran leicht zu erkennen und sicher von anderen Lehmbrocken zu unterscheiden, weil sich die Weidenruten in ihm deutlich abzeichnen. Die Wände des vorgeschichtlichen Hauses waren nämlich gewunden oder geflochten; Wand kommt vom Zeitwort winden. Das Flechtwerk oder die geflochtenen Wände sind inzwischen längst vermodert, aber ihre Abdrücke sind in den erhaltenen Lehmbrocken noch leicht erkennbar.

Die einzelnen Scherben, Schleifsteine, das Feuersteinmesserchen und auch Teile des Hüttenlechmes sind noch im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege zur näheren Bestimmung, doch kann heute schon gesagt

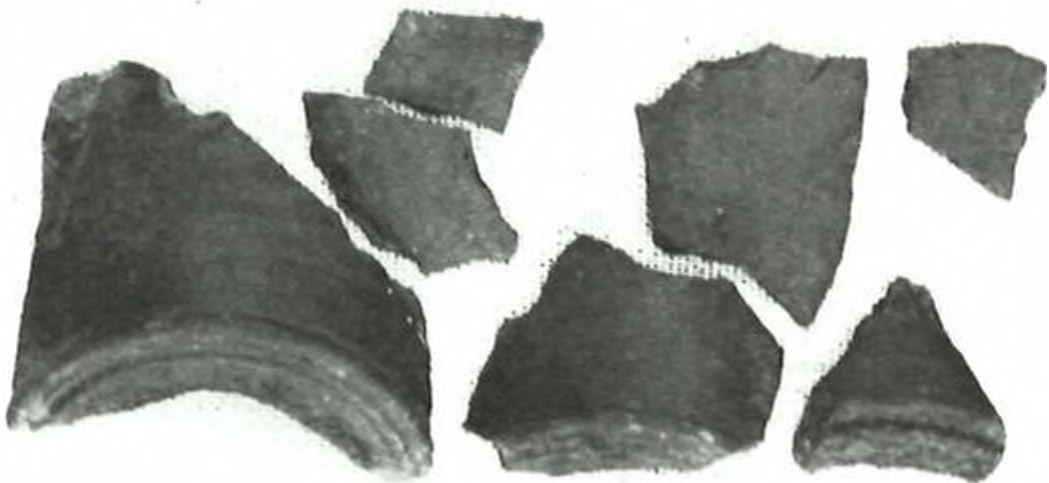
werden, daß durch die Funde westlich von Unterigling der erste hallstattzeitliche oder auch laténezeitliche Siedlungsplatz im Landkreis gefunden wurde, der aus derselben Zeit stammt wie die meisten Hügelgräber, die sich in großer Anzahl im Landkreis Landsberg finden.



„Wohngrube“ aus der Hallstattzeit zeichnet sich als dunkle Einfüllung im Wandprofil ab.



*Bodenstück und einige Wandscherben aus der Wohngrube
in Unterigling*



*Bodenstücke mit rötlich bemalten Wandscherben
aus der Latènezeit*



*Links: kammstrichverzierte Wandscherben
rechts: genoppte Wandscherben*



*Hüttenlehm aus der latenezeitlichen Wohngrube in Unterigling.
Deutlich erkennbar sind die Abdrücke der Weidenruten.*

Älteste Fabrik im Kreis Landsberg?

Vermutlich römische Werkstätte bei Weil entdeckt

Von Anton Huber

*Vermutlich handelt sich es um eine römische Werkstätte, die im Sommer 1977 in Weil ausgegraben wurde, bevor der Radlader das Gelände für einen neuen Sportplatz planierte. Die lateinische Bezeichnung dafür heißt *fabrica* (=Werkstätte, Schmiede, Bauhütte), in welcher der *faber* (=Handwerker, Zimmermann, Schmied) arbeitete. Vielleicht waren es auch Pioniere (lat.: *fabri*), die bald nach der Eroberung des Landes nördlich der Alpen in Weil eine eisenverarbeitende Werkstätte errichteten und dort ihre Eisenwerkzeuge produzierten.*

Warum kommt man zu einer solchen Vermutung? Es wurden auffallend viele Eisenschlacken gefunden, die über die gesamte Grabungsfläche verstreut lagen. An zwei Stellen innerhalb des Gebäudes wurden tiefe Gruben festgestellt, in denen sich zahlreiche Eisenteile, wie Nägel und Haken, einer davon mit einer Länge von 63 Zentimeter und einer Stärke von drei Zentimeter, und rußiger Schutt fanden. An einer anderen Stelle, im Norden des Gebäudes, war der Lehmboden ziegelrot gefärbt.

Diese Beobachtungen lassen darauf schließen, daß sich in diesem Gebäude Feuerstellen befunden haben müssen, die nicht nur zur Beheizung des Raumes, sondern wohl zur Eisenverarbeitung gedient haben. Mehrere Pfostenlöcher lassen den Schluß zu, daß vor dem verhältnismäßig großen Steinbau (27x19,5 m) ein Vorgängerbau gestanden hat, der eine reine Holzkonstruktion aufwies. Ebenfalls vorhandene Fundamentgräbchen gingen an fünf Stellen unter den Mauerfundamenten hindurch und ließen sich als dunkle Bodenverfärbungen auch außerhalb der Steinfundamente noch deutlich nachweisen. Soweit wäre auch die zeitliche Abfolge der beiden Gebäude geklärt, nämlich nach dem Holzgebäude wurde der Steinbau errichtet.

Zur Datierung der ganzen Anlage müssen die verschiedenen Funde beigezogen werden. Vor allem ist es die Keramik, die den Fachleuten zeitlich und räumlich eine sichere Bestimmung zuläßt. Wenn auch eine gesamte Untersuchung des Fundmaterials noch einige Zeit auf sich warten lassen wird, so lassen sich doch schon jetzt einige Scherben von charakteristischer Keramik datieren. Das bedeutet für Weil, für den Landstrich östlich des Lechs, eine Sensation: denn bisher hat man die frühe römische Besiedlung nur für den westlichen Teil des Flusses angenommen, weil man eben auch nur in diesem Bereich entsprechende Funde gemacht hatte, wie etwa auf dem Auerberg, in Epfach, in Augsburg-Oberhausen, in Kempten und in Bregenz. Alle bisherigen römischen Funde, seien es Siedlungen, wie in Erpfting, Stoffersberg, Obermeitingen, Haltenberg, Heinrichshofen, Sandau, Unterbeuern und Schondorf, seien es Münzen oder auch Funde aus Gräbern, stammen aus späteren Jahrhunderten, weil ja der systematische Landesausbau erst nach der Sicherung der Grenzen, des Limes, vor sich gehen konnte.

Die Stiefsöhne des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius, unternahmen im Jahre 15 vor Christus einen

Feldzug, bei dem sie die schwäbisch-bayrische Hochebene eroberten. Eine oder zwei Legionen bezogen zur Ueberwachung des Landes in Augsburg-Oberhausen ein Lager, das im Jahre 17 nach Christus wieder aufgegeben wurde. Kleinere Truppeneinheiten, die in den neu angelegten Orten Augsburg — Hauptstadt des Landes — Kempten und Bregenz lagen, sicherten das Land. Rätien, das Gebiet zwischen Donau und Inn, wurde zur römischen Provinz ausgebaut und organisiert. Ein Prokurator, Statthalter, stand an der Spitze der Verwaltung. Kaiser Claudius (10 vor Christus bis 54 nach Christus, Kaiser von 41—54 nach Christus) hob die Garnisonen im Landesinneren auf und errichtete an der Donau eine Kastellreihe an wichtigen Flußübergängen, die mit Hilfstruppen besetzt wurden. Claudius ließ auch die bereits bestehende Straße von Oberitalien nach Augsburg ausbauen, die

Via Claudia Augusta, 46/47 nach Christus.

Von der Topographie her gesehen gibt diese frühromische Siedlung in Weil auch einige Rätsel auf. Die bisher im Landkreis bekannten Römerstraßen führen verhältnismäßig weit im Westen (8 km) und im Osten (8 km) vorbei; da aber die Siedlung bereits vorher bestanden haben muß, wird es wohl auch einen Weg dorthin gegeben haben, so daß wir eben vor den bekannten Römerstraßen bereits Altwege annehmen müssen, die dann in römischer Zeit nicht weiter ausgebaut wurden.

Zur Kontinuität: In der neueren Forschung spielt vor allem die Kontinuität eine große Rolle. Gemeint ist damit die Frage, ob die einzelnen Völkerschaften, die das Land nacheinander besiedelten, Wohnplätze ihrer Vorgänger annahmen und sich ebendort niederließen, wobei es sicher vorgekommen sein mag, daß sich



Grabungsstelle in Weil (von S nach N) mit Grundmauern.



*Strichverzierte Wandscherbe
aus dunklem Ton
aus frühromischer Zeit*

Vor- und Nachfahren auch kennenlernten und sich vermischten. Diese Möglichkeit ist in Weil nicht auszuschließen, eher anzunehmen, wenn sie auch noch Hypothese bleiben muß, bis die Funde insgesamt wissenschaftlich ausgewertet sind. Die Chance besteht jedenfalls in Weil, daß die landnehmenden Römer noch auf die einheimische Bevölkerung, auf die Kelten, gestoßen sind, weil sie eben bereits in den ersten Jahrzehnten des nachchristlichen Jahrhunderts, anhand des Fundmaterials, dort nachzuweisen sind.

Etwa südlich von dem römischen Gebäude wurden 1974 und 1975 zwei ganze und eine teilweise erhaltene

Terra-Sigillata-Schale aus spätrömischer Zeit gefunden (4. Jahrhundert nach Christus), dazu ein spätrömischer Krug und ein germanischer Sax, die aus Gräbern gekommen sein dürften, da eine größere Anzahl von menschlichen Knochen an der betreffenden Stelle ebenfalls zum Vorschein kamen. Aus diesen Fakten darf wohl auf eine Kontinuität zwischen spätrömischer Bevölkerung und landnehmenden Bajuwaren geschlossen werden, die durch die Übernahme des Namens des römischen „Villa“ zum heutigen Weil untermauert wird.

Zum Schluß sei es auch an dieser Stelle erlaubt, all denen zu danken, die mitgeholfen haben, daß das römische Gebäude in Weil nicht stillschweigend weggeräumt wurde, und damit für alle Zukunft der Geschichtswissenschaft unwiederbringliche Dokumente und Zeugnisse geraubt und vernichtet worden wäre. Zuerst ist es dem Radladerfahrer zu danken, der seine zwei Jahre vorher ebenfalls in Weil erworbenen Kenntnisse nicht vergessen hatte und sofort die römischen Ziegel erkannte und den Berichtersteller durch seinen Sohn benachrichtigen ließ.

Dann gilt der Dank Dr. E. Keller vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in München, der



Großer Eisenhaken (63 cm lang) und schlüsselähnliches Eisenstück



*Zwei Hälften von zwei verschiedenen
TS-Schalen aus Weil mit
Töpferstempeln*

ebenfalls gleich zur Stelle war und nicht nur grünes Licht für eine Notbergung gab, sondern auch finanzielle Hilfe durch sein Amt zusicherte und schließlich auch beisteuerte.

Eine Grabung besteht ja nicht nur in der Fundbergung, sondern vor allem auch darin, daß schichtweise vorgegangen wird, stratigraphisch Kulturschichten abgetragen und alle Beobachtungen zeichnerisch festgehalten werden. Dafür konnte der langjährige Grabungstechniker beim Landesamt für Denkmalpflege, nunmehr im verdienten Ruhestand lebende Oberwerkmeister Wilfried Titze gewonnen werden. Eine photographische Dokumentation fertigte Polizeihauptkommissär Ernst Adolf an, der auch, soweit er Zeit hatte, mit ausgraben half. Rudolf Altenrieder, Erpftling, stellte für die gesamte Grabungsdauer einen Bauwagen kostenlos zur Verfügung. Für Ueberlassung

von Arbeitsgeräten ist der Firma Jehle herzlich zu danken. Ebenfalls unterstützt wurde das Unternehmen durch das Vermessungsamt Landsberg und durch Rudolf Schmidt, der die Grabungsfläche nivelliert und eingemessen hat. Herzlicher Dank gilt der Hubschrauberstaffel in Penzing. Finanziell gefördert wurden die Arbeiten durch das Landesamt für Denkmalpflege mit 1500 DM; 1007 DM wurden an Spenden von drei Landsberger Geldinstituten, von der Stadt- und Kreissparkasse, der Raiffeisenkasse und der Hypobank sowie von der Firma Hilti, Kaufering, erbracht; der Kreis Landsberg steuerte 736 DM bei, damit für 1621,5 Arbeitsstunden den Schülern ein Gesamtbetrag von 3243 DM ausbezahlt werden konnte. Insgesamt waren 58 Schüler und zehn Erwachsene bei den Grabungsarbeiten tätig, hauptsächlich Leute vom Ignaz-Kögler-Gymnasium. Getränkekosten in Höhe von 260 DM übernahm die Brauerei Bräuwaistl, Weilheim. Professoren der Augsburger Universität, besonders Dr. Pankraz Fried und Professor Dr. Gottlieb, zeigten nicht nur an der Grabung reges Interesse, sondern legten sich auch tatkräftig mit Schaufel und Kelle ins Zeug.

Literaturhinweis zu „Aelteste Fabrik im Kreis Landsberg?“:
Dr. G. Ulbert „Ausgrabungen in Deutschland“, Teil I, Mainz 1975, S. 420;
„Bayerischer Geschichts-Atlas“, München 1969, Karte 6a und S. 50.

Die Sage von der verschwundenen Stadt

Bisher weder eine Urkunde noch ein Bodenfund entdeckt

Von Karl Kraus

Alte Hofstetter Bürger haben mir in früheren Jahren oft davon berichtet, daß zwischen dem nordwestlichen Ortsrand und dem Schönbichl in uralter Zeit eine Stadt gewesen sei. Nun ist dies eine Sage — und nur als solche darf sie angesehen werden. Im übrigen für Menschen des technischen Zeitalters wirklich ein Unding. Man bedenke, daß weder eine Urkunde oder ein Bodenfund noch eine topographische Aufnahme darauf verweist.

Außerdem — in dieser unwirtlichen Gegend einstens eine Stadt? Unmöglich. Dennoch, das Stadtgebilde auf dem Schacherfeld muß von Generation zu Generation weitergezählt worden sein, ansonsten hätte uns die Kunde davon ja nicht erreicht.

In Hofstetten ist dieser Flurteil das Ackerfeld mit der besten Bonität, etwa einen Quadratkilometer groß; ein Plateau, dem die Flurreinigung jeden Reiz genommen hat. Heute präsentiert es sich ausschließlich als Nutzfläche ohne Strauch, ohne Gehag und ohne die vormals üblichen Haufen der abgeklauten Steine. Selbst der abgrenzende Hügel im Norden „dr Schiabichlberg“, hat den Planierraupen nicht widerstanden. Als kiesführender Moränenhügel wurde er nicht nur ausgebeutet, sondern im linearwütenden Eifer dermaßen eingeebnet, daß auch nichts mehr an ihn erinnert.

Den südlichen Teil dieses Gebietes durchschneidet seit neuesten Tagen die Schnellstraße Landsberg—Dießen in einem kühnen Schwung. Kühn, aber keineswegs im Sinne der Landschaftserhaltung, denn dem Monstrum „Arondierung der Flur“ mußte einiges Althergebrachtes weichen. So das Feldkreuz auf der Kümmernis (= alter Flurname), das an der Drehscheibe aller Feldwege in diesem Geviert stand. 1864 von Pfar-

rer Johann Geiger errichtet, waren ihm nur ganze hundert Jahre an Beständigkeit beschieden. Alter Ueberlieferung nach, mußte vorher auf diesem Platz jahrhundertlang ein Bildstock (geweiht der hl. Kümmernis) gestanden haben. In diesem Zusammenhang werden aber auch alle rautenförmig verlaufenden Wegverbindungen ausgelöscht.

Geblichen sind ökonomische Flurhandtücher von gleicher Größe, die entgegen zur uralten Nord-Süd-Richtung, nun einheitlich im West-Ost-Trend verlaufen. Soll man wirklich sagen, daß nicht der eingesessene Bauer das Erbe der Väter beherrscht, vielmehr ist es sein Traktor, dem alles geopfert wurde. Allein nach zehn billigen Jahren konnte mir kein Ackerbauender mehr den genauen Standort des Kümmernis-Kreuzes angeben.

Wenn es je die verschwundene Stadt gegeben hat, so wurde sie im 20. Jahrhundert nochmals und zwar sehr nachhaltig zerstört. Um dem Greifbaren aber nachzuspüren, muß man die Todsünden der Euroagrarsstruktur einfach ignorieren und sich dem zuwenden, was heimatgeschichtlich gilt.

Seltsamerweise gab es bis kurz vor dem ersten Weltkrieg oberhalb des abgetragenen Buckels ein Haus, von dem niemand so richtig sagen konnte, wie es eigentlich dorthin

kam: den Schönbichlschneider! Genau genommen gehörte der so benannte, letzte Besitzer zur Gemeinde Pürgen, weil die Flurgrenze haarscharf an seinem Grundstück entlanglief. Schulisch jedoch waren die Schönbichler der Gemeinde Hofstetten zugeordnet. Von jeglicher Wegverbindung nach Westen über den Wald abgeschnitten, tendierten sie ausschließlich nach Süden. Die Gemeinde und Flur Hofstetten kennt seit altersher keine Einöde und kein Einzelgehöft.

Mitte des 18. Jahrhunderts hieß es dort „beim Jodelbauer“. Nach der Konskription von 1752 und den Grundsteuerkatastern A und D von 1808 und 1814 wird „der Jodl“ als halber Hof geführt, der dem Kloster Benediktbeuren grundeigen war. In der Hofmark Pürgen eine ausgesprochene Seltenheit (Seite 176 Historischer Atlas von Bayern für die Landgerichte Landsberg und Schongau). Wie es aber vom Jodelbauer zum Schönbichlschneider kam, bleibt im Dunkel der Geschichte. Die letzten Zeichen der Ansiedelung, ein Kirschbaum und die Brunnenstelle, nahm die Flurbereinigung fort.

Für die Sage von der verschwundenen Stadt bleibt dieses einsam gelegene Haus gewissermaßen nördlichster Punkt. Auch, wenn entgegen aller Vernunft in unserer Sicht nichts mit ihm anzufangen ist. Mein Großvater hatte in diesem Flurteil einst einen Acker, der mit „beim

weißen Kreuz“ betitelt wurde. Nie aber konnte sich jemand daran erinnern, bewußt den Standort dieses Kreuzes gekannt zu haben. Zu diesem Acker führte nicht einmal ein Feldweg, er war lediglich über die Nachbaräcker aufgrund eines Fahrrechtes erreichbar.

Die Frage nach eventuellen Bodenfunden tut sich darum wie von selbst auf. Man darf davon ausgehen, daß der Bauersmann jeden Stein als seinen persönlichen Feind betrachtet, den er, falls er nicht zu groß ist, der Erde wieder zurückgibt. Das Schlagwort „vom alten Glump“ hat auch in diesem Zusammenhang seine eherne Gültigkeit. Trotzdem wurden mir vor Jahren zwei Bodenfunde aus diesem Flurteil übergeben, nämlich ein Schlüssel und die Klinge eines Messers. Vom Messer (ca. 20 Zentimeter lang) nehme ich an, daß es nach Art und Verzierung einst ein Jagdmesser war, das durchaus dem Mittelalter zugeordnet werden kann. Vom Schlüssel darf gelten, daß er jüngeren Datums ist, der Größe nach aber mehr als eine durchschnittliche Haustüre zu beschließen hatte.

Soviel der Faustpfänder und geschichtlichen Unterlagen aus dem Feld der verschwundenen Stadt. Geblieben ist die Sage, die, so unwahrscheinlich die Gegebenheiten auch sind, nur darum aufgezeichnet wurde, um nicht auch noch in Irrungen und Wirrungen unseres Jahrhunderts unterzugehen.

Karolingische Funde aus Sandau

Von Hermann Dannheimer, München

Schon seit langer Zeit wird im Gelände der St.-Benedictus-Kirche von Sandau (Stadtgem. Landsberg a. Lech, Oberbayern) ein kleines frühmittelalterliches Kloster lokalisiert¹. Über seine kurze Geschichte ist jedoch nur wenig Konkretes bekannt. Es dürfte lediglich feststehen, daß Kloster Sandau wie Benediktbeuern (mit dem es in enger Verbindung stand) und eine Reihe anderer bayerischer Klöster (u. a. Schlehdorf, Wessobrunn, Polling) von den Brüdern Landfrid, Waldram und Eliland aus dem Geschlecht der Huosi um die Mitte des 8. Jahrhunderts (vielleicht 753) gegründet worden ist. Die wichtigste Nachricht scheint aus dem Jahre 769 oder 770 zu stammen, wo unter den Teilnehmern der Synode von Dingolfing der Klostersvorsteher Alpuni genannt wird, der als Vertreter Sandaus gilt. Kloster Sandau hat die unruhigen Zeiten der Mitte des 10. Jahrhunderts nicht überdauert; sein Besitz wurde Benediktbeuern entfremdet. Erst im 14. Jahrhundert konnten offenbar manche Rechte wieder zurückerworben werden².

Von den ehemaligen Klostergebäuden bewahrt heute lediglich die kleine Kirche noch die Erinnerung an die einstige Mönchs-niederlassung, freilich auch sie nur in mehrfach von Grund auf veränderter Gestalt. Allerdings haben sich doch einige unscheinbare Reste von den karolingischen Bauten, bzw. richtiger von deren Ausstattung, bis heute erhalten, die aber nicht die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gefunden haben.

Im Jahre 1970 übergab der Historische Verein von Oberbayern der Prähistorischen Staatssammlung München als Nachzügler einige bayerische Bodenfunde³, die sich in den Kellerräumen des Stadtarchivs München in einigen in Vergessenheit ge-

ratenen Kisten aufgefunden hatten. Darunter befanden sich auch zwei Architekturteile, die hier kurz bekanntgegeben werden sollen.

In einem Fall (Abb. 1, 1) handelt es sich um ein stark beschädigtes kleines Kapitell aus Kalkstein, das durch einen kräftig profilierten Rundstab vom angearbeiteten Säulenstumpf (Durchmesser 13,7 cm) abgesetzt ist. Von den beiden Reihen

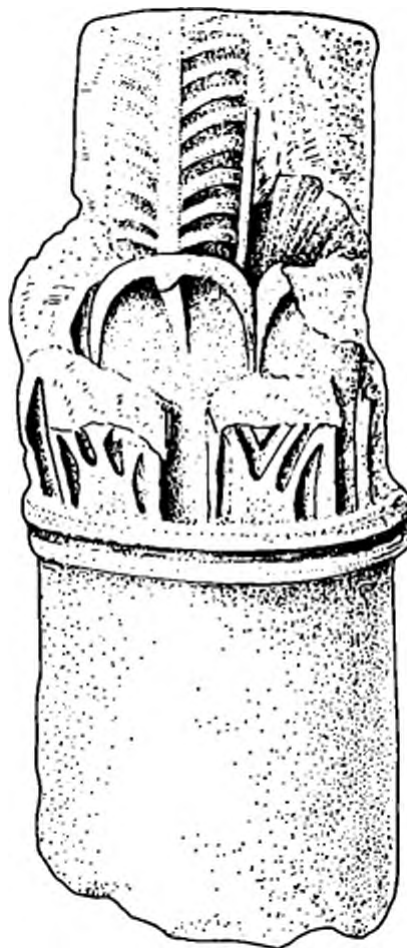


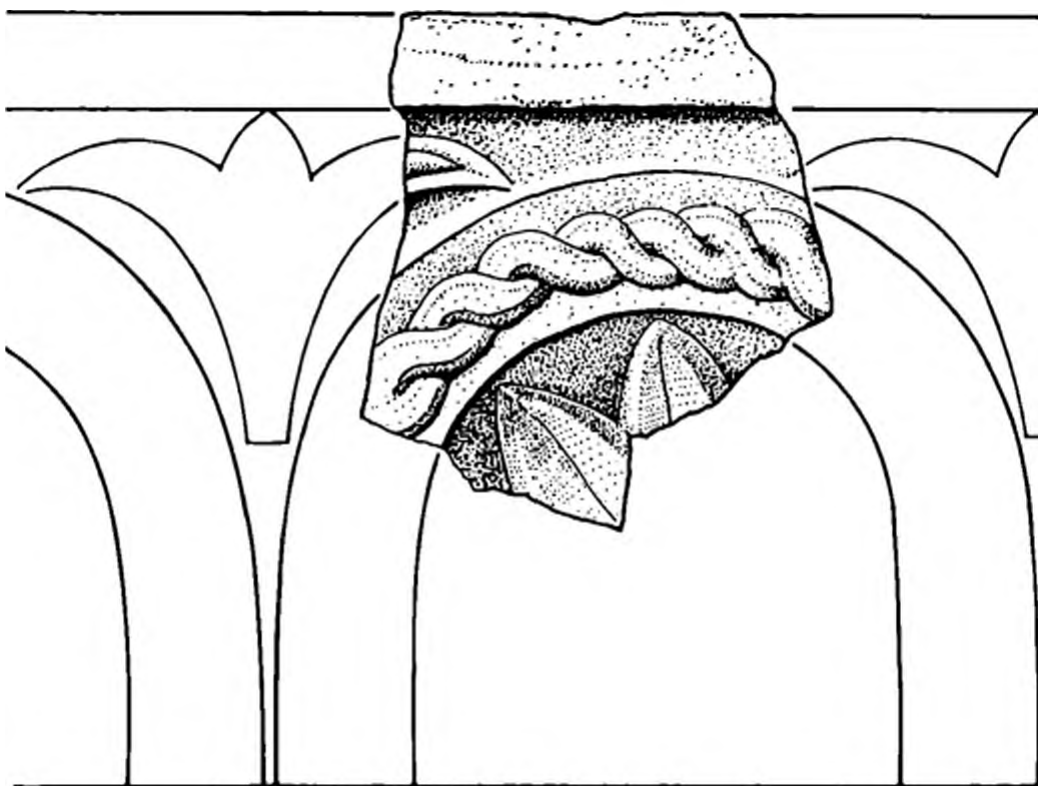
Abb. 1: Kleinkapitell (1) und Muschelfriesbruchstück (2) der Karolingerzeit in Sandau. Abb. 1, 1 links, 1, 2 rechts.

der Blätter tragen die unteren, die „Kranzblätter“, kräftige Vertikal-furchen. Die „Hochblätter“ sind da-gegen nahezu ungegliedert. Vom Oberteil des Kalathos (Kapitellkör-pers) ist die ursprüngliche Ober-fläche kaum mehr erhalten. Deutlich ist nur noch ein fast die gesamte obere Partie einnehmender tannen-reisartig gegliederter kräftiger Ver-tikalwulst erkennbar⁴. Die Gesamt-höhe des Fragments, das auch am unteren Ende unvollständig ist, be-trägt noch 30 cm.

Auch bei dem zweiten Stück (größte erhalten: Höhe 11 cm) han-delt es sich um ein Kalksteinfrag-ment, das allerdings — im Gegen-satz zum anderen — nur einseitig verziert ist (Abb. 1, 2). Unterhalb einer ungegliederten Randleiste ist innerhall eines mit einem zweifädi-gen Flechtband geschmückten Bo-gens der Rest einer muschelartigen Vertiefung erhalten, die — plastisch herausgearbeitet — noch zwei Blät-ter einer (wie wir nach den Analo-

gien rekonstruieren dürfen) halben Rosette erkennen läßt. Außerhalb des Halbhogens ist außerdem ein Blattende sichtbar, das zu einem Dreiblatt zu ergänzen ist. Trotz der Bruchstückhaftigkeit ist eindeutig, daß das Fragment vom vorspringen-den oberen Abschluß einer Schran-kenplatte⁵ (wie Abb. 2, 2) oder vom separat gearbeiteten (balkenartigen) Bekrönungsfries einer steinernen Schrankenanlage⁶ (wie Abb. 2, 1) stammt.

Aus den Fundunterlagen⁷ geht her-vor, daß die beiden Sandauer Fund-stücke im August 1876 vom damaligen Landsberger Bezirksamtmann (Maier?) an den Historischen Verein von Oberbayern als Geschenk über-sandt worden waren. Das Begleit-schreiben besagt, daß das „Ornament-Fragment“ vom Uebersender „neben der Kirche in Sandau“ gefunden worden sei. Das „Fragment einer Halbsäule mit Kapitäl“ sei dagegen „in einer Kiesgrube daselbst vor län-gerer Zeit“ bereits gefunden wor-



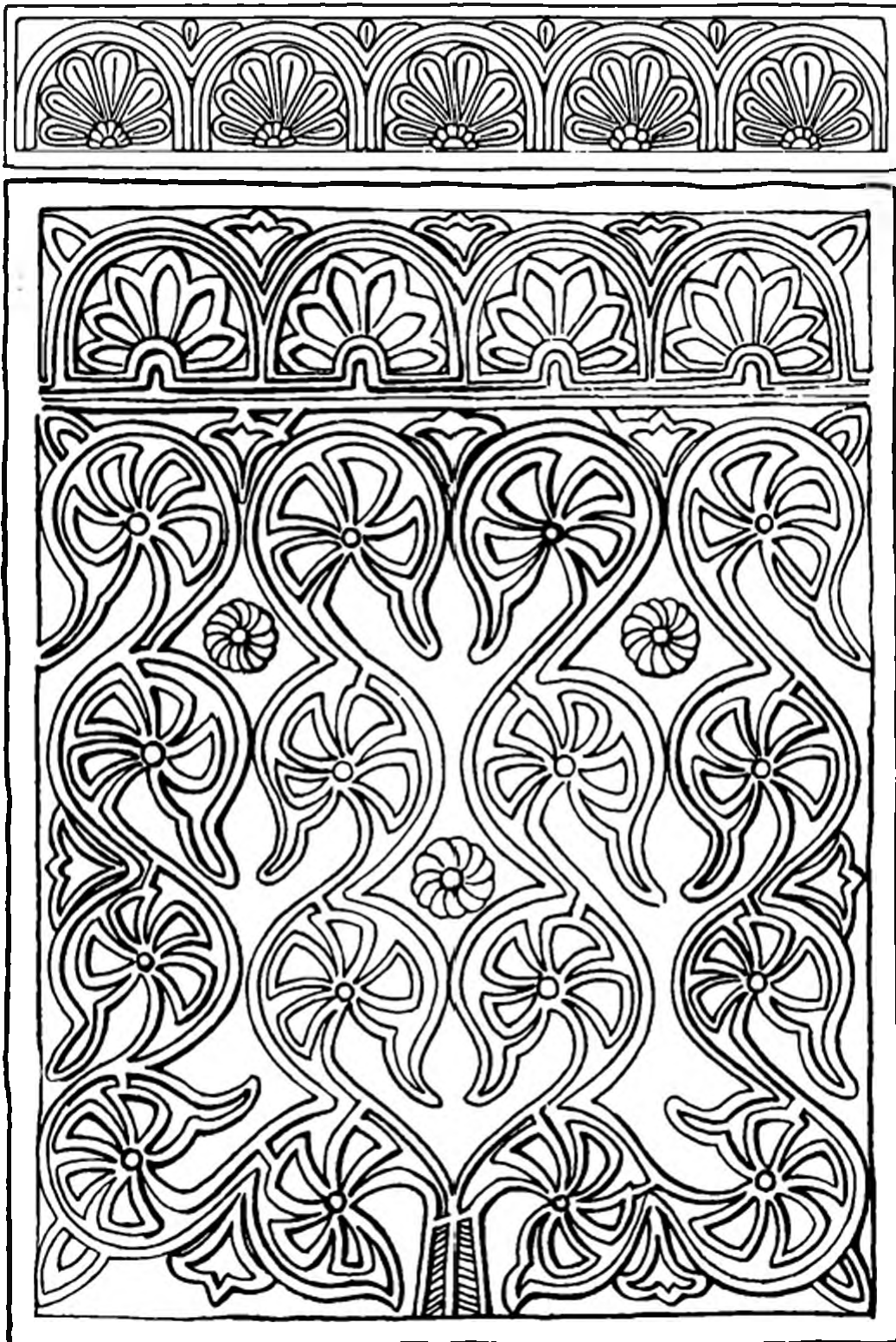


Abb. 2: Architekturteile aus Kloster Frauenwörth im Chiemsee (1) bzw. in der Kirche von Gstadt am Chiemsee (2). Italienischer Marmor (1) bzw. Sandstein (2). Abb. 2, 1 oben, 2, 2 unten.

den. Schließlich wird noch berichtet, daß es „der Kgl. Notar Herr Heinrich Zintgraf aufbewahrt hatte“⁶. Während der Stifter die Bedeutung des selbst gefundenen „Muschelfries“-Fragments verständlicherweise nicht erkannt hatte, führte er zu dem Kleinkapitell völlig zu Recht aus: „Dieses Fragment dürfte vielleicht von der ersten Kirche des Klosters in Sandau herrühren“.

Es soll hier nicht der Versuch einer genaueren zeitlichen Einordnung der beiden Bruchstücke auf Grund stilistischen Vergleichs gemacht werden. Er muß der geplanten Vorlage aller einschlägigen Funde aus Südbayern vorbehalten bleiben. Angesichts der beachtlichen Qualität, die das kleinere Fragment wegen seines besseren Erhaltungszustandes erkennen läßt, ist es aber wohl berechtigt, die Teile mit der Blütezeit des Klosters in Verbindung zu bringen. Diese hat nach der eingangs referierten spärlichen historischen Ueberlieferung offenbar im Anfang der kurzen Geschichte der Sandauer Mönchsgemeinschaft, also im jüngeren 8. Jahrhundert bereits, gelegen. Angesichts der konkreten Hinweise auf das karolingerzeitliche Kloster in historischer Ueberlieferung und archäologischem Befund ist es unabhängigbar, die unmittelbar bevorstehende bauliche Sicherung der einsturzgefährdeten und arg verwahrlosten Kirche, die mit erheblichen Eingriffen in den Untergrund verbunden ist, zum Anlaß einer gründlichen archäologischen Untersuchung zu nehmen.

Anmerkungen:

⁶ Der folgende Beitrag ist in gleicher Form erschienen in Deutingers Beiträge, 31, 1977.

¹ Vgl. z. B. J. Dellinger, Sandau, ehemaliges Benediktiner-Kloster und Dorf mit Marktrechten am Lech. Oberbayerisches Archiv 7, 1846, 168 ff. mit Zusammenstellung der wichtigsten Quellen.

² Vgl. Dellinger a. a. O. — Zweifellos wird die Bedeutung des mittelalterlichen Ortes aber arg über-

schätzt. So auch bei E. Pflanz, Landsberger Geschichtsblätter 73/74, 1974/75 11 ff., der historische Ueberlieferung und Legendäres nicht eindeutig trennt.

³ Den Hauptteil seiner archäologischen Sammlung hatte der Historische Verein von Oberbayern bereits im Jahre 1937 an das prähistorische Fachmuseum übergeben. Vgl. H. Dannheimer, 90 Jahre Prähistorische Staatssammlung München. Bayerische Vorgeschichtsblätter 40, 1975, 1 ff., bes. 24.

⁴ Von ihm ist eher anzunehmen, daß er die Stelle der Voluten des antiken korinthischen Kapitells eingenommen hat, als daß er an der Stelle des Helices steht. Eine ähnliche „Rippung“ finden wir übrigens an einem karolingischen Kapitell aus Speyer (F. Sprater Königspfalz und Gaugrafenburg in Speyer [1947] 9 Abb. 3).

⁵ Diese Form der Schrankenplatte ist häufig bezeugt. Aus Bayern z. B. am bekanntesten sind entsprechende Stücke aus Ilmmünster (Landkreis Pfaffenhofen a. d. Ilm) und Gstadt am Chiemsee. — Ilmmünster: E. Doberer: Die ornamentale Steinskulptur an der karolingischen Kirchengruft. In: Karl d. Große, herausgeb. von K. Braunfels u. H. Schnitzler 3 (1965) 226 Abb. 18; Gstadt: Th. v. Bogyay, Karolingische Skulpturen am Chiemsee. Nachrichten des Deutschen Institutes für me- rowing. und karoling. Kunstforschung 3, 1953, 1 ff. Abb. (1) und (2); ders., Das Münster 13, 1960, 236 Abb.

⁶ Vgl. z. B. ein Stück aus Frauenchiemsee (Kloster Frauenwörth): H. Dannheimer, Führer durch die Abteilung Frühes Mittelalter der Prähistorischen Staatssammlung München (1976) 29 mit Taf. 7, 1.

⁷ Archiv der Prähistorischen Staatssammlung München.

⁸ Im gedruckten Sammlungskatalog des HV Oberbayern ist nur das Kapitell aufgeführt. Vgl. J. Würdinger, Die Alterthums-Sammlung des historischen Vereines von Oberbayern (1884) 59 Nr. VI B, 3.

Lechrainer Sprache aus rauher Kehle

Holperige Mischung aus verschluckten und nur angedeuteten Vokalen

Von Karl Kraus

Lechrainisch als Umgangssprache zu sprechen, mag für den Unkundigen vielleicht die Ausdrucksweise eines Hinterwäldlers sein. Dem Kenner aber ist dieser unfeine, rauhkehlige und in der hochdeutschen Sprache weitestgehend unverständliche Dialekt, noch eine Perle der Unverdorbenheit. Inhalt und Aussage werden stets an seiner Lebendigkeit gemessen. Sie unterliegen zwangsläufig dem Wandel der Zeiten, der äußeren und unabdingbaren Einflüsse, so daß auch im sogenannten landsmannschaftlichen Reden ein immerwährender Umbruch anhält. Schließen wir ein, daß das dörfliche Sprachgefälle im überörtlichen Gebrauch etwas als unintelligent erachtet wird, und schon werden diejenigen Worte und Ausdrucksformen ausgeschieden, die als unpassend und deprimierend erkannt werden.

Der Zug zur Sprachvereinfachung und Anpassung ist dementsprechend dann unverkennbar und auch unaufhaltsam. Das Ergebnis dieses Vorganges ist die Verflachung, die Ein ebnung eines in Jahrhunderten gewachsenen Dialektes und — was besonders zu bedauern ist — die Uniformierung der Sachausdrücke.

Dem Untergegangenen nachzuspüren ist demnach zwecklos, denn zu bewahren und aufzuzeichnen gilt nur das Lebendige. Relikt der angekreideten Rückständigkeit — oder doch die eigenständige Form der Verständigung?

Einflüsse der Umwelt abzuwehren, ist dem Menschenschlag zwischen Lech und Ammersee kein Novum, weil ihm das Hangen an der Heimat doch zutiefst eigen ist. Andererseits aber will er nicht als ungebildet gelten. Große Beachtung muß darum finden, daß hierorts der allmächtige Sprachfortschritt noch nicht arg an Boden gewonnen hat. So besehen, ist das Ergebnis der nachfolgenden Exkursion immer noch erfreulich und im Sinne der Bewahrung nicht alarmierend.

Den Leuten auf's Maul schauen, beziehungsweise die Laute der Kind-

heit wiederzuhören, kann fürwahr ein Ohrenschaus sein. Zu schämen braucht sich schließlich niemand, wenn er ungekünstelt und unbefangen das spricht, was ihm vertraut und in die Wiege gelegt wurde. Bei der Abfassung der „Ausdrücke auf dem Lechrain“ wurde konsequent darauf verzichtet, schwäbische, altbairische und aus dem Allgäu aufgenommene Idiome einzubringen. Obwohl vorhanden, entbehren sie der echten und der sprachlichen Bodenständigkeit.

Die Aufzeichnung als solche ist nicht die Folge einer langwierigen Forschung, sondern nur die Vertiefung in die heimatlichen Laute während eines dreiwöchigen Sommerurlaubs. Bezogen auf den lechrainischen Sprachraum, gilt sie für das Mittelland und daraus exakt auf die drei im Waldkranz liegenden, eng verbundenen Ortschaften Hofstetten, Hagenheim und Obermühlhausen.

Einführung in die Sprechweise

„Insr ree-idà“ ist nicht die Sprache der Eleganz und der geübten Zunge. Vielmehr ist es eine rauhe, holperige Mischung von verschluckten und nur angedeuteten Vokalen; besonders am Wortende. Der Konso-

nant wird häufig scharf und eckig formuliert. Das „o“ im Wortgefüge wird oft auf „u“ gedehnt (Beispiel: Houfschtee-idà = Hofstetten) gesprochen. Ebenso alle Vokale am Wortanfang breiten bzw. verdoppelt, jedoch nicht, wenn das harte, kehlige, fast tirolerisch sich anhörende „K“ dem Vokal folgt. Vokale am Wortende werden kurz und mit Färbung hingeworfen. Eine große Rolle spielt dabei das „A“, das kein reines ist und sich niemals wie im schwäbischen ausbreitet. Mehr als verkümmert kurzer Selbstlaut anzusehen, liegt die Färbung zwischen „o“ und „a“. Aneinandergereihte Vokale lassen das Altbayerische anklingen (Goßlschtekà = Geißlstecken) und sind knapp gebunden.

Auffallend ist die Raffung der Konsonanten, die in der Aussprache fast immer dominierend sind und verdoppelt, ja sogar verdreifacht werden (dr Pfennr = jammerndes Mannsbild oder kofffà = kaufen). Will sich einer in der Mehrzahl ausdrücken, so wird dem Hauptwort

gern ein „ch“ angehängt (Beispiele: Nuß = Nüsse = „Nussàch“, aus dem Maß Bier werden „Moßàch“ und aus dem Hafen „Hefàch“). Abgerundet wird der sprachliche Ausdruck durch nur angedeutete Zischlaute.

Um aber hinter die Geheimnisse eines Lechrainer Dorfdialektes zu gelangen, muß man mit ihm aufgewachsen sein. Ansonsten sind die Mühen zur Erlernung doch von mäßigem Erfolg.

Bemerkungen:

à = mit Färbung auf o und kurz gesprochen;

- = besonders gedehnt mit einer winzigen Unterbrechung;

k = scharf und kehlig.

Die nachfolgenden Ausdrücke und Redewendungen wurden nach Hyazinth Wäckerle (schwäbisch) und Karl Fliegauß (Peitinger Ausdrücke) überprüft.

- Dr Daddi = kindlich der Vater
- dr Dee-idà = der Tauf- oder Firmpate
- dr alt Maulauf = scherzhaft der alte Depp, Maulauf ist etwa der Linkische, der Dumme
- dr Klachl = ein vierschrotiges starkes, doch ungelinkes Mannsbild
- dr Hennàdupfr = der Mann der keine Frau bekommt
- dr Dusàrottlr = ein Mann der überall herumschmiert und hinter den Weiberröcken her ist. Es müßte eigentlich Busenrottlr heißen. Tanzt jemand sehr eng, so spricht man ebenfalls von einem Dusàrottlr
- dee-is isch a Beer = ein dreckiger, schmutziger Geselle
- henkt see-in Pflee-itschl raus = er hängt seine Zunge heraus
- der isch lautr = er kann keinen Nachwuchs zeugen
- der isch beerih = er ist bärig beisammen, sozusagen ein Kraftmensch
- dr Schniaggl = das Kinn
- dr Kripppl = Bezeichnung für nicht artige Kinder beiderlei Geschlechts
- s Biawlà = das Büblein
- s Mearlà = das Mädchen

d Mearlin	= mehrere Mädchen
see-i Mearlà	= sein Mädchen, seine Geliebte
d Kachl	= eine dicke Frau oder ein großes Behältnis
du loahligà Fuud	= du aufdringliches Weib
duà It gar so loahl	= sei nicht so aufdringlich und verbohrt in eine Richtung
Schiámeahl mohlà	= Süßholz raspeln, sich anbiedern
machmr bloß koani	= mache mir keine Ungelegenheiten, sei vernünftig
Kweschtionà	
kahsch mih fümfrlà	= du kannst mir einen Fünfer schenken, ich mache dir kein Zugeständnis
d Brenndà	= ist zwar das hölzerne Krautfäß, meistens aber eine ziemlich rundliche Frauensperson
s Sunntànowàdgvand	= das Frauenkleid für den Sonntag-Nachmittag
d Gungl	= der Frauen-Hoagascht, bei dem früher Stroh geflochten wurde
s Kaamrschtiaglà	= die im Aussterben begriffene Kammerstiege, d. h. von der Wohnstube in den oberen Stock
d Kimikaamr	= die Kaminkammer, meist die mittlere Kammer durch die der Küchenkamin führt
s Kee-imrlà	= die kleine Kammer
s Bachheislà	= das Haus zum Brotbacken, einst Attribut eines jeden Bauernhauses
d Bacherlin	= das Kleingebäck, Weihnachtsgebäck
d Küachlin	= ausgezogener im Schmalz gebackener Hefeteig, daraus der Spruch:
„gebts mr doch ouh à Fasanachtsküachlà	= die Kinder der armen Leute durften früher zur Fastnacht mit diesem Spruch betteln gehen
s Oarloablà	= ein mit Zucker vermengtes Eiergebäck
mahsch eppr ouh à Oufànuhl	= möchtest du vielleicht eine Ofennudel; das lechrainische Nationalgebäck
s Breasalà	= der Brosamen, die kleinste Kleinigkeit
a Beggala	= ein kleines Stückchen
dr Furtà	= die Schürze, gemeint ist hauptsächlich der blaue, früher übliche Männerschurz
d Batscherlin	= die Hausschuhe
d Blachà	= die Decke, auch Zudecke
d Schalà	= die große Tasse für den Malzkaffee
s Keerlà	= die irdene Milchsatte
s Kaahr	= die eckige Bratpfanne, unerlässlich zum Ofennudelbacken
dr Degl	= der flache Kochtopf
s Bougàhefalà	= der Kochhafen der Waldarbeiter
d Dokànandl, so Dokalà	= die Puppe
d Gschdaddl	= die Papiertüte
d Klubberlin	= die Wäscheklammern

d Schurà	= die Schaukel, früher ausgesprochen zur Kirchweih zum Kindervergnügen in der Tenne oder im Obstgarten aufgemacht
dr Louwàkretzà	= der Schindelkorb für das Gras und Laub
dr Kreeel	= in den Alpen der Krai, die Haue zum Reisigmachen
dr Geetr	= der Gatter, der Zaun
s Geetrlà	= hier ist im Gegensatz zum Gatter stets der Türdurchbruch gemeint
dr Koascht	= der Getreidekasten, das Behältnis für das Getreide
dr Drischl	= der nicht mehr gebrauchte Dreschflegel, auch Abfall beim Dreschen
s Kree-idr	= das Geräder zum Aufbocken des Pfluges
s Gloach	= der Ausgleich beim Waagscheit eines von Ochsen oder Pferden gezogenen Wagens
dr Baahschlità	= der Schneepflug
dr Boarzà	= das gehackte Reisigbündel
s Dox	= das Fichtenreisig
d Daahnuhl	= der Tannenzapfen
d Farrchà	= der Föhrenbaum
Brigàlà machà	= aus Reisig Kleinholz machen
warsch beim shtokà	= warst du beim Stöckeherausmachen im Wald
ind Hollbee-ir gangà	= zum Himbeerpflücken gehen
Guggàleràbirà	= die Goo-glore-Birne, gleichlaufend der Ausspruch:
du birschmr à rechtr Guggàlori	= du treibst einen ausgefallenen Schabernack, ein Durchtriebener
d Gurwàlà-Sunnà	= fast nicht erklärbar, soviel wie der stehende Sonnenschein zwischen zwei Gewittern
dr Schaur	= der Hagelschlag
s Drouf geahrt	= es regnet, die Dachrinne läuft, unter „Drouf-rinnà“ war immer die hölzerne Dachrinne gemeint
dr Boarwind	= der Ostwind, der Wind aus dem Altbaierischen
heint geahrt dr hint'r Wind	= der Westwind
heint shtiabts dauß	= heute ist Schneesturm
d Geahwindà	= die Schneewehe
heint isch hehl dauß	= heute ist es draußen gefroren
heint isch hoatr	= heute taut es auf
heint isch abr geschwüli	= heute ist es aber schwül
dr Kroog	= die Krähe
du Kroogàkopf	= beleidigender Ausdruck, der auf das Aussehen anspielt
an Seeà nah	= an den Ammersee hinunter

z Enterkinning dent	= in Entraching drüben, hier wird immer noch die alte Schreibweise gebraucht
heint kee-mà d Andexr minh Kreiz	= gemeint sind die Wallfahrer aus dem eigenen Dorf, die aus Andechs zurückerwartet werden (Hofstetten geht noch heute am Pfingst-Dienstag)
bisch bei dià Kuddà-brunzr gwee-is d Buàhd	= warst du auf Besuch in einem Kloster. „Kuddà-brunzr“ ist scherzhaft ein Klosterinsasse = die Point, der Graspark beim Haus
dr Loach (Guggàloach, Zentàloach)	= Laich, das mit Buschwerk durchsetzte, doch nasse Feld
a Mee-ihna	= ein Gespann Pferde beim Ackern
a Oxàmee-ihna	= ein Gespann Ochsen
dr Beerl	= der Eber, auch auf einen Wasserscheuen bezogen
Buà du kimsch in Koutr	= Bub du wirst eingesperrt, du kommst in den Kotter
mih Lettà it	= meiner Lebtag nicht
sei it deppih	= sei nicht dumm
mahsch dee-is	= möchtest du das
den hou ih gschaft	= den habe ich aber hereingelegt, auch fortgejagt
ahgschmach sei	= nicht launisch und ekelhaft sein
gneschdi sei	= der Glust, das Gelüste auf süße Leckereien
arwàdà	= arbeiten, das schwäbische „Schaffen“ ist als Ausdruck nicht gebräuchlich
müähli sei	= übereifrig, mit der Arbeit nicht aufhören können
schinagglà	= Tag und Nacht arbeiten und doch nicht viel erreichen
kualsch sei	= grob sein, grob anfassen
ahfoutzà	= abfieseln, einen Knochen abnagen, daraus:
er hot si gei ahgfoutzt	= er hat sie vor lauter Liebe halb aufgefressen
wurki	= hagebuchen, trotz Sünden wider die Gesundheit stabil
der schtixlt	= er geht krumm oder zieht einen Fuß nach
dr Fuam	= der Schaum des Bieres, daraus:
gei gfuamt hotr	= der schäumte vor Wut
schbiassig	= arg mager
vrwoari	= schlecht, verdorben, auf die Person bezogen verlottert, nichts auf sich haltend
schnegglà	= an der Türe rütteln
rottlà	= locker machen, rütteln, beim Aneinandergeraten zweier Männer auch schütteln
vrchnegglà	= das Geld unüberlegt für Tand und Süßigkeiten ausgeben
deischdi	= feucht, sich nass anfassen
d Grobbel	= die Finger, daraus:

ahgrobblà	= hauptsächlich wenn ein Mann eine Frau oder ein Mädchen unerwünscht anfaßt
schlarfà	= reden, ein bedeutungsloser Diskurs, daraus:
s Gschlarf	= meistens eine vielsprechende Frau, kann aber auch ein Mann sein, der sich gerne reden hört
hald dei Fozzà	= halt deinen Mund
zannà	= zähnen, weinen
wetschà	= beim Gehen nicht die Füße heben, daraus:
vrwetschà	= etwas zertreten, zertrampeln
brunzà	= Wasser machen, bieseln
bisch dolpàt	= bist du tollpatschig
krewlà	= krabbeln, kriechen
fetschà	= einbinden, umbinden, stützen
lretschà	= klatschen, etwas glatt oder waagrecht schlagen, daraus:
dr Bretschr (Fliegà- bretschr, Mischbretschr)	= ein Gerät zur nebenstehenden Verwendung
fochà	= fangen
er hot mih eigfocht	= er hat mich eingefangen
warglà	= im Dreck wälzen, auch das Rollen von Baumstämmen im Wald
kliewà	= Holz spalten
heglà	= kann sowohl das Hakeln zweier Kontrahenten, wie das Hacken der Garten- und Feldfrüchte sein
ee-icharà	= Aehren lesen nach der Getreideernte
mahr, dia Biirà isch	
mahr	= mürbe, die Birne ist mürbe
schlieferà	= auf dem Eis im Winter schleifen
klukarà	= schussern, das Schusser- oder Murmelspiel, das nur im Frühjahr nach dem Abtauen betrieben wird
hübscher	= passen beim Handeln, einem Kartenspiel, das im Aussterben begriffen ist
ochrlà, ochrlà	= Ausdruck des Wehtuns bei einer Verletzung
douwà	= droben
ihwrschi	= über sich, oberhalb
dem bih ih ihwrschi	= dem bin ich überlegen
ahhee-iwà	= allmählich, vielleicht

Ein Hochaltar von Lorenz Luidl

Aus den Kirchenrechnungen von St. Benedikt in Sandau (1628—1760)

Von Wilhelm Neu

Im ehemaligen „Fronvestturm“, der an der Nordwestecke der ältesten Landsberger Stadtbefestigung steht¹⁾, sind derzeit noch — neben anderen Akten, vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert — verschiedene Bestände von Kirchenrechnungen „ausgelagert“, die dem Pfarrarchiv gehören. Der Berichtersteller hat sie im vorigen Jahr durchgearbeitet²⁾ und ist dabei auf recht interessante und bisher noch unbekannte archivalische Aufzeichnungen gestoßen.

Es handelt sich im einzelnen um die Heiligenrechnungen der Dreifaltigkeitskirche im Friedhof (1628—1718), von St. Katharina (heute Krlegergedächtniskapelle) und St. Ulrich in Spötting (1628—1713), St. Stephan beim Stillerhof (1628—1756), der abgegangenen Pfarrkirche Pössing und der Pfarrkirche St. Johann in Pitzling (1691—1760) sowie von St. Benedikt in Sandau (1628—1760). Jeder Jahrgang ist einzeln gebunden und mit doppelten Lederriemchen zum Zubinden versehen.

Dieser Beitrag zur Bau- und Kunstgeschichte der Sandauer Kirche nach archivalischen Quellen soll an den ausführlichen Bericht von E. Pflanz in den „Landsberger Geschichtsblättern“ anknüpfen³⁾; er soll außerdem mithelfen, die Aufmerksamkeit auf das geschichtlich so reiche Gotteshaus wachzuhalten, mit dessen Restaurierung hoffentlich bald begonnen werden kann.

Selbstverständlich werden aus den Rechnungen nur die wichtigsten Einträge wiedergegeben; bei Zitaten wurde der Wortlaut absichtlich unverändert beibehalten. Der bemerkenswerteste Eintrag bezieht sich zweifellos auf einen neuen Hochaltar, den der junge Bildhauergeselle Lorenz Luidl noch vor Ausstellung seines Lehrbriefes (am 16. 7. 1668) und ebenso vor seiner Heirat in Landsberg (12. 8. 1668) verfertigt hat⁴⁾. Dieser Altar — der leider

längst verschollen ist — stellt also die allerfrüheste, archivalisch gesicherte Arbeit des großen Landsberger Bildhauers dar.

1628

Stephan Sponfelder, Kistler, hat den Friedhof „eingedillt“ (d. h. mit einem Bretterzaun umfangen⁵⁾)

1630

Sakristeidach repariert

1641

Simon Selder, Kistler, erhält für Einfassung des Hochaltars und für einen neuen Kasten in die Sakristei 13 fl. Das von feindlichen Truppen verbrannte Mesnerhaus wurde neu erbaut

1642

Georg Schliem, Maler, hat 3 Antependien bemalt (5 fl.). Hans Georg Schuler, Maler, hat die Apostelkreuze renoviert und ein Kruzifix gefaßt

Simon Selder, Kistler, macht 16 Kirchenbänke und streicht sie mit „Nußfarb“ (27 fl.)

1650

Georg Graf, Bildhauer, hat „St. Anna und St. Benedicti Bildtnus gebesert“ (2 fl. 30 kr.)

1651

Pfarrer zu Sandau erwähnt

1661

hat Hans Storck, Kistler, „eine Nueß aufgestochen“ (d. h. elne hölzerne Dachrinne ausgehackt)

1662

Neubau des Mesnerhauses erwähnt; offenbar noch ein Holzbau: beteiligt der Zimmermeister Bartholomä Falgele und der Maurermeister Simon Sedlmayer (Gesamtkosten 522 fl.)

1665

die Kirchenstiftung Sandau leiht der Stadtpfarrkirche 480 fl.^o)

1667

neue Glocke im Gewicht von 91 Pfd. von Hermann Kippo, Glockengießer in München (50 fl.)

1668

neuer Hochaltar: „Den 11. Aprilis dises jahrs haben die Kirchenpflieger auf anbevelch (Befehl) eines er samen Raths mit Herrn Dechanten wegen machung eines Choraltars nach Sandau conferiert, hernach im Gottshauß mit dem Bilthauer, Maller und Kistler einen Augenschein eingenommen und verzört 1 fl. 2 kr.

Hierauf solcher Choraltar durch Jacoben Schweller, Küstler allhie mit allen Zieraten gemacht und deme hierfür laut Zetls accordiertermassen bezahlt worden 34 fl. Dessen gesöllten trinckhgelt 30 kr.

Lorenzen Loidl, Bilthauer gesöllten von Mehring, daß er zu obigem Choraltar St. Afra und St. Scholastica Biltnussen geschnizlet, darfür 20 fl., dan Gott den Vatter 6 fl., zween Tachung Engl 9 fl. und 3 Engls köpf 5 fl., thuet zusammen 40 fl. Daran Ihme aber 5 fl. abgebrochen und laut Zetls zalt worden 35 fl.

Franz Guggenberger, Maller, alhie von dem neuen Choraltarplat St. Benedicten Biltnuß, wie derselb gestorben, zu mallen, dann den Altar sambt den Nöbenpiltern (Seitenfiguren) zu fassen, laut Zetls yber 1 fl. Abbruch zalt 103 fl. Dessen Gesöllten Trinckhgelt geben 45 kr.

Dan so hat man die gefasste Bilter zu solchem Altar nacher Sandau tragen und im beysein der Kürchenpflöger aufrichten lassen, hiernach verzört und sambt dem Tragerlohn verzört worden 1 fl. 24 kr.

Absonderlich haben der Bilthauer und Kistler sambt iren Leuthen nach dem Aufrichten der Altar Pilter bey

Martin Groß Prauern angeschaffter maßen verzört 1 fl. 30 kr.

1683

Michael Settele, Maurermeister, für 2 „Rundell Fenster“ auszubrechen, im Chor das Pflaster neu zu machen, den „Schießer zu verwerffen“ (Giebel verputzen) und die Kirche zu weißeln 13 fl. 28 kr.

1684

Hans Martin Glaz, Kistler, „umb zween neye Seithen altär“ (jeder 15 Schuh hoch) 60 fl. 7)

Sebastian Kamb, Maler, für 2 Seitenaltarbilder (2x4½ Schuh groß), dann „4 Blättl in die obere und untere Feldung“ (=je ein kleines Bild in Auszug und Predella) 28 fl. dann einen lebensgroßen Kruzifix zu fassen (3 fl.), 12 Apostelkreuze zu malen und eine Sonnenuhr 2 fl.

1685

Michael Settele, Maurermeister, für Ausbrechung eines „Rondells“ (Rundfenster) am hinteren Schießer (Westgiebel).

Martin Glaz, Maler, „umb gemalte 2 Seitenwändt bei den Nebenaltären, dan 16 getrette Rosen (gedrehte Rosetten) an die Altär“ 1 fl. 55 kr.

1690

Reparatur der „langen Stäffl am Berg“ (Treppe) durch Andreas Mang, Zimmermeister.

1700

erhalten der Zimmermeister Sebastian Greil und der Kistler Franz Rehm (27 fl. 9 kr.) für das gemachte „Taffer“ (Täferdecke im Langhaus).

1701

Sebastian Kamb, Maler, „wegen der weiß und silberfarb angestrichenen Kanzel“ 12 fl.

1703

Franz Kern, Glockengießer zu Augsburg, erhält 34 fl. „für Umbgießung eines Glöggls“.

1708

„bey vorgewesenem Krieg ist das Mösner haus ganz in Grund nidergerissen worden . . .“

Georg Zwickl, Zimmermann von Un-

terfinning, hat 85 „Dillsaulen“ ausgehauen, je 3 kr.

1709

Sebastian Greil, Zimmermeister, „ . . . die Bretter zur Dill zu schürffen (schroppen) und zu saumben, den Friedhof rundherumb einzufangen, auch 75 aichene Tillsaulen zu setzen und rot anzustrachen“ 12 fl. 25 kr.

1711

Der Neubau des kriegszerstörten Mesnerhauses südlich der Kirche wird in den Rechnungen durch folgenden, zeitgeschichtlich interessanten Eintrag angekündigt: „Demnach zu Zeit der entstandenen laidigen Kriegsentpörung und alß negst hier, dann Sandau das Chur: Bayer: Corpus underm General Arco mit bey sich gefehrten Königl: französ: Troupen, zu stehen kommen, ist dazumahlen durch bemeltes Kriegs Volckh bey disen ganz abseiths hart am Lechstromb und in der Ainödt gelegenen würdtligen St. Benedikten Gottshauß das vorhanden geweste Mößnerhaus totaliter in poden nidergerissen und das gehilzwerch (Holz) hiervon zum verprennen genommen worden. Welches mößnerhaus dan ainiche Jahr lang also verwiestet darnider ligent gelassen blieben. Alß sich aber der Status belli diser orthen wegg und in fernere landten gezogen, dahingegen die Rottierungen deß Diebsgesündls von allerhandt vaganten Persohnen sich starckh diser landten zu Bayern eingetrungen, durch welche in villen verschiedentlichen Orthen der Landt gräniz große gewaldthettigkeiten mit Rauberey und plünderungen allenthalben zu vernemmen gewest, daß man also nit wenig zu besorgen gehabt, wan dises in der Ainödt stehende liebe Gottshauß ferners also ohne wacht und obsicht eines da seyenten Mößners gelassen bleibe, es mechte von solchem Raubergesündl auch dises Gottshauß angegriffen werden; alß hat man nun anheur auf Special beschechendes anbevelchen Burgermeister und Rhat ahlier in Landsperg bemelte Mößner hof-

statt genzlich abraumen und folgens von grundt auf, ganz neu mit zweygöttigem (zweigeschossigem) gepey von Maur: und Zimmermanns arbeith aufflehren lassen . . .“ Die Kosten des Baues betrugten 321 fl. 46 kr.; Maurermeister war Joseph Settele, Zimmermeister Sebastian Greil und Kistler Jakob Glaz^o).

1720

Sebastian Greil, Zimmermeister, hat „oberhalb der Sakristei den alten Dachstuell abgebrochen und neu hinauf gemacht“ (4 fl. 21 kr.).

„Demselben vor den neu gemachten Poden auf der Kürchen (Dachboden) 3 fl. 40 kr.“.

1753

Das wichtigste bauliche Ereignis für die Kirche im 17. und 18. Jahrhundert war der grundlegende Umbau des Langhauses: „Anheur hat man das ganz paufähliche Gottshauß fast gänzlich von Neuem in paulichen Standt versetzt . . .“.

Franz Hagg, Zimmermeister, hat das Holz zum Dachstuhl beschafft, den alten Dachstuhl abgebrochen, den neuen ausgehakt, abgebunden und aufgestellt; dann die neue Turmkuppel gemacht, die Wurflatten und Schallbretter angenagelt, die Kuppel mit Scharschindeln gedeckt und 3 „Dachstöcke“ (Gauben) verfertigt, außerdem den Glockenstuhl und einen neuen Dachstuhl auf die Sakristei gezimmert.

Phillipp Rest, Maurermeister, hat den Glockenturm und die ganze westliche Giebelseite abgebrochen und alles neu aufgemauert, das Kirchendach neu gedeckt, eine neue Sakristei und ein „Totenhäusl“ erbaut. Gesamtkosten der Baulichkeiten 969 fl. — Der Verfertiger der einfachen Stuckdekoration ist in den Rechnungen nicht genannt.

1755

Johann Georg Nieberle, Kistler, hat den „Pauren und Pöckhen Altar“ (= die Seitenaltäre, offenbar eine Stiftung der Bauern und Bäcker in der Stadt für 12 fl. 31 kr. ausgebes-

sert. — Damals hatte die Kirche immer noch keine gemauerte Einfriedung. — Bei der im gleichen Jahr erwähnten „Zuführung einer Kanzel“ könnte es sich um die heute noch vorhandene, kleine Renaissance-Kanzel gehandelt haben, die damals aus einer anderen Kirche transferiert wurde.

1758

Ein Kircheninventar nennt folgende bewegliche Ausstattungsgegenstände: 1 altes Kruzifix in der Sakristei, 1 Kruzifix am Hochaltar, 1 Schmerzhafte Muttergottes (bekleidet), 1 Tafel mit St. Johann von Nepomuk, 1 Tafel mit dem Oelberg, 1 altes großes Kruzifix und auf dem Chörlein St. Benedikt und Leonhard.

1760

Mit diesem Jahr enden die im Fronvestturm aufbewahrten Sandauer Kirchenrechnungen.

Anmerkungen:

¹⁾ Dieser Turm und der ostwärts anschließende Mauerzug sind jedoch kein Bestandteil der ältesten Befestigung, sondern gehören frühestens der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an.

²⁾ Die Erlaubnis zur Benützung wird H. Herrn Stadtpfarrer Beißer verdankt.

³⁾ E. Pflanz, Sandau (Dorf und Markt — Klostergründung — Ritterburg — Pfarrei) in: LG, 63. — 74. Jgg., Landsberg 1974/75, S. 11 ff.

⁴⁾ Erstmals veröffentlicht bei W. Neu, Lorenz Luidl oder Heinrich Hagn . . . , in: Jahrbuch „Lech-Isar-Land“, Weilheim 1975.

⁵⁾ Die meisten kleineren Landfriedhöfe hatten als Einfriedung bis ins 18. Jhd. hinein noch eine „Dill“ (oder „Düll“), d. h. eine Pfostenreihe, in die nach Art des Ständerbohlenbaues Bretter oder Bohlen eingeschoben waren.

⁶⁾ Fast jedes Jahr konnte die vermögliche Sandauer Kirchenstiftung der Stadtpfarrkirche 300—600 Gulden leihen.

⁷⁾ Die jetzigen Seitenaltäre stammen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

⁸⁾ Das heutige Mesnerhaus gehört den sparsamen Stilformen nach der Zeit um 1850 an.

NACHTRAG:

Im Stadtarchiv Landsberg a. Lech werden 8 Rechnungsbücher der St.-Benediktus-Kirche in Sandau aus den Jahren 1761—1768 aufbewahrt, in zwei davon finden sich Einträge über kleinere Baumaßnahmen.

1764

Nachdem das Kürchendach und Freidhofmauer, dann das Prödterhaus, so durch Wetter ruiniert worden, anwiederum ausgebessert wurden, sind von Jacob Widemann, Sägmüller zu Landsperg, 20 gemain Prödter (= Bretter) und 2 Maas Kalch erkaufft und bezahlt worden.

Paul Lachner, Ziegelmaister zu Kauffering, hat ebenfalls 50 bladen (= Platten) und 50 Haggen, dann 100 Preis abgegeben und dessenhalb 2 fl. 6 Kr. erhalten.

Johann Lachermair zu Kauffering 12 aichen Düllsaullen hergegeben 2 fl. 12 Kr.

Martin Fischer, Glaser, welcher die zerbrochenen Fenster gebessert, wurden bezahlt 1 fl. 20 Kr.

Michaln Drexl zu Sandau vor geholt obenbeschriebener Paumaterialien 2 fl. 10 Kr.

1768

Franz Noder, Kistler, hat vor Verfertigung etwelcher Neuer, dann Ausbesserung der alten Kreuzstöck empfangen 16 fl. 9 Kr.

Simon Völck hat vor Einsetz- und Einmauerung der Fenster Stock zu Verdienst bekommen 1 fl. 20 Kr.

Johann Grislmayr, Glasermaister, hat vor die neugeglaste Fensterstöck erhalten 12 fl. 52 Kr. 3½ H.

Bedeutende Uhrmacherfamilie aus Landsberg am Lech

*Einige der kostbaren Meisterwerke sind erhalten
Präzision seit 190 Jahren*

Von Eduard Pflanz

In Landsberg und Umgebung sind mir vier seltene schöne alte Uhren bekannt. Zwei Langkastenuhren mit 2,10 und 2,20 Meter Höhe stehen in Pitzling und in einem Haus bei Reichling. Im Klösterl hing eine hübsche Wanduhr, 28 cm hoch und 20 cm breit, die nach dem Tode der Besitzerin in Landsberg erhalten blieb. Eine nette schöne Tischuhr ist im Besitz der Stadtverwaltung. In einem Haus in der Schlossergasse hingen früher drei besonders schöne Fliryuhren und nach dem zweiten Weltkrieg sind weitere drei Fliryuhren verschollen, die am Vorderen Anger erhalten waren. Wahrscheinlich existieren hier und auswärts noch weitere solche Uhren.

Bei den erhaltenen vier Barock-Uhren ist unschwer derselbe Meister zu erkennen. Schon in den inneren Kreis der Zifferblätter aus Messing und in deren Umrandungen sind schöne Ornamente in Kupfer getrieben und gehämmert und zeugen von der künstlerischen Fähigkeit des Meisters. Um diese Zeit mußten sämtliche Uhrenteile mit der Hand gearbeitet werden. Alle Rädchen wurden mit der Hand geschnitten und gefräst. Oft wurden die Teile schön zisellert. Nicht selten wurden auch interessante Dinge eingebaut, wie z. B. die Wochentagsanzeige und die Mondphase, die den Mondstand anzeigte. Die Gehäuse wurden von eigenen Handwerkern gefertigt¹. Es ist gute Arbeit und bestes Holz, das die Gehäusemacher verwendeten.

Alle vier Uhren sind signiert mit Ignaz Fliry, Landsberg, der hier von 1781—1792 lebte. Seit ca. 190 Jahren ticken und schlagen diese Uhren mit unglaublicher Präzision. Es ist, so meine ich, wert, nachzuforschen, wer solche Werke schuf. Denn die Meister dieser Zeit waren im wahrsten Sinne des Wortes „Uhrenmacher“.

Schon Archivar Adelbert Maier schrieb 1939, daß der Landsberger Uhrmacher Fleury Bedeutendes leistete, dessen Uhren gesucht und in Oberbayern weit verbreitet waren.

Die Landsberger Uhrmacher waren seinerzeit mit den Gold- und Silberarbeitern, den Uhrgehäusemachern und den Orgelmachern zu einem Verband zusammengeschlossen. Hier von sind noch einige Akten im Archiv erhalten, aus denen hervorgeht, daß die Großuhrmacherfamilie Fliry am Vorderen Anger 221 ansässig war und dort ihr Handwerk ausübte.

Woher aber stammen die Meister, die solch bleibende Werke schufen und woher kommt der vordeutsche Name „Fliri“? Der Name schien mir nach Südtirol zu weisen. Im Langtaufertal, das bei der heutigen Großgemeinde Graun beginnt, haben die deutschen Besiedler oft die rätoromanischen Namen übernommen. Es sind dort auch alte Sippen, wie die Patscheider, Stecher, Joos, Folie, Fliri usw. seßhaft². Der erste Bauer, den ich 1974 in Graun nach dem Namen Fliri fragte, zog seine Taschen-

uhr und erzählte, daß er diese Uhr beim Uhrmacher Fliri in Glurns kaufte. Vom reizenden kleinen Städtchen Glurns, das noch ein Stück unberührtes Mittelalter ist, führte der Weg weiter in Richtung Ofenpaß-Graubünden zum benachbarten Ort Taufers. Und hier besteht fast der halbe Ort aus Familien Fliri, die Handwerker, Landwirte und Geschäftsleute sind. Die Fliri sind dort seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar. Taufers ist der Ursprungsort der Familien Fliri, die sich von hier aus verbreiteten. Auch die Fliri vom Langtaufertal stammen von Taufers. Heute gibt es noch Fliri in der Schweiz, in Meran und in der Innsbrucker Gegend. Die Sprache in diesem Ort Taufers ist deutsch; im benachbarten schweizerischen Münster (rätoromanisch „Müstair“) wird jedoch durchaus rätoromanisch gesprochen.

Die Schreibweise des Namens ist in Taufers „Fliri“, in Thannhausen „Flyry“, in Landsberg zuerst „Fliry“ aus dem dann „Fleury“ wird. „Fleury“ wird dann behördlicherseits und auch von den Fliry selbst beibehalten.

Wahrscheinlich aus Südtirol ist ein Zweig der Fliri in Thannhausen/Schwaben sesshaft geworden. Ihre Herkunft ist aus den Thannhäuser Kirchenbüchern nicht zu ermitteln, da dort früher nur die Herkunft der Ehefrauen, nicht aber die der Ehemänner verzeichnet sind. In den Jahren 1625—1652 erscheint der Name Fliri in den Thannhäuser Kirchenbüchern nicht. Der Band der Tauf- und Heiratsmatrikel von 1652 bis 1685 ist nicht mehr vorhanden. Im Taufregister von 1685—1697 sind keine Fliri verzeichnet. Es muß also angenommen werden, daß Johann Georg Flyry, der dort am 24. 1. 1694 eine Maria Pfitzmayr heiratete, der älteste Flyry in Thannhausen ist. Aus dieser Ehe sind acht Kinder verzeichnet. Wohl ein Bruder von Georg Flyry ist Michael Flyry, der in Thannhausen am 3. 8. 1699 eine Anna Maria Weißerin von Weilheim heiratete.



*Langkastenuhr
von Ignaz Fliry, Landsberg,
angefertigt um 1785.*

Georg Flyry, der am 10. 2. 1717 in Thannhausen eine Catharina Filser von Hattenwang ehelichte, war der Großvater des ersten Landsberger Flyry. Der Vater Petrus Flyry heiratete am 31. 8. 1747 Franziska Meichlinger von Thannhausen, deren Sohn Ignaz dort am 1. 2. 1749 geboren wurde und nach Landsberg zog. Er heiratete hier am 26. 2. 1781 Maria Anna Moräiller und er erwarb damit die Großuhrmacherei und das Bürgerrecht in Landsberg am Vorderen Anger 221.

Diese Großuhrmachergerechtigkeit hatte 1722 Anton Hartmann inne. Seit 12. 8. 1748 war diese im Besitz von Balthasar Moräiller aus Silz in Tirol, der eine M. A. Charl. Leuthnerin aus München zur Frau hatte.⁴

Aus der Ehe von Ignaz und M. A.

Fliry gingen vier Söhne hervor: Ignaz Anton, geb. 18. 10. 1785; Joseph Franz, geb. 15. 12. 1786 (der das Geschäft übernahm); Alois Peter, geb. 1. 8. 1788 und Stanislaus, geb. ca. 1790. Alle vier Söhne erlernten das Großuhrmacherhandwerk.

Der Vater Ignaz Fliry ist bereits im Alter von 48 Jahren am 16. 12. 1792 gestorben. Durch den frühen Tod des tüchtigen Meisters Ignaz Fliry wurde seine Witwe gezwungen, um die Kinder zu ernähren und Haus und Geschäft zu erhalten, schnellstens wieder zu heiraten. Sie ehelichte viereinhalb Monate darauf, am 29. 4. 1793, den Großuhrmacher Johann Nik. Reger (auch Rager geschrieben) aus Wien. Durch diese Heirat hat Johann Reger die Bürgerbehausung am Vorderen Anger 221 mit der Großuhrmachergerechtigkeit an sich gebracht. Auch Reger war ein tüchtiger Großuhrmacher. Er wird auch nach Schongau berufen, um die dortige Rathausuhr um 122 Gulden einer gründlichen Reparatur zu unterziehen.⁵ Nach 24jähriger Tätigkeit übergeben Johann und Marianna Reger wegen „Altern“ am 20. August 1817 ihre Bürgerbehausung mit realer Großuhrmachergerechtigkeit an ihren Sohn aus erster Ehe, Joseph Fliry. Der Uebernehmer muß an den Uebergeber 780 Gulden zahlen. Marianna und Johann Reger, die sich selbst verpflegen, behalten das Stüberl im ersten Stock rückwärts über einer Stiege, wofür auch der Uebernehmer Joseph Fliry für die Heizung zu sorgen hat. Bei Todesfall von Johann Reger verpflichtet sich der Uebernehmer, die verbleibende Mutter lebenslänglich zu ernähren und zu verpflegen. Der Uebergeber muß vom Uebernehmer, wenn er sich als Gesell verbindet, für seine Arbeit nach Verdienst bezahlt werden. Die noch vorhandenen zwei ledigen Söhne Alois Fleuri, damals in München, und Stanislaus Fleuri erhalten zum Elterngut jeder 150 Gulden. Der Uebernehmer muß auf jeden Fall diesen gestatten, wenn

sie zu Hause auf ihre Faust, das heißt, für Handelsleute tätig sein wollen, in dieser Werkstatt zu arbeiten, wozu jedoch jeder sein eigenes Werkzeug haben mußte. Um ein Lager hatte er sich anderswo umzusehen. Dagegen dürfen sie ihren Bruder Joseph mit Arbeiten, die ins Haus gebracht und dort bestellt werden, nicht beeinträchtigen. Der älteste Sohn Ignaz Fleuri, als Uhrmacher in Bairdießen geehelicht, hat kein elterliches Erbteil mehr zu fordern und gänzlich abgefertigt. Man sieht daraus, daß es dem Joseph Fliry nicht leicht gemacht wurde, das elterliche Geschäft zu übernehmen.

Die Kleinuhrmacher haben 1822 Johann Reger beim Landgericht angezeigt, weil er auf eigene Faust in seiner Wohnung und somit außerhalb der Werkstätte, von Joseph Fleury die Anfertigung und Reparatur von Uhren vornimmt, obwohl ihm dies untersagt ist. Dies war wohl auch einer der Gründe, warum Johann und Marianne Reger 1822 aus Landsberg fortzogen, wie dies aus einem Kirchenbucheintrag hervorgeht. Auch die Gebrüder Ignaz und Joseph Fleuri, Großuhrmacher, werden von den Kleinuhrmachern⁶ erneut angezeigt, daß sie trotz Verbots vom August 1822 die Anfertigung und Reparaturen von Kleinuhren weiterhin vornehmen und der königliche Landrichter Lutzenberger droht am 25. 12. 1822 bei Nichteinhaltung des Verbots mit unnachsichtlicher Strafe in Höhe von sechs Gulden.

Stanislaus Fliry, der bei seinem Bruder Joseph arbeitete, wollte sich selbständig machen und die Anratherische Kleinuhrmacherei in der Herkomerstraße (damals Lechstraße) übernehmen. Er richtete deshalb am 27. Juli 1819 ein acht Seiten umfassendes Gesuch an den „wohlwöbllichen Magistrat“ der Stadt Landsberg. Da dieses Schreiben Einblick in die Verhältnisse der Familie Fliry und des Uhrmacherhandwerks gibt und die Schwierigkeiten aufzeigt, die es einem tüchtigen Manne

oft unmöglich machten, eine selbständige Existenz zu gründen, möchte ich die erste Hälfte dieses Gesuches im Wortlaut folgen lassen:

„Als Sohn eines verlebten hiesigen Bürgers und Großuhrmachers habe ich diese Profession erlernt und meine Wanderjahre hierauf erstreckt. Weit entfernt, Lobredner meiner Kunsterfahrenheit sein zu wollen, darf ich es doch sagen, daß ich der erste war, der die moderne Erfindung der auf Federn schlagenden Uhren in meine Vaterstadt brachte, daß es hier und in unserer Gegend allenthalben von mir gelernt wurde, diese Fabrikate in einer Vollkommenheit herzustellen, in der sie in den ersten Handelsstädten des Reiches gesucht und von dort in ferne Länder verführt wurde.

Ich darf es sagen, daß ich durch solche Kunsterfahrenheit seit vier Jahren nicht unbedeutende Summen, besonders aber mir solche auswärtige Kundschaft in hiesige Stadt zog, daß ihr mein Bruder, neben mir, jetzt schon mit vier Gesellen nicht genügen kann.

Es ist wohl nicht billiger, als daß ich von meinem Vorteile, den ich meinem Gewerbe in hiesiger Stadt gewann, und noch der Umgebung, sondern lediglich von auswärtigen Bestellungen lebt, und allerdings leben kann.

Durch meine Arbeiten bekannt geworden, habe ich aus den ersten Städten des Reiches solche Kundschaft hierher gezogen, daß mein Bruder einzig für sie mehrere Gesellen hält.

Daß aber dem ganz unbeschadet, auch sogar die Auswahl unter den Arbeiten zustehe, dies darf ich in Wahrheit versichern, denn wir beide waren noch zu keiner Zeit imstande, die auswärtigen Bestellungen der Handlungshäuser, geschweige der Privaten, zu fördern.

So klärt sich auf, daß bei Beantwortung der Fragen, ob hier noch ein zweyter Großuhrmacher nöthig sey, nicht auf den örtlichen Bedarf Rücksicht genommen werden dürfe.



*Tischuhr
von Ignaz Fliry, Landsberg,
angefertigt um 1785.*

Wir leben von auswärtiger Kundschaft, wie ich in nöthigen Falle durch Bestellungsbriefe nachweisen kann, und auf diese Ansichten bitte ich, mitunter meine Concessionierung zu bauen. Weiter heißt es in dem Gesuch:

Diese Concessionierung dürfte sich überhaupt nur mehr mit der Form, mit Ertheilung eines Concessionsbriefes, und meine Einschreibung in die Gewerbesteuer-Kataster befaßen.

In materieller Hinsicht habe ich die Befugniß, auf eigene Faust zu arbeiten, bereits obrigkeitshalber in mehr besagten Übernahmsbrief vom 20. August 1817 erlangt.

Die schon erworbene Concession beruht a: Auf die Einwilligung meines dahier allein beteiligten Bruders Joseph Fleury, b: Sie kann mir also umso weniger mehr beanstandet werden, als die Grundbedingung der besagten Uebergabe an gedachten Bruder ist, c: Ich will selbst kein Gewerbe als Meister ausüben, ohne selbes gesetzlich zu versteuern. Durch

Arbeiten auf eigene Faust übe ich aber im eigentlichen Sinn Meister Rechte aus und bitte daher durch einen Concessionsbrief zur Gewerbesteuer mich in diese Rechte auch förmlich einzusetzen, d: Der Briefs Beisatz, daß ich in der Werkstätte meinse Bruders arbeiten soll, ist unverständlich und mit meinen Rechten nicht wohl vereinbar.

Ich treibe die Profeseion auf eigene Rechnung, und für mein Fortkommen, und habe von meinem Bruder auch keinen Lohn und ist daher nicht abzusehen aus welchem Grunde ich in der Werkstätte meines Bruders zurück gehalten werden könnte, um so weniger, als demjenigen, dem ein unbeschränktes Recht verliehen ist, auch zwangslose Ausübung desselben gestattet sein muß; als ich ferner allein meiner Kundschaften nicht halten könnte, indem ich an einer einzigen Uhr Wochen lange Arbeit habe, als mir endlich bei dem Rechte, auf eigene Faust zu arbeiten, das Befugniß, einen Gesellen einzustellen, offenbar zusteht, wie denn auch der Uebergabsbrief eines solchen Verbotes nicht erwähnt; überhaupt ist es aber bei dem fortwährenden Unfrieden, der aus solchen wiedernatürlichen Verhältnissen zwischen mir und meinem Bruder entsteht, nicht nur wünschenswert, sondern sogar nöthig ist, uns auch vom Arbeits-Tische zu trennen.

Bei solcher Sachelage bitte ich denn gehorsam, mich, wenn besagte Übertragung der Anratherschen Gerechtigkeit auf mich als nicht thunlich erachtet werden wolle, zur Großuhrmacherei in Landsberg förmlich und um so mehr wohlwollend zu concessionieren, als hierdurch auch manchen hießigen Handwerksmann Absatz erhalte, auch einen unbeschränkten Genuß habe.“ Soweit das Zitat.

Stanislaus Fleury nennt selbst zwei Wege, wie er zur selbständigen Ausübung seines Handwerks gelangen könne: 1. Durch Uebernahme der Anratherischen realen Uhrmachergerechtigkeit durch Konzessionierung,

da er als ehelicher Bürgersohn auf ein Fortkommen in seiner Geburtsstadt angewiesen sei und er durch Uebergabsbrief vom 20. August 1817 die Befugnis habe, seine Profession auf eigene Faust daher ausüben zu können. Von seinem Bruder, von dem er am meisten Widerspruch zu befürchten hat, sei keiner zu erwarten und er erklärt, daß heutzutage kaum mehr ein Unterschied bestehe zwischen Klein- und Großuhrmacher und daß ein Uhrmacher sich nach Maßgabe seiner Kenntnisse und Vorrichtungen mit Verfertigung großer und kleiner Uhren sich befassen könne, wie dieses bereits in der Residenzstadt üblich sei und auch die hiesigen Meister von solchen Ansichten über unser Gewerbe ausgehen. Außerdem bezahle er für dieses reale Recht 100 Gulden, die die unglücklichen Anrathschen Kinder als einziges elterliches Verlaßtum betrachten. 2. Sollte aber wider alle Erwartung die Anratherische Gerechtigkeit nicht auf ihn übertragen werden, so bittet er um förmliche Konzessionierung zur Großuhrmacherei in hiesiger Stadt.

Die sofortige Antwort des Bürgermeisters Georg Friedrich Drexler vom 30. Juli 1817 war kurz und bündig: „Auf des Stanislaus Flyri, bürgerlicher Uhrmacherssohn von hier eingereichten Gesuch um Einkaufung der anratherischen Kleinuhrmachers Gerechtigkeit und hierauf auszuübende Großuhrmachers-Profeseion wird demselben erwiedert, daß dießorts eine zweite Großuhrmachers Gerechtigkeit nicht umstellen, oder eine neue Großuhrmachers Gerechtigkeit errichten könne, diesem Potitum nicht willfahrt werden, sohin ihm Stanislaus Flyri nur gestattet werden könne, in seines Bruders Joseph Flyri Hauses auf dessen Werkstatt, auf seine Faust für Handelsleute, jedoch mit eigenen Werkzeug zu arbeiten, entgegen sich um eine Logis anderwärts umzusehen.“⁷

Dieser tüchtige und auch sehr selbstbewußte Stanislaus Flyri, der wohl als Kunsthandwerker zu be-

trachten ist und von dem hier keine Arbeiten mehr vorhanden zu sein scheinen, da diese offensichtlich in weite Ferne geliefert wurden, hat sich über die wirklichen Verhältnisse einer Täuschung hingegeben. Er konnte die Selbständigkeit nie erreichen und er ist wohl auch deshalb wahrscheinlich ehe- und kinderlos im Alter von 52 Jahren auf Haus-Nr. 334 im Hinteren Anger am 28. 10. 1842 gestorben.

Der 1786 geborene Joseph Fliry, der die Großuhrmacherei am 20. August 1817 übernahm, heiratete hier am 30. 8. 1818 Kreszenz Geiler, Tochter des Hofgerichtsadvokaten Franz Xaver von Geiler von Landsberg, Salzgasse 144.^o Auch Joseph Fliry muß ein tüchtiger Meister und angesehenen Mann gewesen sein. Er heiratete angesehene Landsberger Bürgerstochter. Unter seiner Meisterschaft kam das Geschäft zur besten Entfaltung. Dieser Ehe waren fünf Kinder beschieden: Johann Nep., geb. 15. 5. 1820; Walburga, geb. 20. 6. 1824; Michael Anton, geb. April 1825, gest. 6 Wochen alt; Joseph Heinrich, geb. 9. 7. 1826; Kreszenz, geb. 19. 4. 1830. Die Mutter Kreszenz Fliry, geborene von Geiler, ist schon am 27. 3. 1835 im Alter von 42 Jahren gestorben. Der Witwer Joseph Fliry heiratete zum zweiten Male am 3. 2. 1836 Theresese, Tochter des bekannten Landsberger Buchdruckers Kirchner von der Judengasse (Ludwigstraße). Von dieser zweiten Ehe konnte ich folgende Kinder ausfindig machen: Johann Nep., geb. 20. 3. 1837; Klemens, geb. 21. 4. 1838; Klemens, geb. 9. 4. 1840.

Aus den Uhrmacher-Akten ist ersichtlich, daß der älteste Sohn Johann Nep. „Flury“ am 18. 11. 1840 aufgedingt und freigesprochen wurde und er zahlte wegen „armuth“ nur 3 X. Der Vater Joseph Fliry ist bereits am 13. 8. 1844 im Alter von 58 Jahren gestorben. Genau sechs Monate nach dem Tode des Vaters wurde am 13. 2. 1845 der Sohn Heinrich Flury aufgedingt und freigesprochen



Diese Fliry-Uhr befindet sich im Gebäude einer ehemaligen Gastwirtschaft (Hirschau, Kreis Landsberg).

und dieser brauchte wegen „ganz arm“ keine Gebühr entrichten.

Es ist verwunderlich, daß die Uhrmacher-Familie Fliry, die zuvor mit Aufträgen überfüllt war, so schnell verarmen konnte. Ohne Zweifel hat es an Aufträgen gefehlt. Schuld daran dürfte die Entwicklung vom handwerklichen zum industriellen Erzeugnis sein. Schon im 19. Jahrhundert kamen die Zahnradbearbeitungsmaschinen auf. Die Uhr besteht ja zum größten Teil aus Zahnrädern, auf deren exakten Maßen der Uhren-gang beruht. Man erfand Maschinen, meist Eigenkonstruktionen der Uhrenfabriken, um Einzelteile der Uhr von dem winzigen Schraubchen bis zur hochgezüchteten Feder kontinuierlich herzustellen und man schuf so die Vorbedingung für die Herstellung der Massenuhr. Ein Schreiben

der Uhrmacher Landsbergs und anderer Städte vom Jahre 1801 an den Churfürsten gibt uns Einblick in den schon damals beginnenden Kampf des Handwerks gegen die fabrikmäßige Herstellung. Die Uhrmacher haben diese Gefahr klar erkannt. Da wir gegenwärtig das Massensterben so vieler Handwerksbetriebe, der kleinen und mittleren Geschäftsleute und Landwirte erleben, ist dieses Schreiben ein Zeitdokument, das ich deshalb im Wortlaut als Anhang wiedergeben möchte.

Wir sehen, daß schon um diese Zeit in Amerika und in Europa die Massenerzeugung der Uhren einsetzte. Bald gelang es, in den Jahren 1825—1855 große Mengen dieser billigen Uhren, die 30 Stunden liefen, aus Amerika nach Europa einzuführen, wo diese den Markt überschwemmt, so daß z. B. das schottische Uhrmacherhandwerk lahmgelegt wurde. Es wurde aber nicht nur das schottische Handwerk ruiniert, sondern auch das unserige, wie der Fall Fliry beweist.

Bereits acht Monate nach dem Tode des Mannes mußte die Witwe Theresia Fleury das Haus am 16. 4. 1845 um 1980 Gulden verkaufen an den Nachbarn Hyazinth Neubrand, Hafnermeister. Damit erlosch auch die alte Großuhrmacherei. Die ledigen Söhne sind wohl weggezogen, da für sie hier keine Existenzmöglichkeiten bestanden. Zum letzten Male erscheint der Name Fleury bei der Heirat der Uhrmachertochter Josepha Fleury von hier am 18. 10. 1865 mit dem Schneidermeister Albert Schmid. Dann erlischt der Name in Landsberg.^{1a}

*

Nachtrag:

Meine Vermutung, daß die Landsberger Uhrmacherfamilie Fliri aus Südtirol zugewandert ist, hat sich nachträglich bestätigt. Regierungs-Oberarchivrat a. D. Nebinger ist es gelungen im Pfarrarchiv Thannhaus-

sen und im Staatsarchiv Neuburg a. D. (Amtsprotokoll Thannhausen) festzustellen, daß der Schlosser Michael Fliri (Flyry - Flierj) aus „Tschenckhus“ im Etschland (Tirol) zugewandert ist und am 7. 2. 1667 die Stieftochter des Schmiedes Leonhard Bronnenmair von Thannhausen heiratete. Unter „Tschenckhus“ ist wahrscheinlich „Tschengls“ gemeint, eine Fraktion der Gemeinde Laas im Vintschgau.

Das erste von den zehn Kindern aus dieser Ehe war der Schlosser Johann Georg Fliri, geboren am 6. 10. 1667 in Thannhausen, der die Schusterstochter Maria Pfizmayr heiratete und dort am 2. 8. 1735 starb.

In dritter Ehe mit Catharina Filsler aus Huttenwang wurde am 19. 6. 1718 als zwölftes und letztes Kind der Sohn Peter geboren, der ebenfalls in Thannhausen Schlosser wurde und am 31. 1. 1747 in Thannhausen die Maurerstochter Franziska Meitinger von Mickhausen heiratete.

In ebenfalls dritter Ehe ist am 1. 2. 1749 Jganz Fliri geboren, der Großuhrmacher wurde und die ebenfalls aus Tirol stammende Landsberger Bürgerstochter Moraviller heiratete.

So konnte die Wanderung eines Zweiges der Südtiroler Familie Fliri über Thannhausen nach Landsberg lückenlos erbracht werden. Eine Handwerkerfamilie, die in Landsberg Hervorragendes leistete und nach 200 Jahren hier im Mannesstamm erlosch.

Ein Schreiben der Uhrmacher Landsbergs und anderer Städte vom Jahre 1801 an den Kurfürsten gibt Einblick in den Kampf des Handwerks gegen die fabrikmäßige Herstellung derartiger Produkte. Aus dieser Interpellation — die wir hier nach dem Original im Wortlaut veröffentlichen, wird die akute Existenzgefährdung deutlich.

HANDWERK SETZT SICH ZUR WEHR

Ein Gesuch der Uhrmacher von Landsberg, Friedberg und anderer Städte vom 16. November 1801 an den Kurfürsten (mehrere Wörter können als unleserlich nicht wiedergegeben werden):

Durchlauchtigster Churfürstlicher Gnädigster Herr!

Wenn durch die Einführung der neuen Mautsteuer und die dadurch bezw. Concurrenz-Herstellung zwischen dem Inn- und Auslande je eine Profession leidet, so sind wir es, die zu Ende unterthänigst unterzeichneten bürgerlichen Uhrmacher besonders der Städte Landsberg, Friedberg, Aichach, Schrobenhausen, Neuburg und München und wir stehen auf die Fortdauer unserer Professions-Vortheile Verzicht zu thun, wenn wir nicht durch zeitige höchste Vorkehrungen vom sicheren Verderben errettet werden sollen.

Es ist allgemein bekannt, daß in den genannten Städten sich eine große Anzahl Individuen von unserer Profession befinden; es zählen die Stadt Landsberg 14 (wohl mit dem Landkreis), Friedberg 70, Aichach 30, Schrobenhausen 14, Neuburg 4 und München 9 Uhrmacher, welche nun alle unter dem Drucke der neuen Mautsteuer in der Hinsicht schmachten, weil das Land mit auswärtigen schlechten Fabrikaten, meist fabriken Producten um die wohlfeilen Preise überschwemmt wird und schon sehen wir uns gezwungen, aus Mangel an Arbeit unsere Gesellen zu vermindern und können in der Folge unsere volle Auflösung vor Augen sehen.

Die ausländischen Fabriken unterhalten eine Menge Commissionäre, welche den Absatz ihrer nur auf Betrug des Publikums schlecht gerathener Fabrikate in zahlloser Menge zu besorgen haben . . . Ehedem war es für den Ausländer schwer, diese Fabrikate in unserem Lande abzuset-

zen, weil von jedem Stücke besondere Mautgebühren entrichtet werden mußten. Gegenwärtig laufen sie unter dem . . . Gewichte ein, und die Mautgebühren von Uhren steht mit dem inneren Werthe derselben in gar keinem Verhältniß, da der Zentner Uhren so wie der Zentner Eisen oder andere geringe Waren nur 2 Gulden 30 Kreuzer bezahlt. Es ist ferner bekannt, daß die sogenannten Fabriken Uhren dem Duzend nach zu 17 Gulden das Stück im Lande abgesetzt werden, um welchen Preis wir sie, da wir keine schlechte Arbeit machen wollen, auch für das Publikum von uns nicht so annähernd, nicht fertigen können.

Da aber der größte Theil des Publikums seiner leichten Denkart nur zur Befriedigung des Luxus sich mit dergleichen leichten Fabrikaten begnügt, so liegt es klar am Tag, daß wir bei der Fortdauer des erleichterten Eingangs solcher Fabrikate am Ende gar keine neuen Arbeiten mehr haben werden und wir uns als einheimischer Bürger, welche ihre Existenz versteuern müssen, bloß mit Flickarbeit werden begnügen müssen.

Wir arbeiten an einer Uhr 14 Tage, schon das Gehäuse kömmt uns auf 8 Gulden zu stehen, wie wäre es also möglich, zwischen uns und den ausländischen Fabriken eine Art Concurrenz herzustellen; jene schleppen für ihre schlechten Fabrikate Tonnen Goldes aus dem Lande und wir als besteuerte Confessionisten müssen verderben.

Wir bilden in der Stadt Friedberg bey der Existenz von 70 Individuen selbst eine . . . die Fabrikate von dahier werden im Inn- und Auslande als vortreffliche Werke von Kennern mit Beyfall gesucht, nicht minder gute Fabrikate liefern wir aus den anderen Städten, aber wohin sollen wir dieß künftig absetzen, wenn von der einzigen Seite Schwabens, wohin wir solche bisher nicht lieferten, durch die ungehinderte Einfuhr ganzer Kisten von ausländischen Fabri-

ken-Uhren der Absatz von selbst und in die angrenzenden oesterreichischen Staaten kein Fabrikat von uns eingehen darf. In der Reichsstadt Augsburg befindet sich für solche fremde Fabrikate ein eigenes Lager, werden von Zeit zu Zeit schon Lieferungen in unser Land eingeführt, sohin auch da zu unseren empfindlichsten Nachteil und um Spottpreise, die wir nie mithalten können, abgesetzt werden. — So streng die jüngste Verordnung das Hausieren verbietet und so wachsam die Polizey seyn mag, so werde doch von vorliegenden Unterhändlern, auch besonders von den Juden auf diesem Wege die Sackuhren dem Hunderte nach verwerthet und das Publikum, welches schon einmal betrogen seyn will, auf die schimpflichste Weise hintergangen.

Es ist bekannt, daß selbst die Republik Frankreich die Einfuhr der ausländischen Fabriken-Uhren, um nicht seine eigenen Fabrikanten zu Grunde zu richten, schärfstens verbotnen habe und so geht nun der Zug dieser Fabrikate besonders aus der Schweiz zu uns, mit welchen wir nie in Concurrenz Tretten können und überall, wo wir hinsehen, ist es um die Existenz unserer Praxis geschehen.

Tief kränkt uns die im Lande gegen uns vorgefaßte Vermuthung, als wenn wir die inneren Bestandtheile einer Uhr selbst von ausländischen Fabriken bezögen, folglich nur das Werk zusammensetzen. Es ist aber diese Behauptung ganz falsch; jeder Uhrmacher im Lande verfertigt sich diese Bestandtheile selbst, er ist also wirklicher Fabrikant, ist im ganzen und in seinen Theilen das Werk seiner Hände.

Schon mit der Aufhebung der Einfuhr unserer Fabrikate in die oesterreichischen Länder und mit der Entstehung mehrerer ausländischer Fabriken sehen wir uns gezwungen, durch die Verminderung der Gesellen unsere Professions Ausübung zu beschränken, die Folge der Zeit för-

dert diese Verminderung noch mehr und gegenwärtig ist es mit uns so weit gekommen, daß fast alle von uns kaum für unsere Hände mehr Arbeit haben. Ehemals waren zum Beispiel zu Friedberg allein 70 Gesellen, ohne die mit auf die Profession arbeitenden Söhne und Lehrlingen, die letzteren können wir nun vollkommen entbehren, und nicht selten können wir unseren eigenen Kindern keine Arbeit geben, welches Schicksal nicht minder die Individuen anderer Städte leiden.

Nicht genug, daß uns, besonders die von Friedberg, der unselige Krieg schon zum dritten Mal durch alle Arten von Drangsalen uns ganz entkräftet, indrin wir all unser Vermögen während dieser Epoche theils auf die Einquartierung und andere Kriegslasten, Theils auf unser eigene Subsistenz wegen Mangel an Arbeit einbüßten, weil in diesem kritischen Zeitpunkte jeder seine Uhren eher zu sichern, als sich neue anzuschaffen trachtete, von welcher Entwerthung wir uns in der längsten Zeit nicht erholen können, so sollen wir nun in eben dem Zeitpunkt, die uns der Friede Erholung versprach, zusehen, wie die Ausländer durch Einführung seiner schlechten Fabrikate uns ganz zu Grunde richtet, ungeheure Summen Geldes aus dem Lande schleppet und uns zu Bettlern macht.

Ueberzeugt, daß Euer Churfürstliche Durchlaucht nicht zugeben können, daß so viele wackere Professionsisten ihre Professions Vorteile fremder Gewinnsucht aufopfern sollen, daß durch unsere Auflösung so manchem Städtchen wie zum Beispiel Friedberg, wo diese beinahe die Hälfte der Bürgerschaft ausmachen, der empfindlichste Nachteil zugehe, und mit der Bemerkung, daß das, wenn uns nicht schleunigst Hülfe zugehe, unser sicheres Loos seyn wird, nehmen wir zu Höchstdenselben unsere Zuflucht und flehen unthänigst gehorsamst.

Geruhen Höchstdieselbe uns bey unserer Profession aufrecht zu erhalten, uns ihre Vortheile unbeschränkt

genießen zu lassen und ohne Zögern die schleunigst churmildeste Verfügung zu treffen, daß die Einfuhr fremder Uhren durch die zweckdienlichsten Maßregeln verboten werde.

Von der gnädigsten Erhöhung unserer notgedrungenster Bitte hängt die Rettung von unserem nahen Verderben ab, wir harren ihrer mit tröstender Sehnsucht.

Unterthänigst gehorsamst sämtliche Uhrmacher der Städte Landsberg, Friedberg, Aichach, Schrobenhausen, Neuburg und München.

16. Nov. 1801

(Unterschrift unleserlich)

Churf. Hofg. Advokat.

Zum hohen geheimen Finanz Departement also übergeben worden (wörtl. Wiedergabe).

Anmerkungen:

¹ Am Hauptplatz 10 war im Jahre 1814 ein „Uhrgeistmacher“ namens Joseph Hueber ansässig.

² Bei Forschungen zeigt sich immer wieder, daß auch im 18. und 19. Jahrhundert die Schreibweise der Familiennamen durchaus noch nicht so feststehend waren, wie man im allgemeinen annimmt. Wir sehen dies auch hier bei den „Fliry“, deren Namen in Landsberg schon bei der zweiten Generation auf Fleury wechselt. — In den Pfarrmatrikeln wird 1759/60 zweimal die Frau des Hofkastners Franz Xaver von Unertl „de Flirin“ genannt. Auf der noch erhaltenen Grabplatte steht jedoch richtig: „geborene Maria Freyin von Feury auf Hilling, gest. 1790.“ Dieses Geschlecht lebt noch. Am 29. 5. 1976 hat in Landsberg Baron von Feury den deutschen Bau-

ernverband vertreten. — Die zahlreichen „Zirnhöld“ in der Südtiroler Ortschaft Graun werden in Landsberg „Zirnheld“ geschrieben. — Die Vinschgauer Oberländer sprechen für „heute“ „häint“, eine Sprechweise, die auch den alten Landsbergern eigen war. — Der Name „Fleury“ erscheint auch in den Kirchenbüchern am 26. 5. 1734 unter des Generalwachtmeisters Fürst Hohenzollerschen Reg. Herr Obrist de Val fleury Compagnie.

³ Bei einer „realen Gerechtsame“ hatte der jeweilige Eigentümer des Grundstücks das Recht, auf dem Grundstück das betreffende Handwerk zu betreiben ohne Rücksicht darauf, ob für den Betrieb ein wirtschaftliches Bedürfnis bestand oder nicht. Ursprünglich waren ja die radizierten Realrechte an ein bestimmtes Grundstück gebunden und vom jeweiligen Grundstückseigentümer mußte das Realrecht nicht neu erkauf werden. Das Abkaufen der Gerechtigkeiten war verboten. Die realen Gewerbeberechtigungen des alten bayerischen Rechtes wurden vom Landesherrn oder der städtischen Obrigkeit verliehen und für den Verleihungsakt Gebühren erhoben. Grundbedingung für die Verleihung waren eheliche Geburt und die Erfüllung der vorgeschriebenen Lehr- und Wanderjahre. Im Verlauf der liberalisierenden Entwicklung im 19. Jahrhundert setzte sich die Uebertragbarkeit der radizierten Realrechte auch auf andere Grundstücke durch. Im Jahre 1804 wurde bestimmt, daß von nun an nur mehr persönliche Gewerbeberechtigungen verliehen werden. Mit der Aufhebung der Zünfte und der Einführung der vollen Gewerbefreiheit am 30. 1. 1868 wur-

den die realen und radizierten Gewerbe zwar nicht aufgehoben, wurden aber doch belanglos. Sie verloren jede rechtliche Bedeutung mit der Wiedereinführung des handwerklichen Befähigungsnachweises von 1935 und 1953, die die selbständige Handwerksausübung das Bestehen der Meisterprüfung zur Voraussetzung hat.

⁴ Ich finde von Balthasar und Maria Anna Morailer die Geburten von 3 Söhnen verzeichnet, aber nicht die von einer Tochter Maria Anna.

⁵ Lech-Isar-Land 1971.

⁶ Neben der einzigen Großuhrmacherei waren in Landsberg 1702 zwei Kleinuhrmacher (Raber Leonhard und Fesenmayr Mathias), 1723 aber bereits 6 Kleinuhrmacher zugelassen. Im 18. Jahrhundert konnte ich hier folgende Kleinuhrmacher ermitteln: die „Francee“ im Vorderen Anger 272; die „Löffler“ im Vorderen Anger 225; die „Steinhart“ im hinteren Anger 318, die dann 1788 von den Raindl durch Einheirat abgelöst wurden; die „Frießnegger“ in der Vorderen Mühlgasse 191; die „Welshofer“ in der Herkomerstraße 117 (früher Lechstraße), auf die ab 1810 Buchbinder Höbel folgte; die „Saller“ aus Friedberg (1721), in die dann die Kleinschmied 1728 aus Wien einheirateten; die Anrather aus Friedberg, Herkomerstraße 82. In einem Protokoll vom 17. 10. 1783 wird festgestellt, daß die acht Kleinuhrmacher in Landsberg weit übersetzt sind, keine weitere Gerechtigkeit mehr erteilt werde und auf acht beschränkt bleiben möge.

Von 1790 bis etwa 1810 waren hier Kleinuhrmacher: die Fristy; die Bstieller im hinteren

Anger 301; die Raindl im hinteren Anger 318; die Schuster in der Herkomerstraße 82 als Nachfolger der Anrather; die Stadler in der Schlossergasse 384; die Frießnegger in der vorderen Mühlgasse 191; die Reißki in der Herkomerstraße 22, auf die 1882 Seitz Romuald folgte; die Löffler im Vorderen Anger 225. Der erste Löffler in Landsberg, Georg Löffler aus Friedberg, heiratete hier am 9. 12. 1739 Franziska Kormann aus Friedberg. Sie übten in nächster Nachbarschaft der Großuhrmacherei Fliry am Vorderen Anger 225 ihr Kleinuhrmacherhandwerk aus, zogen Ende vorigen Jahrhunderts in die Schlossergasse 377 (Holzmarkt) und später in die alte Bergstraße 398½. 1962 wurde das Geschäft in die Herkomerstraße 23 verlegt. Löffler Seebauer ist die einzige Uhrmacherei, die bis zum heutigen Tage ununterbrochen erhalten geblieben ist.

⁷ Georg Friedrich Drexler, Eisenhändler und Bürgermeister in der Platzstraße 153 (Hauptplatz) war selbst kein gebürtiger Landsberger. Er stammte aus Stamsried/Oberpfalz und heiratete hier am 27. 11. 1800 M. A. Giglin, Kaufmannstochter von hier.

^{7a} Nachkommen dieser Familie Schmid-Fliry leben heute noch hier am Spitalplatz. Nach der Familienüberlieferung sollen die Fliry von französischen Emigranten herkommen und im Dom zu Speyer soll sich eine vielbewunderte Uhr von einem Fliry befinden.

⁸ Der Vater von Kreszenz Fliry war Franz Xaver von Geiler, churfürstlicher Landgerichtschreiber und Hofadvokat. Ein Heirats- oder Taufeintrag ist hier nicht zu finden. Seine Gattin A. Creszenz entstamm-

te dem bekannten Landsberger Geschlechte der „Kauth“, geb. 22. 12. 1760, gestorben 19. 1. 1803 in Landsberg. Im 18. Jahrhundert war hier eine Rotgerberfamilie Gailer im Hinteren Anger ansässig und am 2. 10. 1766 ist hier der Schrankenmeister Nik. Geiler geboren. Franz Xaver von Geiler, der beim Geburtseintrag seiner Tochter Kreszenz als „Reichsedler“ bezeichnet wurde, ist wahrscheinlich ein Landsberger Bürgersohn. Er wohnte in der Salzgasse 144. Der Hofadvokat Frz. X. Geiler wurde vom bayerischen Churfürsten 1792 in den Adelsstand erhoben. Der Adelsbrief mit großem Siegel ist im Landsberger Museum ausgestellt. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete Frz. X. v. Geiler zum zweiten Mal am 10. 10. 1808 Cölestine de Frey-Damasia (von Dießen).

Das Fliryhaus am Vorderen Anger 221 blieb bis 1865 im Besitz der Hafnerfamilie Neubrand. Gegen Ende vorigen Jahrhunderts besaßen das Haus die Sattlerseheleute Faustin Müller, von denen es an Verwandte der Sattlerseheleute Kolmannseder überging. 1902 erwarb das Haus Familie Jemüller, die dieses 1904 an die Uhrmacher Johann und Karl Wenning (Vater und Sohn) verkauften. Johann Wenning aus Dachau heiratete

hier 1860 und übte die Uhrmacherei zuerst in einem kleinen Laderl links vom Zederbräu und dann in der Schulgasse aus. Im Vorderen Anger hatte Wenning ein kleines Uhrmacherlädchen mit Werkstätte, während hinten an der Hofseite Sattlermeister Kolmannseder noch eine zeitlang weiterhin die Sattlerei ausübte. So kam nach etwa 60-jähriger Unterbrechung auf das Haus wieder die althergebrachte Uhrmacherei, die dort bis heute bestehen blieb. Bei einem Umbau 1965 kamen an beiden Seitenwänden im Erdgeschoß und im 1. und 2. Stock zugemauerte Türdurchbrüche zutage. An der Straßenfront waren früher größere Fensterbögen angebracht. Die Balkenlagen an den Häusern 221 und 222 waren durchgehend und es ist auch heute noch unschwer zu erkennen, daß beide Häuser früher ein Haus bildeten. Die ältesten Hausbesitzer erzählten, daß man früher vom Haus 222 bis zum Haus 219 durchgehen konnte. Das Haus soll früher ein Kloster und der Hof ein Friedhof gewesen sein, da dort bei Grabarbeiten menschliche Gebeine zutage getreten sind. Die Besitzerin des Eckhauses am Brüdergäßchen erzählte, daß das Eckhaus am Brüdergäßchen 219 bis vor wenigen Jahrzehnten an der Hofseite Schießscharten aufwies.

Ein Malergeschlecht aus Hofstetten

Kunstgeschichte unterschlägt oft die Faßmaler

Von Karl Kraus

Das Eingeständnis, daß selbst das Heimatdorf immer neue Rätsel aufgibt, mag für einen an der Heimatgeschichte Hofstettens Interessierten nicht gerade als Aushängeschild gelten. Schließlich nimmt es der Unbefangene für bare Münze, ein von Geburt aus Einheimischer müsse den letzten Winkel, alle Besitzverhältnisse und die sonstigen örtlichen Besonderheiten erschöpfend kennen. Für Expeditionen in die Vergangenheit, und sei es letztlich nur ein winziges Stück Ortsgeschichte, bestimmt kein offenkundiger Reiseführer die Route. Sie kommt einem Tasten von Meilenstein zu Meilenstein gleich, einem holperigen Weg, der beinahe schon zugewachsen ist. Nicht lohnend im Sinne einer Rendite, dafür aber umso mehr in der Sicht der eigenen und der Freude derer, die Stand- und Heimatort noch als persönlichen Gewinn zu schätzen wissen.

Am Ausgangspunkt dieser Exkursion stehen als Wegweiser zwei Hausnamen, von denen man annimmt, daß sie durchaus landläufigen Ursprungs und darum ziemlich nichtssagend sind. Nichtssagend nur in der Aussage, denn Handwerker dieses Gewerbezweiges gab es und gibt es noch immer und sozusagen haufenweise. Was sagt es schon, wenn man es da und auch dort „beim Maler“ heißt? Davon Zusammenhänge ableiten, hieße „das Pferd am Schwanz aufzäumen“. Wie aber verhält sich ein halbwegs aufmerksamer Beobachter, wenn er weder hier noch dort einen Ausübenden der vorbenannten Zunft ausmachen kann? Entweder gibt er sich mit der lapidaren Feststellung des Unabänderlichen zufrieden oder er schürft dennoch tiefer. Zufälle oder das Glück des Forschenden bilden dann plötzlich die Plattform, einer ortsgeschichtlichen Besonderheit nachzugehen.

In Hofstetten gab es einst einen rührigen Pfarrherrn, den ehemaligen Wessobrunner Mönch Jakob Pfleger (von 1802-1824 auf der Pfarrei Hofstetten), gebürtig aus Epfenhausen, der zusätzlich zu den üblichen Anga-

ben, alle Hausnamen fein säuberlich in die Pfarrmatrikel eintrug. Ihm ist es zu verdanken, daß 160 Jahre später der Hinweis zweier Hausnamen „beim Maler“ zur forschenden Grundlage werden konnte. Reizt nicht gerade die Gleichnamigkeit zur Klärung des bereits Verborgenen, zumal geschenkte Raritäten heutzutage eine Seltenheit sind. Letzterer, ein Foliant von erstaunlicher Dicke, dem zwar die Titelseite fehlt, immerhin aber die kirchliche Druckerlaubnis (Imprimatur vom 23. 4. 1684) noch freigibt. In großen gemalten Druckbuchstaben lüftet er auf der nächsten Seite das Geheimnis seines Besitzers:

„ÖRB THEIL VON DEM HER
VÖTER GEORGIUS DORER
WELTPRIESTER IST GE-
STORBEN IN DIESEM HAUS
ANNO 1745 DEN 29. MAR-
TIUS“.

Darunter der handschriftlich aufschlußreiche Hinweis: „mit 96 Jahr gestorben 1649 - 1745!“

An weiteren interessanten Details aus dem Folianten sei noch vermerkt: „Calender — Darinn die Namen jener Heiligen ordentlich aufgezeichnet seynd — so in gegenwärtiger Legend beschrieben werden.“ Es handelt sich also um eine Heiligen-Legende, die unter dem Namen „Gofine“ unseren Vorvätern bestens bekannt war. Eine „Taffel der beweglichen Festen von 1695-1724“ schließt sich an, wobei besonders die alte Schreibweise der Monatsnamen dem Leser nicht vorenthalten bleiben sollen. In der üblichen Reihenfolge heißen sie: Jenner, Hornung, Mertz, April, May, Brachmonat, Heumonat, Augustmonat, Herbstmonat, Weinmonat, Wintermonat und Christmonat.

Der gewichtige Legendenband stammt zwar aus einem Haus mit dem Beinamen „beim Maler“ (frühere Haus-Nr. 83 — 1808 aber „beim Botenwäschl“), von dem aber nicht anzunehmen ist, daß es das Stammhaus oder die Heimat des Malergeschlechtes der Dorer ist. Vorbesagte Matrikeleinträge nennen stets die Haus-Nr. 14 als „beim Maler“ im Gässele (heute Weiherstraße 2), wodurch sich die ortsgebundene Annahme erhärtet, daß es sich beim ersterem um einen mitgezogenen Hausnamen handelt, der vielleicht durch Einheirat eines Familiensprosses übergang. Um die Festlegung des Standortes des Heimathauses der Dorer noch verwirrender zu gestalten, gibt es in Hofstetten den heute noch gebräuchlichen Hausnamen „beim Dorl“. Klingt er nicht täuschend dem Familiennamen der Dorer ähnlich? Mag sein, daß auch hier ein Familienmitglied seine Heimstatt nahm und damit einen alten und noch lebendigen Hausnamen begründete; mit der gezielten Feststellung des Dorer'schen Stammhauses hat er nichts gemein.

Die logische Annahme, daß ein Handwerkergeschlecht inmitten eines rein bäuerlichen Ortes doch gewisse Spuren hinterlassen habe, erlaubt dem Eigenwilligen immerhin dort die

Einkehr oder eine Forschungsreise ohne Aufwand. Ist die Hinterlassenschaft auch noch so gering, bei der Haus-Nr. 14 im Gässele besteht nunmehr kein Zweifel, daß hier das Farbenreiben und der Gebrauch der Palette in Generationen betrieben wurde.

Im rein äußerlichen Gewand unterscheidet es sich wenig von der herkömmlichen Bauweise mit dem breit ausladenden Vordach als Nachfahre des hier noch üblichen Schindeldaches. Die Seitenverkehrtheit läßt auf einen oftmaligen Umbau schließen. Der Söller (Freiherr von Leoprechting schreibt von der Altane im Lechrain nur als vom Söller) ist streng und selbst in der unmittelbaren Nähe des Nachbarhauses nach Süden gerichtet. Er birgt in einem Tragebalken die eingeschnitzte Jahreszahl 1745, von der sich entweder der Neubau, ein Umbau oder nur die Errichtung des Söllers ableiten läßt. Bezeichnenderweise fällt sie mit dem Todesjahr des Pfarrer Georgius Dorer zusammen. In den Innenräumen des Hauses zeigt die heute noch vorhandene Kasettendecke der guten Stube nicht etwa von der Armut eines Söldnerhäusels, sondern von einem gewiß einstens vorhandenen Wohlstand, der im Herrgottswinkel als letztes Relikt des Malerhauses, einen exzellent geschnitzten und gefaßten Christus hinterließ. Laut Aussage des heutigen Besitzers war dieser in den Anfangsjahren dieses Jahrhunderts noch mit der Beigabe der Muttergottes und des Evangelisten Johannes versehen, wie der Herrgottswinkelkasten in Hofstetten eine Nachbildung hat. Das stirnseitige Haustor mit dem Hauseingang — eine Eigenart der lechrainischen Söldnerhäuser — wurde auch hier erst in den 20iger Jahren entfernt und auf den früheren längsseitigen Küchenausgang verlegt.

Allein die im Jahre 1688 beginnenden Hofstetter Pfarrmatrikel hätten zur Altersbestimmung des Priesters Georgius Dorer versagt. Er ist damit auch der älteste bekannte Priester-

sohn der Gemeinde. Im Sterbeeintrag vom 29. 3. 1745 heißt es knapp: „Georgius Dorer, Priester in einer anderen Pfarrei“ — keine Altersangabe, kein Hinweis auf seine ehemalige Pfarrei. Es ist durchaus möglich, daß er bei seinem Patriarchenalter längst resigniert hatte und bei seinen Verwandten lebte, wofür der Nachlaß der Heiligenlegende Beweis ist. Belegt ist ferner, daß er in der Hofstetter Pfarrkirche seine letzte Ruhe bei den übrigen hier verstorbenen Pfarrherren fand. Der Abbruch der alten Pfarrkirche 1845/46, beziehungsweise die Zerstörung des fast kompletten Inventars, machte in seiner Gründlichkeit auch vor den Priestergräbern nicht halt. Kein Epitaph ist der Nachwelt erhalten geblieben und die Grablegungen sind heute unbekannt.

Den dürftigen Eintragungen der Pfarrmatrikel zufolge, trat der Pfarrer Georgius Dorer am 10. 11. 1700 und am 26. 11. 1706 als Trauzeuge in Hofstetten auf. Eine ohne jede Beziehung getätigte Niederschrift „19. 9. 1724 — Georgius Dorer Präbbyter (Priester) aus Hofstetten“ läßt darauf schließen, daß er tatsächlich ein geborener (1649) Hofstetter war. Logischerweise mußte er der Bruder dessen sein, der auf dem Heimathaus saß und dem er anscheinend treu verbunden war.

Ob jener der Begründer des Malergeschlechtes war ist insofern fraglich, weil er schon eine ordentliche Lehre genoß, für die immerhin 40 fl. (Gulden) angelegt werden mußten. Sein Vater, also der Bruder des Priesters, ist in den Pfarrmatrikeln nicht zu finden, ebensowenig seine Geburt. Am 29. 3. 1711 stirbt Maria Dorerin im Alter von 66 Jahren. Wahrscheinlich die Mutter, die demzufolge 1645 geboren wurde. Unter den Firmlingen am 28. 4. 1690 in Dießen ist eine Anna Dorerin mit fünf Jahren, die als jüngere Schwester des Egid Dorer gelten könnte. Der Wortlaut der Eheschließung am 21. 1. 1703: „Agi-dius Dorer, Pictor (er nennt sich bereits Maler) und Catharina Schilche-

rin von hier. Zeugen: Heinrich Ayrnschmalz und Marcus Drexl von hier“ — läßt die Bestimmung des Geburtsdatums von Egid Dorer auf die Jahre 1670/75 zu.

Über seine Ausbildung jedoch wissen wir mehr (LGBL. 72/73 Seite 100 von W. Neu). Selbst für den anspruchsvollen Leser mag es eine interessante Sache sein, daß diese am Vorderanger der Lechstadt Landsberg, im Hause des 1676 aus Apfeldorf zugewanderten Malers Sebastian Kamb erfolgte. Die Aufgedingung im Jahre 1693 des Egid Dorer aus Hofstetten beinhaltete eine vierjährige Lehrzeit bei einem Lehrgeld von 40 Gulden, woraus zu schließen ist, daß das Elternhaus nicht unvermögend war. Eine der Zunftordnung gemäße Ledigenzählung des Malerjungen Egid Dorer von Hofstetten, weist nochmals seine Lehrzeit von 1693-97 aus.

Geburt und Tod in alten Zeiten liegen niederschriftlich so nahe beieinander, daß für ein gelebtes und arbeitsreiches Leben wenig Zeit bleibt. Gemessen an der Kinderzahl jedoch, wäre es direkt eine Sünde, diese einfach zu verschweigen, weil an ihnen doch Liebe, Not und auch der nächsten Generation, die Seltenheit von Nachkommen männlichen Geschlechts. Egid und Catharina Dorer hatten neun Kinder, von denen drei Totgeburten waren oder bald nach der Niederkunft starben. So Nicolaus am 9. 12. 1714 und die Zwillinge Antonius und Catharina am 8. 5. 1722. Die Töchter Ursula (1707-1725) und Rosalia (1708-1728) raffte der Tod im Blütenalter von 18 und 20 Jahren hinweg, so daß nur vier der neun Kinder groß wurden. Der Erstgeborene Johannes, die Schwestern Maria (geb. 29. 1. 1712), Theresia (24. 9. 1716) und Magdalena (14. 7. 1719).

Nachdem die ersten Seiten des älteren Matrikelbuches fehlen, konnte das Geburtsjahr für Johannes und Ursula Dorer nur über den Fir-mungs-Eintrag am 22. 5. 1719 in Is-

sing ermittelt werden. Hier sind Johannes mit 14 Jahren, Ursula 12 Jahre, Rosalia 10 Jahre und Maria mit 7 Jahre angegeben; also vier Dorer-Kinder. Theresia und Magdalena wurden am 21./22. 9. 1732 in Dießen im Alter von 16 bzw. 14 Jahren gefirmt. Als Taufpaten fungierte stets das Ehepaar Johannes und Ursula Hörl (von Haus-Nr. 817). Die Gleichheit des Vornamens Ursula läßt auf eine Schwester des Egid Dorer schließen. Egidius Dorer stirbt am 12. 2. 1739 im Alter von ungefähr 65-70 Jahren, seine Gattin Catharina sechs Jahre später am 9. 7. 1745. Nur bei letzterer findet sich die Angabe über das Alter. Catharina Dorer wurde 79, demnach 1666 geboren und war mit ziemlicher Sicherheit älter als Egid Dorer. Lehrzeit und Heirat festigen diese Annahme. Der Sterbeeintrag von Egid Dorer hat den Zusatz: „Pictor, de Eusebio pro bene Merity“, was wörtlich übersetzt „von Eusebius für gute Verdienste“ heißt. Ein in etwa sehr unklarer Satz, der zwar die großen Verdienste ausdrücken soll, aber in dem Vornamen ein Rätsel aufgibt. Möglicherweise ist es ein Fingerzeig auf den Vater von Egidius.

Dagegen spricht das Verzeichnis der Besitzverhältnisse in Hofstetten. 1612, also vor dem 30jährigen Krieg, ist der Name Dorer noch nicht aufgeführt. Erst 1671 heißt es: „Barthlmä Dorer, Söldnerhäusl eigen (= ohne Grundherrn) Kauf 1668, Wert 70 Gulden.“ Nun muß man bedenken, daß dieser Matrikel-Eintrag erst siebenzig Jahre später erfolgte, der betreffende Pfarrer erst zwei Jahre im Dorf war und somehr aus dem Barthlmä leicht ein Eusebiä werden konnte; vom Hörensagen ist schon mancher Irrtum, auch ein geschichtlicher, entstanden.

Einzig männlicher Nachkomme des Egid Dorer, der Älteste und 1705 geboren, führte das Handwerk des Vaters fort. Schon fünf Monate nach dessen Tod heiratet er am 30. 6. 1739 im Alter von 34 Jahren. Über die Ausbildung und Lehrzeit gibt es kei-

nerlei Hinweise. Sie wird naheliegenderweise in der väterlichen Werkstatt erfolgt sein, denn jede der Heiratsbeurkundungen tragen die Berufsbezeichnung Pictor. Johannes Dorer ehelichte in seinem langen Leben gleich dreimal und hat alle drei Frauen überlebt. Die erste Frau, eine Catharina Hirschauerin aus Stoffen, stirbt bereits ein Jahr später kinderlos. Sie wird in den Matrikeln als „Puella“ = junge Frau bezeichnet. Bei der ersten Trauung werden keine Zeugen benannt, wie sich über Alter und Herkunft der Hirschauerin nichts herauslesen läßt. Auch die zweite Gattin, eine Ursula Ruillin, stammt aus Stoffen. Daraus kann eventuell eine dortige Tätigkeit des Johannes Dorer abgeleitet werden. Die Heirat am 7. 12. 1740 nennt als Trauzeugen einen Anton Scheffler und Johannes Brunner von Hofstetten. Aus dieser Ehe entstammen vier Kinder. Lucas (geb. 11. 12. 1741), Maria (8. 1. 1743), Rosina (28. 2. 1746) und Antonius (30. 4. 1747). Paten jeweils Apolonia und Anton Schmid aus Hofstetten.

Was mag den damaligen Pfarrherrn wohl bewogen haben, den Tod der Ursula Dorer überhaupt nicht aufzuzeichnen? Man kann sich des Eindrucks nicht entledigen, daß für den betreffenden Ortsgeistlichen nicht jeder Tag ein Schreibtag war, denn diesbezügliche und unerklärliche Lücken tun sich mehrmals auf. So verschwindet einfach der Sohn Antonius und für die Tochter Rosina gibt es noch das Firmungsdatum vom 4. 10. 1755 in Pitzling. Wenn man ferner bedenkt, daß es auf der Pfarrei Hofstetten selbst in nachfolgender Zeit einen Priester gab, der jahrelang keine Eintragungen in die Matrikel vornahm, so nimmt sich das Unterlassungsregister seines Vorgängers noch als gelinder Lapsus aus.

Das Todesjahr der Ursula Dorerin kann aber in das Jahr 1748 gelegt werden, denn Johannes Dorer heiratet am 1. 12. 1748 zum dritten Mal. Seine Auserwählte war diesmal aus

Dettenschwang, eine Magdalena Abenthum, die ihm noch sechs Kinder schenkte. Bei der letzten Geburt war der Vater immerhin schon 57 Jahre alt. Als Zeugen bei der dritten Eheschließung treten Josef Probst und Marcus Drexl von Hofstetten auf. Ihr Familienname und der, der drei Frauen, Hirschauer, Ruile und Abenthum, haben heutzutage nicht nur in Hofstetten, sondern auf dem ganzen Lechrain noch Nachfahren. Von der dritten Frau sind die ersten drei Kinder, Michael, Brigitta und Johannes, in den Jahren 1750/51/52 als Totgeburten registriert. Für die nachfolgenden drei Mädchen (Apolonia 11. 1. 1755, Agatha 18. 1. 1759 und Maria 31. 3. 1762) gibt es nur für Maria noch eine Weiterführung in den örtlichen Aufzeichnungen. Seltsam genug, der zweimalige Vorname Maria in der Familie, doch kann auch hier auf Trägheit beim Eintrag geschlossen werden. Immerhin war die erste Maria (geb. 1743) aus zweiter Ehe um 19 Jahre älter als die zweite 1762 geborene. Beide haben sich dann später in Hofstetten mit dem Patengeschlecht Schmid ehelich verbunden.

Die Frage nach dem einzig verbliebenen und erstgeborenen männlichen Nachkommen Lucas kann nur mit der für den Vater sicher sehr schmerzlichen Tragik beantwortet werden, daß er im Alter von 22 Jahren am 1. 12. 1763 verstarb. Er wird bereits Pictor genannt. Mit seinem frühen Tod stirbt die männliche Linie der Dorer bereits aus, obwohl ihn sein Vater noch um zwanzig Jahre überlebte. Die dritte Frau Magdalena, ohne Altersangabe, stirbt am 25. 12. 1783 und Johannes Dorer ein halbes Jahr später am 5. 6. 1784 im Alter von 79 Jahren. Der Maler Dorer trat wechselseitig als Pate bei den Schmidts auf, und zwar bei den Söhnen Johannes (1749), Michael (1742) und Stephan (1739).

Die ältere Maria ehelicht im Alter von schon 40 Jahren (9. 9. 1783) den Martin Nudlbichler von hier, wobei der 1742 geborene Michael Schmid

als Zeuge auftritt. Im Besitzverzeichnis von 1808, also zur Zeit der Haus-Numerierung, heißt es bei Nr. 14: „Martin Nudlbichler — beim Mahler — 1/8 Gütl zum Kloster Dießen.“ Somit ist der unbestechliche Beweis erbracht, daß dieses Haus die Heimstatt der Dorer und daß Maria die ältere, die Erbin ihres Vaters Johannes Dorer war. Maria die jüngere verbindet sich ebenfalls schon 39-jährig mit einem Jakob Schmid. Dieser, genannt „der Schmidjäkl“ hauste auf Haus Nr. 42, einer später abgegangenen Hausnummer nahe dem heutigen Schulhaus. Ein sogenannter Leerhäusler, der die Kirche Reisch zum Grundherrn hatte. Hier wird wiederum Michael Schmid und der Schwager Martin Nudlbichler als Zeugen aufgeführt. Mit der Heirat der jüngeren Maria im Jahre 1811, erlischt der Name Dorer in den Matrikeln der Pfarrei Hofstetten.

Die so oft genannten Schmidts saßen auf Haus Nr. 90 „beim Guggaloachschneider“ und der älteren, lebenden Generation noch als „beim Schneider-Adam“ bekannt; zehentpflichtig zum Kloster Wessobrunn.

Blanke und sozusagen nackte Daten werfen im Nachhinein zurecht die Frage nach dem Werk und der Hinterlassenschaft zumindest dreier ermittelter Maler-Generationen auf. Im bewältigten Sinne kann es sich hier nicht um Kammern-Ausmaler und Anstreicher gehandelt haben. Sie mußten und haben ihr Brot in der damaligen Hochblüte des barocken Kirchenbaues verdient. Bekannt ist, daß nur jeder zehnte Jahrgang der Kirchenrechnungen aus dieser Zeit Aufnahme in das Kreisarchiv Landshut gefunden hat. Somit sind den gewerblichen Ausführungen sehr enge Grenzen oder auch nur Zufälle gesetzt. Die eigentliche Leistung kann nie und nimmermehr von der Nachwelt realisierbar und konkret nachgewiesen werden. Eingang in die Kunstgeschichte haben vornehmlich Freskantenn, wie Johann Baader „der Lechhansl“, Johann Zimmermann, Matthäus Günther und im engsten

Heimatgebiet, Johann Kaspar Schäffler aus Oberfinning, gefunden.

Die Faßmaler, und als solche sind die Dorer aufgetreten, blieben allenfalls unbekannt. Urkundlich belegt ist Egidius Dorer 1710 in Stoffen. Hier hat er das sogenannte „Tabulat gefaßt und das Leiden Christi darein gemalt“ und dafür 9 fl. 45 kr. erhalten. 1720 finden wir ihn in Obermühlhausen, in deren Kirche er um 3 fl. zwei Malboschen gefaßt hat. Die Kirche in Hofstetten erhielt 1730 einen neuen Tabernakel mit Zischgold und Lasurfarben. „Egidius Dorer, Maler von hier, hat den gemalten Tabernakel mit feinem Gold und Lasurfarben gefaßt, die Säulen auf Steinart marmoriert und mit gutem Firnis gefaßt; dabei hat er 24 fl. (Gulden) verdient.“ Dem Verfasser ist es aus der Ortsgeschichte bekannt, daß besagter Tabernakel heute noch in der Pitzlinger Kirche steht. Er wurde 1846 bei der Versteigerung des Inventars der alten Pfarrkirche von den Pitzlingern käuflich erworben.

Die im Jahre 1652 von der Pfarrei Hofstetten gestiftete Votivkerze im Kloster Andechs — eine der wenigen nach dem Klosterbrand 1669 erhaltenen — und 1716 erneuert, trägt als Votivtäfelchen einen Erzengel Michael — der Kirchenpatron — der der noch erhaltenen Plastik auf dem Kanzeldach so täuschend nachgebildet ist, daß die Tafel nur einem Einheimischen, dem Egid Dorer, zugeschrieben werden kann.

Von seinem Sohn Johannes Dorer läßt sich in den noch verbliebenen Kirchenrechnungen nichts herausfin-

den, denn der sich dauernd wiederholende Hinweis „der Maler bekam“ beinhaltet keinerlei Namensnennungen.

Als nicht erklärbarer Eintrag in das Pfarrbuch gilt folgende Geburt: „3. 4. 1731 — Paulus Dorer. Eltern: Georgius Dorer, Pictorus, und Elisabetha. Pate: Martin Mastaller von Ummendorf.“ Die Kirchenbücher schweigen im vor- und nachhinein über diesen Dorerzweig. Allein der Vorname „Georgius“ kann eine Verbindung zum Priester Dorer herstellen. Der Jahreszahl nach kann es sich nur um einen Bruder von Egid Dorer handeln, der eventuell nur kurze Zeit in Hofstetten ansässig war.

Summarisch betrachtet aber ist es ein handfester Beweis, daß das Malerhandwerk universell von allen Dorer ausgeübt wurde. Dadurch erhärtet sich auch die Annahme, daß der ungeklärte Vater von Egidius — ob nun Eusebius oder Bartholomäus — schon Maler war und den bekannten drei Generationen eine vierte dieser Handwerkssparte hinzugerechnet werden muß. Die Quellen dieser ortsgeschichtlichen Exkursion waren lückenhaft und dürftig, jedoch ergiebig genug, um den Nachweis zu erbringen, daß auf Dörfern mit scheinbar ausschließlicher Agrarstruktur auch Handwerksgeschlechter saßen, die mit ihrem Gewerbe nicht an den bäuerlichen Auftrags-Trend gebunden waren. Nun ist dies für den Lechraim gewiß kein Novum, für den Ort Hofstetten aber die Bestätigung, daß es im 18. Jahrhundert nicht nur das Dorf der Zimmerleute war.

Auf dem Haus ein Kamin aus Holz

Die Geschädigten erhielten das Patent zum Landbettel

Von Georg Stechele

Bedingt durch die vielen Brände der vorigen Jahrhunderte, erließ die Kurfürstliche Landesregierung zu München am 30. März 1791 die „allgemeine Feuerordnung“. Schon in ihrer Einleitung schreibt sie, wieviele schreckliche Feuerbrünste sind in den letzten Jahren in Baiern ausgebrochen und in welch tiefes Elend sind die verunglückten Haus-Familien gestürzt worden. Nicht nur bitterste Armut war die traurige Folge dieser Brandfälle, sondern auch das Kurfürstliche Aerarium mußte mit immerwährenden Nachlaß-Bewilligungen an den Staatserträgen großen Schaden leiden.

So hieß es im Paragraph 2: In den Dörfern sollen die neu zu erbauenden Häuser nicht gleich nebeneinander, sondern mit belassung eines Zwischenraumes von wenigstens 30 Schuhen (= 8,75 Meter) erbaut werden.

Paragraph 4 lautet: Niemand soll sich ferner unterstehen auf dem Lande Häuser durchaus von Holz aufzubauen, die Obrigkeiten haben hierüber keine Ausflüchte zu gedulden, vielmehr die Uebertreter exemplarisch zu bestrafen und wenn nicht der untere Stock des Hauses, oder ein Teil davon vom Grund heraus mit Steinen aufgeführt ist, nach vorher fruchtlos geschehenen Amtsverbot sogleich wieder einreißen lassen.

Paragraph 5 sagt: Die Häuser, Ställe, Schupfen und Stallungen sollen allen Orten in Zukunft nicht mehr mit Holz, Schindeln, Brettern, Stroh oder anderen feuerfangenden Materialien gedeckt werden. Interessant ist der Vermerk, daß für die Umdeckung der Stroh- und Schindeldächer mit Dachziegeln jeder Eigentümer 12 Gulden = 20,52 DM Zuschuß bekommt.

Paragraph 10 weist hin: Das weder in Städten noch auf den Dörfern sind weder Rauchfänge von Holz noch Brettern künftig zu gestatten, sondern die selben nach und nach abzureißen, und daß in allen Häu-

sern über das Dach reichende Kamine errichtet werden müssen.

Paragraph 18 verbietet: Das niemanden, besonders auf den Dörfern ferner erlaubt ist Flachs und Hanf in seinem eigenen Hause zu dörren, zu brechen, zu bleuen und zu schwingen, da schon dadurch viele Feuerbrünste ausgebrochen sind. Jede Dorfschaft hat eine allgemeine brauchbare und durchaus gemauerte Flachsdörre außerhalb der Ortschaft zu erbauen.

Zum Abschluß sei bemerkt im Paragraph 21: Daß die Feuerbesichtigung von der Polizei-Obrigkeit, wo nicht alle Quartalzeit doch wenigstens jährlich zweimal in jedem Haus mit aller Strenge und Genauigkeit vorgenommen wird, und die hölzernen Kamine viermal im Jahr zu reinigen sind. Es ist wunderlich, daß vor dem 18. Jahrhundert nicht mehr Brände entstanden sind, da ja die Häuser alle aus Holz gebaut und mit Schindeln und Stroh eingedeckt waren. Früher wurde in der Küche alles auf dem Dreifuß bei offenem Feuer gekocht. Der Rauch zog durch die weite sogenannte „Kutte“ ab und verteilte sich im ganzen Haus unterhalb des Daches. Dies bewiesen uns noch die rußgeschwärtzten Balken in einigen Häusern, so in Thaining beim „Rochel“. Unglaublich ist es auch, daß die später verbotenen aus

Holz gebauten Kamine nicht mehr Brände verursachten. So war es, daß ein Thaininger Bauer vom Grasweg den Teil des über dem Dach hinausführenden hölzernen Kamins sogar anweißelte.

Bis zur Einführung der damaligen Brandassicuranz im Jahre 1788 erhielten die Geschädigten ein Sammlungspatent, welches sie zum Landbetteln berechnigte. Dazu kamen die sogenannten drei Frei-Jahre, in denen die Abgaben erlassen wurden, außerdem stellten die Grundherrschaften häufig Bauholz und Saatgetreide zur Verfügung und schließlich wurden auch von den Kirchen Sammlungen veranstaltet und Darlehen gegeben. Am ersten Oktober 1811 wurde durch König Max-Josef die bayerische Landesbrandversicherungsanstalt gegründet. Interessant ist dabei, daß bei einem mittleren landwirtschaftlichen Betrieb um 1890 der jährliche Beitrag zur Brandversicherung je nach Brand zwischen 4,70 und 9,40 Reichsmark und heute über 400 DM beträgt.

Mit welchem primitiven Mitteln in alten Zeiten Hausbrände bekämpft wurden, davon zeugen noch die vorhandenen Lederkübel in den Museen. Später war noch jeder Hausbesitzer verpflichtet, einen hölzernen Feuerkübel bereit zu halten. Bei einem Brand trug nicht jeder einzeln seinen Kübel voll Wasser zum Löschen, sondern die Kübel wurden von Mann zu Mann gereicht.

Brach aber einmal ein Brand aus, der noch vom Wind begünstigt war, so blieb es meistens nicht bei den einzelnen Anwesen, sondern es fiel oft eine ganze Häuserreihe dem verheerenden Feuer zum Opfer. Schon mehrere größere Ortsbrände sind in unserem Landkreis zu verzeichnen. So am Markustag 1717, als beim Bäcker Josef Happach in Issing ein Brand ausbrach und neun Häuser einäscherte.

Am 8. Mai 1797 waren es in Stofen 25 Häuser, am Aschermittwoch 1840 in Petzenhausen 23 Häuser, die

Hälfte des damaligen Ortes, 1846 in Beuerbach 8, 1857 in Holzhausen bei Buchloe 10, 1858 in Eresing 9, 1875 in Egling 14, am 28. Mai 1875 in Penzing durch zündelnde Kinder 12 Häuser. Wohl einer der größten Ortsbrände entstand am 21. April 1875 in Dettenschwang, als Kinder in der Tenne des Wagnermeisters Josef Miller mit brennenden Prügeln ProzeSSION spielten und begünstigt durch den starken Westwind die Feuersbrunst in der Schmiedgasse auslösten. 35 Gebäude samt Kirche und Pfarrhof fielen dem Feuer zum Opfer. Die Hitze war dabei so stark, daß die Glocken schmolzen und die Häuser im naheliegenden Pitzeshofen noch Feuer fingen. Abgesehen von mehreren Einzelbränden, hatte auch Thaining zwei große Ortsbrände zu verzeichnen. So brannten am 13. Januar 1769 die gesamte Schmidgasse mit neun Häusern nieder und am 6. Mai 1812 fiel die westliche Häuserzeile der Untergasse mit 8 Häusern dem Feuer zum Opfer.

Der Brand in der Schmidgasse entstand bei Martin Gröbel „Beim Schuster Martl“ (heute Storhas), als seine Frau Maria noch nachts 1 Uhr bei Kerzenlicht Flachs von der Kammer holte, der sofort Feuer fing. Die Frau war im ganzen Dorf bekannt. Da um diese Zeit alles in tiefem Schlaf lag und bis Hilfe kam, konnte sich das Feuer rasch ausbreiten und griff sofort auf das Nachbarhaus von Johann Schäffler „beim Leinschäffler“ über; dabei konnte sich die 19jährige Tochter Magdalena nicht mehr retten und kam in den Flammen um. Da es zur damaligen Zeit noch keine Feuerwehrspritzen gab und das Wasser zum Löschen mit Kübeln herbeigeschafft werden mußte, war die Katastrophe nicht mehr aufzuhalten und so brannten noch folgende Häuser nieder: Vom Peter Friesenegger „beim Wanger“ (Ströbele), Anton Khindl „beim Schneider“ ist 1930 abgebrochen, Johann Wekerl „beim Bobl“ (Meiendres), Jakob Schmelcher „beim Schmid“ (Happach), Martin Schmid „beim Schmid-

jörgl" früher Stricker, Jakob Erhard „beim Disl" (Keller), und bei Lorenz Friesenegger „beim Schmidbaur" (Raffler); nur das Haus von Josef Bremauer „beim Hafenrochl", das südlich von der Straße stand (Meiendres), wurde von den Issinger Bewohnern gerettet.

Ueber den Brand in der Untergasse lassen wir einen Augenzeugenbericht vom Jahre 1812 erzählen:

Am Vorabend der Himmelfahrt Christi brach in dem Hause des Blasi Schelle Nr. 54 „beim Schuster Bläßl" Feuer aus. Zum größten Glück sah es der nächste Nachbar, welcher gleich um Wasser eilte und Hilfe schrie. Gleich wurde Sturm geläutet und alles im Dorf eilte und lief eiligst zu retten. Das Feuer brannte in der Streu- und Lauberhütte, und man konnte es nicht verstehen, wie daselbst in dem man das Laub trocknen fand, Feuer habe entstehen können. Die Mutmaßungen waren verschieden, die meisten Gegenwärtigen äußerten sich es sey ein gelegtes Feuer. Doch da es an Arbeitern Geschirren und Wasser nicht mangelte, wurde, obwohl schon der Boden der Heublene hell brannte, in einer kleinen Viertelstunde das Haus der armen seufzenden Familie gerettet.

Die Ortsvorstände stellten zur weiteren Sicherheit etliche Gemeindeglieder als Wächter auf, auch blieb ein großer Vorrat mit Wasser gefüllten Geschirr da selbst stehend, und alles legte sich mit freudigem Dank am Abend zur Ruhe.

Aber ach ein trauriger Zufall störte sie bald wieder. Abends bald nach zehn Uhr, da schon alles im tiefen Schlummer lag; nur einige ledige Pürschen liefen ihrer Gewohnheit nach noch im Dorf herum, und im Wirtshaus fanden sich auch etliche wohlgezechte; brannte in dem Stadelchen, welches zugleich den Getreidekasten, Wagen und Streu Remis enthielt, des Wolfgang Rauch Nr. 10 „beim Goribauer" auf einmal helles Feuer auf. Plötzlich schien im

ganzen Dorfe heller Tag zu sayn. Erwähnte ledige Burschen liefen und schrien im ganzen Dorf herum Feuer, Feuer, es brennt. Es ist nicht zu beschreiben wie alles aus dem Schlafe erwachende in Schrecken und Verwirrung geriethen. Niemand wußte wo es brenne. Jedermann glaubte und war in Furcht wegen zu großer Helle, es brennt sein eigenes oder nächstgelegenes Haus. Alles lief halb angekleidet aus den Häusern. Da man endlich erfuhr und selbst sah wo es brennt liefen einige ohne Geschirr und Wasser herbay. Endlich eilte auch der Ortspfarrer Josef Schilling welcher durch seinen tätigen Eifer und Hände Arbeit besonderes Lob und Dank verdient, die Obleute und andere tätige Männer herbay und machten Anstalt zum Löschen.

Aber schon die unteren drei Häuser Nr. 9 von Simon Wagner „beim Lumba-Sima", Nr. 6 von Timoteus Fesenmayr „beim Dreer", Nr. 4 von Benedikt Erhard „beim Käspelerle", welche nächst an den brennenden Stadelchen standen, waren in hellen Flammen und alle Rettung war vergebends. Durch Hilfe der Hagenheimer, Hofstetter und anderen von dieser Gegend herbeigeeilten hilfreicher Menschenfreunde wurde das vier Schritte über der Straße entfernte Haus Nr. 3 des Bartholomä Degele „beim Bächler" Nr. 2 von Thomas Müller „beim Lumba Thoma" und Nr. 1 von Philipp Wammetsberger „beim Zollklos" aus ihrer nahen Gefahr gerettet. Besonders haben sich die Obmänner von Hagenheim und anderer durch ihre schleunige Hilfe und Thätigkeit und Arbeitsamkeit ausgezeichnet. Spritze und Feuerkübel brachten sie mit und die schönste Löschorde herrschte unter ihnen. Es wurden unterdessen freilich durch die hiesigen Gemeindeglieder Wasser herbeigeführt und getragen, aber der Nordostwind trieb das Feuer gegen Mittag zu (Süden) welches schnell des Wolfgang Rauchs Wohnhaus (Wasch- und Backküche), dann auch des Jo-

sef Fichtner (Nr. 13, „beim Kistler“) ergriff. Noch war die Zahl der Leute zu gering, dem wütenden Feuer Widerstand zu leisten. Endlich kamen auch von Issing, Pflugdorf und anderen benachbarten Ortschaften; ausgenommen Detten- schwang und Ludenhausen, wo die Nachtwache vernachlässigt wurde, eine Menge Leute gelaufen. Man wollte zwar des Eustachus Fichtners Haus Nr. 15 „beim Zollstachus“ retten, auch da war alle Hilfe vergebens. Von da trieb der Wind die Flammen auf das Haus des Mathias Degle Nr. 17 „beim Locher“, welches, weil es mit Holz, Heu, Stroh und Laub ganz ausgefüllt war, so stark brannte, daß man wegen zu großer Hitze vergebens weiter mehr zu löschen anwenden konnte. Nur den benachbarten Häusern mußte man zu Hilfe eilen. Das nahe an Eustachius Fichtner gelegene Haus des Michael Mayr Nr. 18 „beim Weiße“ brannte schon hell am hölzernen Mantel und Schindeldach, Ja die Flammen ergriffen schon das innere Holzwerk. Auch des Bartholomä Riedhofer Nr. 7 „beim Pfannenflicker“ und Nr. 14 Andre Happach „beim Zischl“ Häuser, welche über die Gassen gegen Aufgang (Osten) zu stehen, fingen schon zu brennen an. Aber durch Fleiß der Pflugdorfer und Issinger Gemeindebürger, durch zu große Menge der thätigen Menschen, wurde mit Hilfe der Drei Feuerspritzen vom Dorfe selbst, von Pflugdorf und Hagenheim, diese Wohnungen den Flammen entrissen.

Besonders haben sich hierbey Xaver Landsberger welcher die Feuerspritze auf dem Kopfe tragend herbeieilte, Franz Fichtner wirth zu Pflugdorf und Alois Kaindl Revier Forstgehilfe zu Filgertshofen durch unermüdlige Thätigkeit, und als wahrer Menschenfreund ausgezeichnet. Die Sturmglocken heulten wäh-

rend dieser Feuersbrunst durch alle Dörfer fort, Um ein Uhr nachts kamen auch durch einen von der Gemeinde abgeschickten reitenden Boten nach Landsberg, die zwei Feuerspritzen von da an. Aber alle noch brennenden Häuser lagen schon in Schutt da. Es ist zu wundern welch große und schleunige Hilfe solch große Feuermaschinen leisten. Oh, welche Wohltat wäre es, wenn mehrere benachbarte Gemeinden zusammen sich nur eine der gleichen Löschmaschinen anschaffen würden, manch Unglück könnte man Einhalt tun.

Durch das immerwährende Geräusche der Sturmglocken und der großen Helle, welche man viele Meilen weit sah, kamen mehrere, und stunden weit entfernte Menschen herbei. Der Himmel schien durch Feuer und Rauch verhüllt zu trauern. Die ganze Nacht hindurch und den anderen Tag darauf bis abends war man mit dem löschen beschäftigt. Das königliche Landgericht erschien selbst zu Mitternacht im Dorfe und blieb am folgenden Tag bis 12 Uhr Mittags und traf alle möglichen Anstalten zur Sicherheit einer weiteren Feuersgefahr. Von allen benachbarten Ortschaften wurden Arbeiter und bespannte Wagen herbeigeschafft, um die noch brennenden Ueberbleibsel zu löschen und aus dem Dorf zu bringen.

Noch im selben Jahre wurden alle acht abgebrannten Häuser in ein und demselben Baustil wieder aufgebaut. Zum Bau der Häuser wurden die Tuffsteine von der Klosterkirche Wessobrunn verwendet, die im Jahre 1810 nach der Säkularisation abgebrochen wurde. Die Baumeister der Häuser waren Leonhard Schuster von Dießen, Josef Köpfler von Landsberg, und der Zimmermeister Anton Benedikt von Hofstetten. Soweit der Augenzeugenbericht aus jener Zeit.

Professor Leipold – der „Kap Horner“

Ein begnadeter Künstler und passionierter Seemann

Von Alexander Steinbrecht

Von den vielen Künstlern, die vor und während des ersten Weltkrieges bei uns verkehrten, war wohl der bedeutendste und bei weitem originellste der Maler Professor Karl Leipold. Er kam immer überraschend, schrieb nie, war immer wo anders, sei es in Amerika, Sumatra, Italien oder sonstwo. Leipold war ein großer, schlanker, ernster Mann, meist mit weiten Seemannshosen, einem Gürtel und ganz dicken, roten oder schwarzen Filzhemden bekleidet, dazu einen schwarzen Stock mit rundem Silbergriff. Er hatte einen dichten, schwarzen Bart und sah aus wie der „Fliegende Holländer“.

Trotz dieser etwas ausgefallenen Bekleidung sah man sofort, daß man einen vornehmen, feinen Herren vor sich hatte. Die ersten Erinnerungen an ihn gehen viele Jahre vor den ersten Weltkrieg zurück. Er war im Januar 1864 in Duisburg als Sohn eines Fabrikanten geboren und nur wenige Monate älter als mein Vater, mit dem ihn bis zu dessen frühen Tod treue Freundschaft verband. Wenn Leipold plötzlich auftauchte, gings an ein Erzählen oft bis zum Morgen. Mein Vater berichtete dann am nächsten Tag, daß er sich die ganze Nacht mit Leipold über Shakespeare unterhalten habe — wo finden sie heute zwei Menschen, die das können. Meistens erzählte Leipold seine Abenteuer auf See. Er war ein begeisterter Seemann und ist seinen Erzählungen zufolge — bei denen wohl immer etwas Seemannsgarn eingeflochten war — als Konfirmant im neuen Anzug daheim die Dachrinne herabgerutscht und auf ein Segelschiff gegangen, wo er, nachdem er als blinder Passagier wieder auftauchte, sich als Schiffsjunge anheuern ließ.

Stundenlang konnte er erzählen, wie er mit dem Tauende verprügelt wurde, wie er bei Sturm auf die Masten und Raaen klettern mußte, um die Segel zu bergen; daß man, wenn

man von hoch oben aufs Deck fiel, „die Knochen auslösen“ mußte und vieles, vieles mehr. Es muß damals eine furchtbar harte Schule gewesen sein, um als Schiffsjunge anzufangen und später dann Matrose auf einem Segelschiff zu werden. Für Leipold waren nur Segelschiffe auf der Welt. Dampfer waren für ihn keine Schiffe, und nie hat sein Fuß einen Dampfer betreten. Leipold hatte meistens drei große Ateliers: eines nahe am Meer (in Störort an der Elbemündung, wo sein eigentlicher Wohnsitz war und er dort ein Haus mit see-tüchtigem Segelschiff besaß), eines in Mitteldeutschland und eines in München oder — Dießen. Leipold hatte schon 1890 geheiratet; seine Frau hat ihre Jugenderinnerungen mit Leipold niedergeschrieben und hat die ersten Jahre seines unsteten Lebens — er hielt es nie lange an einem Ort aus — mitgemacht und berichtet, wie sie als junges Ehepaar über Brüssel, Paris, nach München und im Sommer 1891 nach Dießen-St. Georgen kamen. Sie wohnten beim Bäcker von St. Georgen. Sie war froh, als sie wieder in ihr Münchner Atelier zogen. Im nächsten Jahr aber hatte Karl Leipold die alte Schießstätte (die heutige protestantische Kirche in der Fischerei) ausfindig gemacht. Sie nahmen ihr Mobiliar (eine Chai-

se, ein Petroleumkocher und einiges Geschirr) mit. Sie freundeten sich mit der Nachbarin, der Frau von Schuster Jocher (der Sohn war der bekannte Krippenschnitzer Jocher) an. Einmal nahm der damalige Pfarrer von Dießen Anstoß, daß dort junge Leute zusammen hausten und schickte einen Gendarmen in die Schießstätte. Leopold war gerade auf dem See und Frau Leopold hatte überhaupt keine Papiere. Sie mußte erst nach Hause nach Duisburg schreiben, um ihre Papiere vorweisen zu können, damit sich Polizei und Pfarrer beruhigten. So streng waren damals die Sitten. Frau Jocher empörte sich und geriet in Wut.

Der Winter 1892/93 war streng; die Rosen blühen noch, da fiel schon der erste Schnee und der See froh zu, daß man nach Herrsching gehen konnte. Unten an der damaligen Schießstätte entstand das Bild „Bange Ahnung“, das im Glaspalast ausgestellt wurde und heute in Mainz hängt. Von der Schießstätte zogen sie wieder nach St. Georgen um und wohnten durch Vermittlung ihres Freundes Dr. Wacker (dem Vorvorgänger Dr. Mosers) in dem Haus neben der Kreuzkapelle. Dieses Haus hat später der Maler Professor Schuster-Woldan gekauft und wird heute von seinem Sohn General a. D. Schuster-Woldan bewohnt. Sein Atelier damals hatte Leopold im Taubenturm, der sehr schlecht zu heizen war, weil das Ofenrohr beim Fenster rausging. Karl Leopolds Leidenschaft blieb immer das Wasser. Auch wenn er hier war, befand er sich mit den damaligen Booten, die mehr die Form eines Kajaks hatten (vor und hinten hoch und nur in der Mitte Platz für den Ruderer) auf dem See. Da diese Boote aber sehr wackelig wirkten — Ruderboote wie heute gab es noch nicht auf dem See — so montierte er sich ein Schwert an sein Boot und seine Frau mußte ein Nachthemd als Segel hergeben. So fuhr Leopold um 1893 auf dem See, auch bei schlechtem Wetter. 1894 ging Leopold nach Emden, im Herbst 1895 wieder nach

München und Dießen. Dann fuhr er wieder zur See, umsegelte viele Male das Kap Horn (für Segelschiffe eine gefürchtete Gegend), ging nach Indien, lernte im Umgang mit Magiern die geistigen Kräfte, die indische Deutung der Farben, kam danach in die Arktis. Überall machte er Skizzen, zeichnete Details von Schiffen und beschäftigte sich mit Wasser, Schiffen und der unendlichen Welt. Er schrieb damals: „Was lag mir näher als das Verlassen des festen Landes, um mich mit der gewaltigen Natur und der unvorstellbaren Einsamkeit des Weltmeeres in engste Verbindung zu setzen. So fuhr ich zur See auf alten Segelschiffen und geriet bald in einen Wirbel von Ereignissen.“

Die Inflation machte ihn schwer zu schaffen, kam aber dann doch als Maler zu großem Ansehen; von Kritikern wurde er als „Meister aller Meister“, als „Künstler der Seelen“, als „einsam über allen stehendes Genie“ gefeiert. Im Brockhaus von 1944 wird er auch als „traumhafter Wikinger“ hervorgehoben. So war er auch ein „wunderbarer Maler“, ein „vornehmer, gescheiter, gebildeter Mensch“ und ein „ganz sonderlicher Kauz“. Wenn er lange vor dem ersten Weltkrieg zu uns kam, so erzählte er oft nächtelang von seinen Reisen und Erlebnissen. Leider mußte ich schon immer bald ins Bett, dennoch sind mir eine ganze Reihe von seinen tollen Erlebnissen in Erinnerung geblieben. Einmal wohnte Leopold einige Zeit im sogenannten „Jägeratelier“, am oberen Albaner Weg (später hatte es Kunstmaler Leins) und hatte meinen Vater eingeladen, seine Skizzen anzusehen. Ich durfte mitgehen. Leopold saß vor dem Atelier und rauchte, wie immer, Zigaretten. Mir machte es als Buben natürlich Eindruck, daß er die Zigarette schon nach ein, zwei Zügen weglegte und eine neue nahm. So lag ein Berg von halbgerauchten Zigaretten auf dem Tisch vor dem Blockhausatelier. Wir konnten uns im Atelier setzen und Leopold warf

seine Bilder ohne Keilrahmen auf den Boden. „Das ist in Venedig, das war ein Sturm bei Kap Horn, und so fort. Immer war auf den Bildern, gleich ob Städtebilder wie Venedig, die Albrechtsburg in Meissen, Wasser zu sehen. Das Wasser war so gemalt wie es vor ihm keiner und nach ihm auch keiner malen konnte.

„Hier der Ammersee, der hat ja kein Wasser, hier ist Wasser.“ Da flog wieder eine Leinwand auf den Boden und da sah man erst wie er die Meereswogen malen konnte. Dann bat er uns „zu Tisch“. Mit einer Handbewegung schob er Palette, Farbe, Pinsel auf die Seite und setzte zwei Tassen auf das Teppich-Tischtuch. Für mich hatte er aber keine Tasse mehr. Er nahm dann seine Zahnbürste aus dem Wasserglas und setzte mir dies vor. Dann schenkte er uns Tee, den er im Frühjahr von Ceylon mitgebracht hatte, ein. Kohlschwarz wie Tusche. Mein Vater fragte: „Leipold, haben Sie nicht etwas Milch, für den Jungen ist der Tee so zu stark.“ „Milch steht hier.“ Räumte unter den Farbtuben und Pinseln, und brachte eine Dose Kondensmilch zum Vorschein, nahm sie, zielte auf mein Glas und platsch, hatte ich, quer über den Tisch, eine Portion Milch im Glas. Von meinem Teezahnputzglas bis zu Leipold lief dann eine weiße Milchbahn quer über den Tisch. Ein andermal — es war so um 1916/17 — kam Leipold an und sagte: „Steinbrecht, ich habe mir ein Haus gekauft, ein schönes altes Bauernhaus in St. Georgen. „Die ‚Alte‘ ist gestern ausgezogen, hat mir ihr Bett mit Strohsack dangelassen. Ich legte mich in ihr Bett schlafen, aber nach kurzer Zeit kribbelte es. Ich dachte, das ist das Blut, lief zum Bach runter und kühlte mich in dem eiskalten Wasser ab. Es half aber nichts, kaum lag ich wieder im Bett, fings wieder an. Da merkte ich, das sind die Flöhe. Heute früh habe ich mir aber dann drei Büchsen von Insektienpulver in der Apotheke geholt und unter das Bett gestellt und das Fenster aufgemacht,

damit die braunen Ritter raushüpfen können.“

Mit seinem Bruder Ernst und seinem Wesen „Anni“ hat er sein Haus eingerichtet. Es stand da, wo man heute zu Hafnermeister Beck geht, dicht neben Meßmer Albert. Als ich einmal zu Leipold geschickt wurde und ihn für den nächsten Tag zum Kaffee einladen sollte, klopfte ich an der Haustür. Nichts. An der Wohnzimmertür wieder nichts, da hörte ich's draußen auf dem Hof hämmern. Ich ging hinaus. Das Hämmern kam aus der Scheune. Da ging ich dann rein. Auf einer Leiter, dicht vor mir, stand das „Wesen Anni“ bildhübsch, blond, und splitternackt. Sie reichte dem obenstehenden Leipold Bretter zu, die er annagelte. Leipold war auch splitternackt. „Ich brauch' noch eines von den längeren Brettern.“ Anni stieg die Leiter herunter, holte ein Brett und stieg vor mir, — die selbstverständlichste Sache der Welt — die Leiter wieder rauf. Ich war damals erst so 18—19 Jahre alt und konnte meine Einladung nur stotternd vorbringen. Da Leipold später mit seiner Frau „nicht mehr unter einem Dach leben konnte“, brauchte er natürlich jemand, der ihm seinen Haushalt in den drei Ateliers in Ordnung brachte. Er nahm sich deshalb ein immer sehr hübsches junges „Wesen“.

In München einmal hatte er kein Wesen und sah ein Mädchen vor einem Schaufenster. Das Mädchen seufzte. Leipold fragte: „Warum seufzen Sie?“ „Ach, ich hab keine Stellung!“, sagte sie. „Können Sie ein Atelier sauber machen?“ „Ja“ — „Können sie Briefe sortieren?“ — „Ja“ — Können sie Abendbrot richten?“ „Ja.“ — Dann kommen sie mit. Leipold zeigte dem Mädchen was sie aufräumen mußte, die geschäftlichen Briefe hierhin, die privaten hier usw. „Bis wann können sie fertig sein und Abendessen richten?“ „Da brauch ich schon ziemlich lang. Aber bis um acht abends werde ich fertig sein. Wenn ich Essen richten soll,

brauch ich aber Geld, weil ich keines habe." „Geld ist hier." — Leipold zeigte auf die Rinne des großen Atelierfensters und da lagen genau hineinpassend die goldenen 20-Mark-Stücke der Reihe nach. Als Leipold um acht Uhr wiederkam, war alles sauber, die Briefe geöffnet, geschäftliche und private auf je einem Haufen, alles in bester Ordnung und Leipold war auch die nächste Zeit restlos zufrieden mit dem „neuen Wesen". Eines Tages, das Wesen war gerade beim Einkaufen, klingelte es. Leipold macht auf. Ein Mann steht draußen. „Wohnt hier Kati Huber?" „Weiß ich doch nicht, scheren sie sich zum Teufel!" Er knallt die Tür zu, und schon wieder klingelt es. „Was wollen sie denn wieder?" „Ich bin von der Kriminalpolizei und suche die Kati Huber, die doch bei ihnen wohnen soll!" „Ich hab ihnen doch gesagt, daß ich keine Kati Huber kenne, und wenn sie mein „Wesen" meinen, so ist dies das beste Wesen, das ich je gehabt habe. Schon kommt sein „Wesen" die Treppe herauf und der Kriminaler sagt: „Ja da ist sie

schon und nahm sie gleich mit. Von seinen vielen 20-Mark-Stücken war fast nichts mehr da.

Als Leipold hier in seinem St. Georgener Haus lebte, war — wie schon berichtet — die bildschöne Anni sein Wesen. Sie hielt bei ihm aus, fuhr mit ihm auf See, zog von einem Ort, einem Atelier zum anderen, machte mit ihm die schweren Zeiten der Inflation durch, verkaufte Bilder für ihn und umsorgte ihn. Anni wollte so gerne einmal fliegen, was damals noch etwas besonderes war. Als Leipold wieder einmal nach Italien fuhr, durfte die Anni im Flugzeug mit. Er mochte diese modernen Dinger nicht und fuhr mit der Bahn. Das Flugzeug stürzte ab und Anni war tot. Leipold lebte dann noch, obwohl er große Berühmtheit erlangte, als einsamer, alter Sonderling auf Störort an der Elbmündung. Am 1. April 1943 ist er in Würzburg plötzlich gestorben. Damit endet nicht nur das Leben eines begnadeten Künstlers, sondern auch eines eigenwilligen Sonderlings, der ein feiner, vornehmer Mensch war.

Ein Blick in die Zeit Goethes und Mozarts

Hurlacher Tagebuch fand sich im Pfarrarchiv Landsberg

Von Anton Huber

In der Registratur des Pfarrarchivs von Maria Himmelfahrt in Landsberg fand sich ein Tagebuch des Johann Sebastian Pemler zu Leutstetten, der auf Hurlach gesessen und am 10. Mai 1763 Maria Anna Freifrau von Karwinsky, eine geborene Langenmantel, heiratete; deshalb nennt er seine Aufzeichnungen eCCe DIarIUM nVtplaLe 1763 (Die großen Buchstaben ergeben, richtig geordnet, die römische Jahreszahl: MDCCLVVIII).

Dieses Tagebuch stellt eine Fundgrube über das Leben der adeligen Damen und Herren der damaligen Zeit dar. Mit der Akribie eines Pedanten zeichnet der Schreiber alles auf, was ihm wichtig erschien. Zunächst notiert er für jeden Tag kurz die jeweilige Tageswetterlage, als Beispiel am 14. März 1763: „etwas besser, doch noch kalter Bayerwind“, nachdem er am 12. März eingetragen hatte: „Sturm, mit griemiger Kälte. Demnach so gahr aus meinem Zimmer ziehen müssen.“

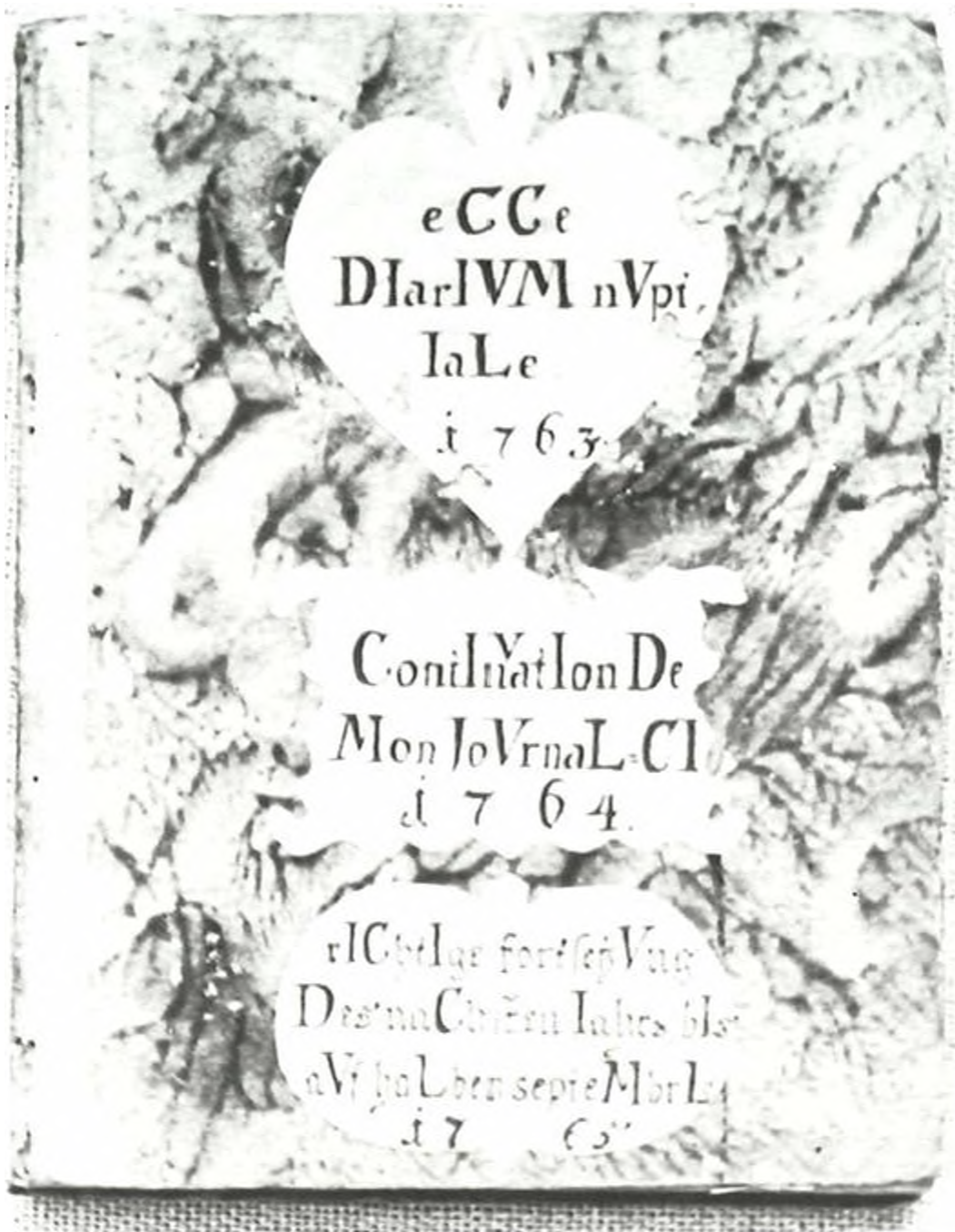
Auf den Wetterbericht kommen dann die verschiedenen Vorkommnisse des Tages; unter dem 26. 2. 1763 findet sich der Eintrag: „Gegen Abend bekomme ich ein Schreiben von meinem allerliebsten Fräulein Braut, worin mich selbe versichert, daß ich die höchste Hoffnung mir machen darff, auf den 28. Marty in München als Kammerdiener vorgestellt zu werden. Ich beantworte solches auf der Stell, sambt einer Beylag, umb den Vorwiz andrer Leuth zu befriaigen.“

Auch Katastrophen und Unfälle werden aufgezeichnet, so am 16. April 1763 „Auf dem Nachhauseweg hat sich ohnweitt der Schießhütten das Unglückh zugetragen, das einem Mann, dem die Pferd scheu gewor-

den, die Finger an der rechten Hand und der linkhe Fueß abgefahren worden. So wir mit Augen angesehen.“

Kirchliche und weltliche Feste werden beschrieben: am 18. 9. 1764, „Nach dem Tisch gibt Herr Vetter Hofmarschall zu Unterigling ein Schiessen, wobei der rollen Müller das beste gewonnen. Vor meiner Frau wurde ein Groschen über das Leggelt herausgeschossen, so ein Gulden 57 Kreuzer ausgemacht.“ Am 2. 9. 1764 ist zu lesen: „In der Frühe fahre ich mit meiner Frau und beiden Schwestern nach Iglingen zu dem hohen Umbgang, wobey ich als Profect von der Pfründschaft confirmiert worden. P. Procurator von Landsberg Magnus Widmann hält die Predigt und Ambt. Wir finden auch alldorth Herrn Vötter Franz Hofmarschall von Merspurg, so gestern ankommen. Wir speisen in dem Schloß, hernach spielen die andern Triset, ich aber rauche Tobac“.

Auch die Landsberger Jesuiten kommen in seinen Aufzeichnungen vor, so steht unter dem 4. September 1764: „Ich fahre nach Landsperg in die Ends Jahrs Comoedi, so sehr woll zu sehn war, sonderbar die Music. Nach der Comoedi gehe ich in das Jesuiter Collegium auf ein Glaß Ignati Wasser.“



Titelseite des Tagebuches von Johann Sebastian Pemler zu Leutstetten, bayrischer Truchseß, Hofkammer- und Hofkriegsrat in München, gesessen auf Schloß Hurlach. *Diarium Nuptiale* in lateinischer, *Continuation de Mon Journal* in französischer und schließlich in deutscher Sprache: richtige Fortsetzung des nächsten Jahres. Die großen Buchstaben geben jeweils richtig geordnet, die Jahreszahl: 1763, 1764 und 1765.

Es finden sich auch die Herren P. Provinzial Ingnati Rhomburg und P. Rector darbey ein, mit welchen beiden lang discurriere. Hernach hole meine Frau bei Herrn Castner v. Unertl ab und fahre wieder heim." Von einem besonderem Verkehrsergebnis berichtet Pemler am 22. 4. 1765 „NB Gestert hat man hier das erste Mal angefangen an der neu Poststraßen zu machen.“

Fast jeden Tag haben die Herrschaften sich den Abend mit verschiedenen Spielen verkürzt. Ueber Gewinn und Verlust wird genauestens Buch geführt. Jeder Monat wird eigens abgerechnet und auch jedes Jahr. So steht am Ende des Jahres 1764 folgende Bilanz: „NB dises Monath im Spiln gewonnen 58 Kr., verlohren 18 Kr., bleibt Gewinn 40 Kreuzer.

Dises ganze Jahr aber habe ich im Spiln gewonnen 38 Gulden 7 Kreuzer, Verlohren 19 Gulden, bleibt mir also noch Gewinn über 19 Gulden 7 Kr.“

Bevor wir uns mit dem Tagebuch des Freiherrn Sebastian Joseph v. Pemler näher befassen, ist es angebracht, die Herrschaftsverhältnisse der Hofmark Hurlach eingehend zu betrachten¹⁾. Im zweiten bayerischen Herzogsurbar von ca. 1280 erscheint unter dem Amte Mering auch die „advocatia Hurlach“. Um 1260 sind die Hurlacher als Augsburger Bürger nachweisbar, sie werden im 14. Jahrhundert eine der reichsten und angesehensten Familie im Augsburger Patriziat.

Am 14. Juni 1320 verkauften Heinrich und sein Bruder Otto, Söhne Heinrich des Gizen von Penzing, ihren Eigenhof bei der Kirche zu Hurlach an Heinrich von Seefeld. Wie lange die Seefelder Inhaber von Hurlach waren, läßt sich nicht mehr genau ermitteln.

1415—1640 war eine Linie der Herren von Villenbach (bei Wertingen) im Besitz der Ortsherrschaft. Ulrich von Villenbach wurde am 31. Oktober 1415 von Graf Konrad von

Oettingen mit dem Huthaber belehnt. Er war Herr von Hurlach über vierzig Jahre lang, ihm zur Seite stand seine Gemahlin Ursula von Freiberg. 1456 folgten ihm seine Söhne Jörg und Wiggau, doch nur auf kurze Zeit gemeinsam; denn Wiggau verkaufte bald seinen Anteil an seinen Bruder. Aber auch Jörg von Villenbach, Pfleger zu Nesselwang, verkaufte seine Eigen- und Lehengüter in Hurlach, nachdem er schon zwei Höfe an das Stift St. Moritz in Augsburg veräußert hatte, um 4500 Gulden an den Augsburger Bürger Ludwig Meuting.

Um 1430 hören wir zum ersten Mal von einer großen Schäferei, die die Herrschaft in Hurlach hielt, es waren 1300 Schafe. 1507 ertrug die Verpachtung der Schäferei 70 Gulden, 60 Käse und 36 Lämmer.

Die Herrschaft der Meutinger dauerte von 1460—1517, als Teilherrschaft neben den Pimmel bis 1527. Darauf folgen als Besitzer die Haug und Manlich, 1528—1565 und die des Alleinbesitzes der Haug und der Haugschen Erben, 1565—1605. Einer der Erben war Kaspar Merer, seit 1586 zugleich Pfleger der noch unmündigen Kinder Haugs; er wurde bald der rührigste und einflußreichste unter den Mitbesitzern und hatte 1605 die ganze Herrschaft an sich gebracht. 1608 übernahm Marx Fugger, Freiherr zu Kirchberg und Weißenhorn (Kirchheimer Linie), Pfleger zu Landsberg, das Gut Hurlach.

Nach Marx Fuggers Tode 1614 folgte dessen Sohn Hans, auf ihn 1638 dessen Sohn und Alleinerbe Graf Hans Euseb zu Schmiechen und Türkenfeld. Er hauste und wirtschaftete so schlecht, daß er das Gut verlor; 1643 wurde es seinen Gläubigern Karl Fugger (von der Linie Pfirt) und den Erben des Dr. jur. Esaias Leiker übergeben.

Bald darauf tritt Johann Langenmantel von Westheim als Besitzer von Hurlach auf. Er erwirkte von Kurfürst Ferdinand Maria die Le-

hensbefreiung für Hurlach; er hatte sich den Kurfürsten dadurch zu Dank verpflichtet, daß er ihm seine Behausungen, mit Garten und Stadel, auf dem Kreuz in München zur Erbauung eines Salesianerinnenklosters überlassen hatte. Sein einziger Sohn, Georg Friedrich Langenmantel, starb 1681 im Alter von 25 Jahren, seine Mutter trat als Witwe in das Riedlerkloster in München ein.

So fiel Hurlach an Johann Paul Langenmantels Tochter Anna Katharina, die verheiratet war mit Johann Sebastian Pemler zu Leutstetten, bayrischem Truchseß, Hofkammer- und Hofkriegsrat in München.

Aus dem Geschlecht der Freiherren von Pemler waren in der Folge (Inhaber von Hurlach Johann Sebastians Sohn, Franz Joseph, verheiratet mit Maria Theresia, Freiln von Donnersberg, und der aus dieser Ehe hervorgegangene Sebastian Joseph († 1772); er hat uns das Tagebuch hinterlassen.

1) Zum folgenden: Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern, die Landgerichte Landsberg und Schongau, 1971, von Prof. Dr. Fried und Dr. Sebastian Hiereth; dort finden sich alle wichtigen Quellen- und Literaturhinweise.



Dorfstraße in Hurlach

Die Panduren vor Landsberg

Die Stadt am Lech im österreichischen Erbfolgekrieg 1740—1748

Von Ernst Vogt

Im österreichischen Erbfolgekrieg ging es um die Geltung der Rechtmäßigkeit der habsburgischen Länder auf Maria Theresia, Königin von Böhmen und Ungarn (1740—1780), die mit Franz Stephan von Lothringen vermählt war. Erbansprüche erhob u. a. Kurfürst Karl Albert von Baiern, der die „Pragmatische Sanktion“ nicht anerkannt hatte. Ausgelöst wurde dieser Krieg durch den Einmarsch Friedrichs II. (der Große) von Preußen (1740—1786) in Schlesien, ein übereiltes und zudem gewagtes Unternehmen, das diplomatisch nicht vorbereitet und mit Rechtsgründen nicht zu stützen war. Maria Theresia ließ sich durch die aussichtslose bedrohliche Lage nicht entmutigen, sondern betrieb fortgesetzt die Aufbietung aller Kriegsmittel. Preußen, Frankreich (verbündet mit Baiern und Sachsen) standen ihr als Feinde gegenüber. Nur England war an ihrer Seite. So hatte nach tagelangen Konferenzen, Bündnisverträgen und Rüstungsvorbereitungen wieder einmal die Kriegsfurie das Wort.

Noch bevor die Spitzen der im Anmarsch gegen Oberösterreich befindlichen französischen Hilfstruppen die bayerische Armee erreichen konnten, überschritt der Churfürst von Bayern am 11. September 1741 die Grenze von Oberösterreich und begann die Offensive, mutmaßlich im stillen Einverständnis des Königs Friedrich II. von Preußen. Die erste Kriegshandlung des Kurfürsten gegen Oesterreich war der Ende Juli durchgeführte Ueberfall auf Passau. Am 11. September früh trat Carl Albert den Vormarsch in drei Kolonnen (von Schärding abrückend) nach Oesterreich an. Das bayerische Heer erreichte an diesem Tage St. Willibald, am nächsten Morgen nach Waitzenkirchen die Landesgrenze und somit den Boden der österreichischen Erblände. In diesem Augenblick wurde ein Krieg eröffnet, der nach fünfjährigem blutigen Ringen zwar den Besitzstand beider Gegner fast unverändert ließ, aber beiden Reichen schwere Wunden schlagen sollte, den bayerischen Landen un-

gleich mehr, weil das damals noch kleinere „Baiern“ fast ununterbrochen den Haupt- oder Nebenkriegsschauplatz bildete.

Am 15. September wurde Linz von bayerisch-französischen Truppen besetzt. Am 18. September detachierte der Kurfürst Abteilungen an die Enns, um sich der Übergänge bei Enns und Steyr zu bemächtigen. Er betrachtete mit seinen Bayern vorzeitig schon das österreichische Land als sein Eigentum und nahm den Titel „Erzherzog von Oesterreich“ an, was ohne jede Aufregung zur Kenntnis genommen wurde. Maria Theresia fand inzwischen Gelegenheit, neue Streitkräfte aus Italien nach Niederösterreich zu ziehen. Sie ließ die Verteidigung von Wien und zugleich die Offensive gegen Bayern vorbereiten. Die Abwehr der Gefahr aus Bayern war vordringlich.

Schon nach der Erstürmung der Hauptstadt Prag (in der Nacht vom 25. auf 26. September 1741) hat es sich ergeben, daß die aus Schlesien anrückende Armee (36 000 Mann)

Oesterreichs zu spät kam, weshalb sie sich zur Deckung Mährens zurückzog. Ende November waren die Operationen auf dem böhmischen Kriegsschauplatz vorläufig zum Stillstand gekommen. Die Gegner, durch das Korps in Oberösterreich und mancherlei mißliche Umstände (Krankheitsmeldungen, Fahnenflucht, Disziplinlosigkeit usw.) geschwächt, zählten nur noch 5000 Bayern, 25 000 Franzosen und 19 000 Sachsen. Sie versuchten nun, ausge dehnte Quartiere in Böhmen zu gewinnen. Nach einer Feldkarte bestand gegen Ende Dezember 1741 folgende

Gesamt-Kriegslage:

Verbündete:

Eger eingeschlossen von Franzosen unter d'Estreen; Prag von Franzosen und Bayern besetzt; entlang der Elbe von Leibnitz, vor Königsgrätz bis Schildberg und von dort bis Prerau: die preußische Hauptarmee unter Prinz von Anhalt-Dessau und am linken Flügel Feldmarschall Schwerin, davor bei Czaslau und Chrudim die Sachsen unter Rutowski und Birkholz; vor Budweis: französische Marschälle Törring und Broghe; im Süden, östlich der Enns: bei Wels die Abteilungen Franzosen unter Segur und Minuzzi, bei Klausen bis Spital: 600 Bayern.

standen gegenüber

Oesterreicher: Oberst Doffing.

Oesterreichische Armeen unter Feldmarschall Fürst Lobkowitz, Feldmarschall Scherr, Generalfeldwachtmeister Tercy und Oberst Stubenberg; Korps des österreichischen Großherzog von Toscana; Oesterreichische Hauptarmee unter Feldmarschall Graf von Khevenhüller (30 000 Mann), davor bei Freistadt: Oberst Elberfeld.

(Diese Aufstellung erfuhr im Laufe des Krieges ständige Aenderung).

Khevenhüllers Einmarsch

Schon zu Anfang des Jahres 1742 begannen die Feindseligkeiten von Neuem. Durch den Fall von Linz,

das siegreiche Gefecht bei Schärding (17. Januar) und die Einnahme von Passau war ganz Oberösterreich wieder frei, der größte Teil des bayerischen Heeres teils lahmgelegt, teils auseinandergesprenzt, das französische Corps Segur zu gänzlicher Untätigkeit gezwungen, Oesterreich bekam angesichts dieser Siegesmeldungen wieder neuen Mut. Nun kam Caiern an die Reihe: Ried, Vilshofen, Braunau (3. 2.), Burghausen (4. 2.), München (10. 2.), später noch Straubing (20. 3.), Kehlheim (21. 3.), Langau (24. 3.) und viele andere bayerische Orte wurden von den Oesterreichern erobert oder sonst ohne Widerstand besetzt.

Hinsichtlich des Verhaltens der österreichischen Truppen in Baiern muß erwähnt werden, daß FM Graf Khevenhüller gleich bei Eintritt österreichischer Truppen in bayerisches Gebiet durch Erlaß von Proklamationen an die Bevölkerung vorgesorgt, sich auch bemüht, in seiner Armee strengste Manneszucht zu erhalten, um Uebergriffen der Truppen vorzubeugen und den Bewohnern des Bayernlandes keinen Grund zur Beschwerde zu geben. Der Feldmarschall war wiederholt von der Königin Maria Theresia zu menschlicher und schonungsvoller Behandlung der bayerischen Bevölkerung ermahnt worden.

Freilich ist das oberste Gesetz der Menschlichkeit nicht von allen Truppenteilen befolgt worden, besonders nicht von den zwar erfolgreichen, aber skrupellosen Korpsführern Oberstwachtmeister Franz von der Trenck mit seinem Panduren-Freikorps und von dem Husarenoberst Johann Daniel von Menzel. Mit letzterem müssen wir uns befassen, weil er in unserer Gegend seine Launen austobte. Sein Geburtsjahr und Geburtsort ist: 30. September 1698 zu Leipzig. Von Jugend auf schien er ein Abenteurer zu sein. Vater: Johann Menzel, Barbier und Feldscher (Hilfsarzt) unter den sächsischen Truppen, Mutter: Dorothea Elisabeth

Liebreich, eine Musikanten-Tochter: fünf Kinder. Der 13jährige Menzel schloß sich 1711 dem Gefolge des Zaren Peter der Große an, der damals in Leipzig weilte, und kam mit demselben bis Teplitz, von wo er wieder nach Hause geschafft wurde. Er besuchte die Nikolaischule und die Universität. Wiederum kam er gegen den Willen seiner Eltern als Fourier (für die Verpflegung verantwortlicher U.-Offizier) zum sächsischen Militär. Bei der Kavallerie brachte er es zum Wachtmeister, ging dann wieder zum Fußvolk, wo er 1726 als Feldweibel verabschiedet wurde. Menzel wandte sich dann nach Polen, wo er es fertigbrachte, Fähnrich bei der Kronarmee zu werden. Er heiratete und wurde durch Protektion zum Leutnant und Hauptmann befördert. Sogar die Erhebung in den Adelsstand war ihm sicher. Als Major ging er in russische Dienste. Nachdem seine erste Frau starb, heiratete er eine moskowitzische Witwe mit zwei Kindern, denen noch ein eigenes hinzukam, das aber bald verstarb. Im polnischen Erbfolgekrieg (1733-1735) nahm er an der Belagerung von Danzig teil, focht bald darauf gegen Türken und Tartaren. 1738 war er zu einer zweimaligen Mission nach Persien bestimmt. Ende 1739 trat er wieder in österreichische Dienste als Oberstleutnant, wo er — gleich Trenck — als ein wilder Führer von Kroaten, Panduren und leider auch Gesindel jeder Art in allen Gegenden unseres Heimatlandes bekannt wurde. Unmenschlichkeit mit sich steigenden Ausschreitungen, Kontributionsbeitreibung mit furchtbaren Drohungen, Brandschatzungen, Plünderungen, Raubsucht und Zerstörung, das waren die Taten seiner Kriegszüge.

Seine Verbrecher ließ er zwar oft hart bestrafen, denn er hielt strenge Manneszucht unter seinen Soldaten, aber die Charakter- und Sittenlosigkeit seiner Truppe setzte sich über alle Grenzen der Kriegsgesetze und des Völkerrechts hinweg.

Ende November 1742 begab Menzel sich nach Wien, wo er sein drittes Ehebündnis mit einem geizigen Fräulein von Regental schloß, das Vermögen hatte. Um diese Zeit geriet er mit Trenck in arge Verdrüßlichkeiten. Man schätzte nun sein zum größten Teil geraubtes und gestohlenen Vermögen auf 4-5 Tonnen Gold. Die Kaiserin Maria Theresia ernannte ihn zum General, für Verdienste, die ihm eigentlich nur durch seine Rücksichtslosigkeit zufielen. In den folgenden Kriegsjahren streiften er und Trenck mit ihren barbarischen Scharen bis tief nach Lothringen hinein, bei Stockach wurde er in einem Gefecht am 25. Juni 1744 erschossen. Ueber Menzels Tod schrieb Prinz Karl von Lothringen an seinen Bruder: „Le pauvre Menzel a été tué auprès de Stockach ayant passé le pont et étant dans l'île . . .“ (Maulbeerinsel). Er starb unter vielem Beten und unter ständigen Ausrufen: „O Herr Jesus spann' aus!“ Seine Gemahlin ließ ihm in Geresheim (Darmstadt) ein prächtiges Denkmal setzen. So endete aller Glanz und Schlachtenruhm.

Während der leidvolle Krieg in Baiern sich abspielte und auch die übrigen österreichischen Korps volle Mühe hatten, die preußische Armee Anhalt Dessau und Friedrich II. im weiten Vorfeld in Mähren vor Wien aufzuhalten, näherte sich das Kriegsgetümmel immer mehr unserer Heimat zu.

Oberst Menzel über den Lech

Anfangs März 1742 beabsichtigte Graf Khevenmüller seine durch Abmarsch der für die böhmische Armee abgegebenen Verstärkungen zahlenmäßig bedeutend geschwächte Armee hinter die Isar enger zusammenzuziehen, und sich entweder mit der bayerischen Armee oder den auf Bayerns Seite stehenden Kontingenten der Reichsfürsten oder den neuen französischen Hilfstruppen zu widmen, sie zu überfallen und einzeln zu schlagen. Um sich die nöti-

gen Anhaltspunkte zu verschaffen über die Bewegungen des Feindes, beauftragte Graf Khevenmüller am 2. März den Obersten Menzel mit seinem Husarenkorps an den Lech zu rücken und längs der Donau gegen Donauwörth vorzugehen. Es kam dann zu Gefechten, die bereits am Anfang des vorigen Abschnitts am 20.-24. März erwähnt wurden. Als Menzel diesen Befehl erhielt, stand ein Teil seiner Husaren bereits bei Friedberg, Augsburg, das einen Neutralitätsvertrag mit Menzel abgeschlossen hatte, zog sich schlauer aus der Kriegsschlinge. Die freie Reichsstadt erklärte hierbei, die in die Stadt genommenen 300 Mann schwäbischer Kreistruppen nur zur eigenen Sicherheit und zur Bewachung der Tore verwenden zu wollen.

Bedrohung Landsbergs

Schon 1741 hatte General Graf Costa bei einer Grenzbesichtigung Befehl gegeben, den wichtigen Platz Landsberg in besten Verteidigungszustand zu setzen, um die „von vortrefflichem Geiste beseelte Bürgerschaft“ zu nachhaltigem Widerstand zu befähigen. (In welcher Weise die Befestigung seit September 1741 ausgeführt wurde, ist in der Monatschrift „Landsberger Geschichtsblätter“ Nr. 3 Seite 20 nachzulesen!) Auf der schwäbischen Seite vom Lech, auf bayerischer von zweifacher Mauer umgeben „nahmen die Bürger, sechshundert an der Zahl, die Waffen mit demselben Schwur zur Hand, wie einst ihre Väter gegen die Schweden“ (heißt es wortwörtlich in den Annalen der Geschichte).

Ungeachtet der sonstigen Unternehmungen, die Menzel an der Donau unternahm und mit denen wir uns hier nicht befassen können, erschien plötzlich am 10. März morgens neun Uhr ein österreichischer Rittmeister mit 30 Husaren vor den Mauern der Stadt Landsberg, um sie im Auftrag Menzels unter schwersten Drohungen zur Uebergabe aufzufordern. Da aber die Stadtwache

sofort „ins Gewehr trat“ und die Konstabler (Geschützmeister im Rang eines Unteroffiziers!) an ihre Kanonen auf den Wällen eilten, zog sich der Rittmeister mit seiner Mannschaft schleunigst zurück. Einem zurückgebliebenen Trompeter gab man den Bescheid: „Weder die in Landsberg befindliche Garnison, noch die Landmiliz, die Jäger und die Bürgerschaft seien schwangeren Leibes, um die angedrohte Massakrierung zu befürchten; der Oberst möge nur heranrücken, so könne er erfahren, wie man die seiner kaiserlichen Majestät schuldige Treue nach Möglichkeit beweisen und dem allerhöchsten Befehl, sich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, nachkommen werde.“

Standarte aus Penzing

Am 11. März näherten sich etwa 300 Husaren auf 1000 Schritte der Stadt, bezogen mehrere Stunden die Aufstellung, wobei sie die Aufforderung zur Uebergabe „wider Kriegsgebrauch durch diffamierte Leute“ wiederholten. 5 Kanonenschüsse genügten, sie in ihr Quartier Penzing zurückzuzwingen. Ihre Verwundeten und einen eingefangenen Gerichtsboten nahmen sie mit. Noch am gleichen Tage räumten sie auch Penzing unter Zurücklassung zahlreichen Festungsturmmaterials. Eine für die Penzinger Kirche gestiftete Standarte wurde nach Landsberg eingeholt.

Neuerdings erschienen am Karfreitag, 23. März, zwischen 8 und 9 Uhr vormittags wieder über 2000 Husaren und Panduren, letztere zum Teil ebenfalls beritten, da sie auf dem Marsche und im Quartier überall den Bauern die Pferde wegnahmen. Eine Abteilung, die zur Erkundung ausgesandt war, beim Ziegelstadel, eine andere Abteilung gegen den Lech reitend, wurde mit so heftigem Kanonenfeuer empfangen, daß die Panduren in die Ampergegend sich zurückzogen, während die Husaren bei Kaufering durch den Lech setzten und auf der schwäbischen Seite ihre Zuflucht suchten.

Ueber den weiteren Verlauf der Ereignisse um Landsberg berichtet die „Geschichte des kurbayerischen Heeres“ folgendes: „Am 31. (März) rückten die Panduren abends 9 Uhr abermals vor die Stadt und nisteten sich unbemerkt an dem Wassergraben ein, der einer vor dem Bayertor erbauten und mit Geschütz besetzten Batterie vorlag. Erst, als etwas später der Kommandant des Reviers, Obristwachtmeister Weigl mit noch einigen Offizieren des Landregiments München in die Batterie kam, nahm man den am Graben liegenden Feind wahr, worauf man ihn sofort beschoß. Nachdem sich aber die Panduren allmählich um die ganze Stadt ausbreiteten, erwiderten sie das Feuer auf die Batterie, die Zwinger und die Stadtmauer äußerst lebhaft, bis mehrere gutgezielte Salven der auf dem offenen Wall, den Türmen und den Galerien aufgestellten Landmiliz, sowie die Geschütze des Stückjunkers Dubien den Angreifer zurücktrieben. Besonders am Schloß, wo die Panduren einzubrechen versuchten, wurden sie von den unter Befehl des Obristleutnants von Thumb (eines Neuburgers, was in anderen Geschichtswerken wieder bestritten ist) stehenden Jägern, Schützen und Bürgern so kräftig empfangen, daß sie unter lautem Geheul davonliefen. Noch vor Tagesanbruch war der Feind mit Zurücklassung einiger Toten verschwunden, während er seine zahlreichen Verwundeten nach München fortschaffte.

Gleichzeitig mit dem Angriff am Bayertor versuchte Oberst Menzel (der im Verband mit dem Feldmarschall-Leutnant Skentsch in München hier eingetroffen war, Der Verfasser), der den ganzen vorher gegangenen Tag vom Kirchturm von Kaufering herab mit einem Fernrohr die Stadt beobachtet und in der Nacht auf der schwäbischen Seite bei dem einsamen Wirtshause „zu Spötting“ sein Quartier aufgeschlagen hatte, um 3 Uhr morgens mit seinen Husaren durch den Lech zu setzen, doch gelang diese Absicht

nicht, so daß er sich auf ein wirkungsloses Feuer über den Fluß hinüber beschränken mußte. Als aber die Stadt immer lebhafter antwortete, zog er es vor, zunächst nach Kaufering und dann ganz abzuziehen.

Besatzung und Bürgerschaft von Landsberg verzeichneten keine Verluste. Das Ende der wochenlangen Einschließung wurde mit einem Dankgottesdienst in der Jesuitenkirche unter Geschütz- und Gewehrsalven gefeiert. In der Tat konnte sich jedermann des Bewußtseins treuer Pflichterfüllung erfreuen, die Besatzung, die Bürgerschaft, ihr wackerer Bürgermeister Genzinger und nicht zum wenigsten der Landrichter Mandl von Deutenhofen, der trotz aller zu seiner Verhaftung ausgeschickten Kommandos immer wieder nach auswärts ging, um die Verpflegung der Stadt sicherzustellen.

Am 18. März wandte sich Menzel gegen Dillingen und Höchstätt und überschritt dort die Donau, wie bereits erwähnt.

In dieser Episode des Krieges wurde besonders das mannhafte Auftreten der Tölzer, die Wegnahme mit schwerer Beute befrachteter Flöße aus der Isar und das ruhmvolle heldenmütige Verhalten der Landsberger gegen große Uebermacht hervorgehoben. Die kalte Grausamkeit der Sieger in den betroffenen bayerischen Landen erzeugte Jammer und Furcht unter der Zivilbevölkerung. Die Menschen aus den Dörfern retteten ihre Habe in die Städte; die in den Städten trugen ihr Gut in die Gräfte der Toten. Beamte verließen ihre Stellen, Pfarrer ihre Gemeinden. Hin und wieder rotteten sich verzweifelte Bauern bewaffnet zusammen in Wäldern und Feldern, einzeln den Krieg gegen die Unterjocher zu führen.

Nach der Besetzung von München (10. 2.) mußte Khevenhüller die Offensive gegen Bayern einstellen und den Rückzug hinter die Vils antreten, da auf dem mährisch-böhmi-

schen Kriegsschauplatz eine Wendung eingetreten war. Die Kriegslage war Ende Mai 1742 keineswegs für die Oesterreicher günstig. Die aus Schwaben kommende Armee des französischen Feldmarschalls Törring und des Generals Harcourt stand an der Donau bei Straubing der Armee des Fm. Khevenhüller gegenüber, weiter Franzosen unter Broglie dem Fm. Lobkowitz, Friedrich II., der Feindseligkeiten neuerdings begonnen hatte, dem Fm. Prinz Karl Lothringen, Marwitz und Fm. Fürst Leopold von Anhalt-Des-sau mit seinen Preußen den österreichischen Heeresführern östlich der March, nämlich Citraky, Kheul und Fm. Scherr gegenüber.

Rosenheim und Wasserburg wurden nach ihrer Räumung durch die Kaiserlichen Truppen vom Feind wieder besetzt. Landsberg bekam am 20. 6. (?) ein österreichisches Bataillon ins Quartier, während Feldmarschall-Leutnant Bärnklaus mit seinem Gros ein Lager bei Kissing bezog. Nach Zusammenfassung der österreichischen Truppen auf dem rechten Donauufer war nochmals ein Angriff gegen den Lech geplant. In der Nacht vom 19. auf 20. Juni 1743 räumten die Bayern Landsberg gänzlich, worauf der österreichische Oberstleutnant von Geiersberg mit seinen Soldaten einrückte. Die eine der zwei bei Landsberg über den Lech führenden Brücken war zerstört und wurde wieder hergestellt.

Die Jahre 1743 und 1744 brachten der Stadt Landsberg wiederholte Einquartierungen und Kriegssteuern. Sie mußte sich den Oesterreichern unterwerfen, zumal unter dem Kommando des FmLt. Baron Bärnklaus in Baiern 16 000 Mann als österreichische Besatzung zurückblieben, die das eroberte Land festhalten sollten. Erst nach dem Frieden von Füssen im Jahre 1745 konnten die bayerischen Truppen von Landsberg wieder Besitz ergreifen, wobei es manche neuerliche Truppenunterkünfte bestreiten mußte. (Siehe „Lands-

berger Geschichtsblätter" Nr. 1934, S. 21). Wegen der schlesischen Kriege war erst 1748 ein kurzer Friede auf dem übrigen östlichen Kriegsschauplatz zustande gekommen, der aber schon 1756 wieder zunichte wurde.

Geschichtsquellen

ALTEN von Georg „Handbuch für Heer und Flotte (Enzyklopädie der Kriegswissenschaften) 9. Band, S. 432/3, Berlin 1912 Wien.

Allgem. Dtsch. Biographie Bd. 21 Leipzig 1885 S. 377—380.

CHRISTE Oskar/PORGES August „Oesterr. Erbfolgekrieg 1740/48" Wien 1900 S. 114 ff, 122, 189, 201, 263, 273, 340, 341, 355, 839.

CURA Franz Karl „Tagebuch" über dessen Erlebnisse im österr. Erbfolgekrieg München 1878 S. 10/11.

HOFFMANN C. v. „K. B. 4. Inf.-Rgt. 1706—1806" Berlin 1881 S. 241.

Kriegsarchiv WIEN „Supplement zu den Mitteilungen" Wien 1901 S. 4.

MAIER Albert „Landsberg als Garnisonsstadt" Landsberger Geschichtsblätter 1934 Nr. 3 S. 20, 21.

Österreichische militärische Zeitschrift 4. Bd. 10. Heft Wien 18 S. 5.

STAUDINGER Karl „Geschichte des Kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Karl Albrecht (Kaiser Karl VII) und Kurfürst Max III. Josef 1726. 1777, München 1909 S. 616—617, 758.

STREFFLEIN „Oesterr. Militärzeitung" Jahrg. 7 Bg. 2, 1866 S. 174—176.

ZSCHOKKE Heinrich „Der Baierschen Geschichte sechstes Buch" Aarau 1821 S. 75—77.

Dr. von WURZBACH Konstant Biographisches Lexikon des Kaisertums Oesterreichs" Wien 1867 S. 377, 378.



Ignaz Kögler S. J., Oelgemälde im Landsberger Rathaus.

Ignaz Kögler – der Mandarin aus Landsberg

Von Anton Lichtenstern

Auf dem Haus Nr. 14 am Landsberger Hauptplatz steht auf einer unscheinbaren Gedenktafel folgende Inschrift: „In diesem Hause ward im Jahre 1680 geboren Ignatius Kögler, Mathematiker und Astronom. Er trat im Jahre 1696 in den Orden der Gesellschaft Jesu und begab sich im Jahre 1715 als Missionar nach China, wo er 1716 vom Kaiser von China zum Präsidenten des mathematischen Kollegiums und Mandarin II. Klasse erhoben wurde. Während der Christenverfolgung war er fast die einzige Stütze der Religion Christi. Er starb in Peking 1746.“

Nach diesem Ignaz Kögler, der in Landsberg am ehesten noch durch das Bild im Rathaus in Erinnerung geblieben ist, benannte das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus am 24. September 1976 das neue Landsberger Gymnasium.

Obwohl Kögler schon mehrfach in den Landsberger Geschichtsblättern behandelt wurde und eine Würdigung auch im neuen Heimatbuch der Stadt enthalten ist, ist er doch ein auch in seiner Heimatstadt weithin Unbekannter geblieben. Die scheinbare Phantastik seines Lebens, die aus dem Bild im Rathaus — ein Landsberger in der Tracht eines chinesischen Mandarins! — und aus seinen Lebensdaten spricht, hat das Verständnis und das Interesse eher verstellt als gefördert.

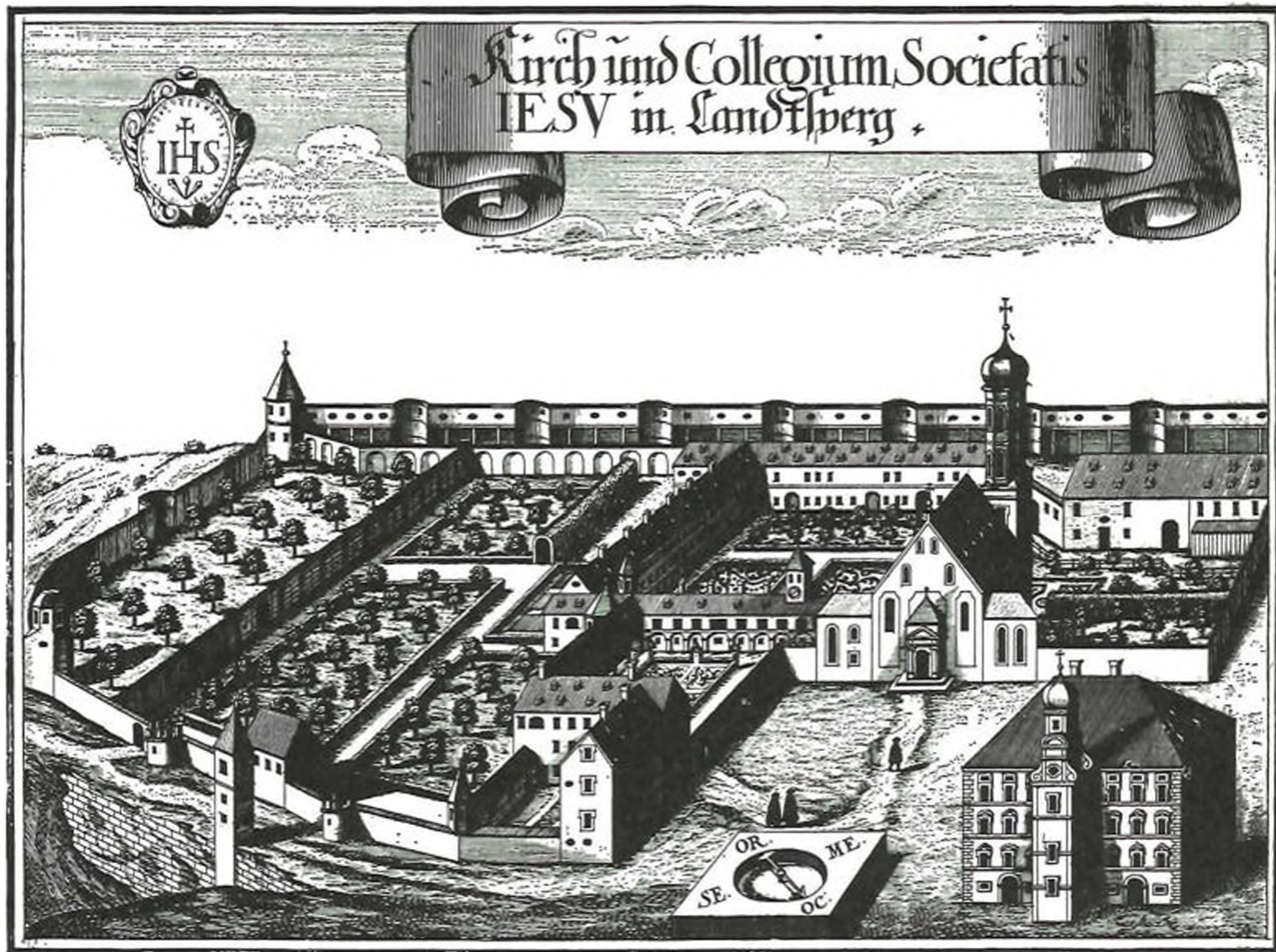
Im folgenden soll versucht werden, die für uns Heutige nicht leicht zugängliche Gestalt des Jesuiten Ignaz Kögler aus seiner Zeit heraus verständlich zu machen. Als Grundlage dazu wurden herangezogen, soweit erreichbar, Köglers Werke (in der Bayerischen Staatsbibliothek ist nur noch eines vorhanden, eines ist im Krieg verbrannt), seine Briefe (z. T. handschriftlich im Bayerischen

Staatsarchiv und in der Staatsbibliothek, z. T. in verschiedenen Werken abgedruckt) und Bücher und Aufsätze über chinesische Geschichte, über die Jesuiten, über die Mission in Ostasien, über Kirchengeschichte, über Astronomie u. a. Dabei zeigte sich, daß Kögler auch in der neueren wissenschaftlichen Literatur immer wieder angeführt wird.

Herkunft und Lebenschancen

Die in den Themen der Bücher angedeuteten Aspekte zeigen, wie weit — nicht nur geographisch — der Sohn des Landsberger Kürschners Andreas Kögler und seiner Frau Elisabeth über die Lebensumstände seiner Familie und seiner Vaterstadt hinausgewachsen ist. Das Matrikelbuch der Stadtpfarrkirche weist aus, daß Ignaz Kögler am 11. Mai 1680 als drittes Kind seiner Eltern (von insgesamt sieben) geboren wurde.

Die Landsberger Bevölkerung bestand damals aus Handwerkern, Kleinhändlern und Bauern. Die Handwerker lebten in den strengen Bindungen der Zunftordnungen, die einen sozialen Aufstieg nur als Ausnahme ermöglichten. Für die mit dem Kürschnersohn Ignaz Kögler



*Das Jesuitenkolleg mit dem Jesuitengymnasium, im Hintergrund die Landsberger Stadtmauer.
Nach einem Stich von Wening (um 1700).*

aufwachsenden Kinder bedeutete das, daß ihr Lebensweg in der Regel durch die Familie vorgezeichnet war. Die Möglichkeiten, über den begrenzten Horizont der kleinstädtischen Verhältnisse hinauszukommen, waren gering.

Die Jesuiten und ihr Gymnasium

Es gab allerdings seit etwa 100 Jahren auf dem Berg über der Stadt eine Einrichtung mit weltweiten Beziehungen, das Kolleg des Jesuitenordens. Es war in der Zeit der Gegenreformation gegründet worden, und die Jesuiten wirkten seitdem in der Stadt als Prediger und seit 1641 als Lehrer am jahrzehntelang von der Stadt gewünschten Gymnasium. Daraus ergab sich für die begabten Söhne der Landsberger Familien die Chance, in das Wissen der damaligen Zeit eingeführt zu werden und auf diesem Weg eine Lebensaufgabe außerhalb der durch die Geburt vorgegebenen Möglichkeiten zu finden.

Dieser Weg führte damals meist zum geistlichen Beruf, er war einer der wenigen, durch die ein sozialer Aufstieg möglich war.

1658 hatte das Gymnasium 170 Schüler, 1681 bereits 230. Es ist bisher nicht belegbar, aber von den Umständen her als sicher anzunehmen, daß auch der junge Ignaz Kögler das Jesuitengymnasium besuchte. Im Landsberger Museum sind einige schöne astronomische Geräte aus dem Jesuitenkolleg ausgestellt. Vielleicht hat Kögler durch sie den ersten Zugang zur Astronomie gefunden, zu der Wissenschaft, die sein Leben später so entscheidend bestimmt hat?

Im Rathaus hängen vier Oelgemälde aus dem Jesuitenkolleg mit allegorischen Darstellungen der Erdteile. In fast allen Teilen der damals bekannten Welt gab es Niederlassungen und Missionsstationen des Jesuitenordens. Sicher waren die Landsberger Jesuitenschüler damit vertraut. Die Welt des Ordens war weit,

seine Ziele und Aufgaben in unvorstellbar weit entfernten, fremdartigen Ländern gewaltig. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, daß Köglers Wunsch, Missionar zu werden, schon in seiner Landsberger Schulzeit entstanden ist. In einem Brief schreibt er später (2. Jan. 1711), daß seit frühester Jugend sein Verlangen nach den Missionen gegangen sei, dies sei auch der Hauptgrund für seinen Ordenseintritt gewesen.

Die Jugendzeit Köglers

Kögler verbrachte nur die ersten 16 Jahre seines Lebens in seiner Heimatstadt. Seine Jugend fällt in die über fünfzigjährige Friedenszeit zwischen dem Dreißigjährigen Krieg, in dem Landsberg furchtbar gelitten hatte, und dem Spanischen Erbfolgekrieg. Seit 1678 regierte in Bayern mit barockem Ehrgeiz Kurfürst Max Emanuel, der 1688, als Kögler acht Jahre alt war, in den Türkenkriegen Belgrad erstürmte.

Landsberg hatte sich von den Verwüstungen wieder erholt. Die Pfarrkirche wurde damals neu, d. h. barock, ausgestattet, wobei der Landsberger Bildschnitzer Lorenz Luidl und Stukkateure aus Wessobrunn wesentlich beteiligt waren. In Wessobrunn wurde, fünf Jahre nach Kögler, Dominikus Zimmermann geboren. 1693 wurde das neue Gymnasium, das der bedeutende Stadtmaurermeister Michael Natter gebaut hatte, bezogen. Kögler wird wohl beim Umzug vom alten Gebäude im Vorderanger hinauf auf den Berg mit dabeigewesen sein. Ueber dem Gymnasium stand damals noch die erste Jesuitenkirche, wie sie der Weningstich des Kollegs (um 1700) zeigt.

Studium — Professor in Ingolstadt

Mit 16 Jahren (1696) verließ Ignaz Kögler seine Heimatstadt und trat in Ingolstadt in das dortige Jesuitenkolleg ein. An der Universität, an der viele Jesuiten als Professoren wirk-

ten, studierte er neben Philosophie und Theologie auch Mathematik und orientalische Sprachen, u.a. Hebräisch. Ueber Köglers Leben bis 1712 war nichts herauszufinden. 1712 berief die Universität Ingolstadt den 32jährigen zum Professor für Mathematik und zum Professor für Hebräisch.

Die Universität Ingolstadt, die Vorgängerin der heutigen Universität München, hatte damals schon viel von ihrer früheren großen Bedeutung verloren, aber auf dem Gebiet der Astronomie war sie auf der Höhe der Zeit. Als Kögler in Ingolstadt war, ging es um die Einbeziehung der neuen Erkenntnisse Keplers und Gallleis. Die Jesuiten vertraten gegen Widerstände das neue astronomische Weltbild. Die Astronomie war damals wie die Physik der Mathematik zugeordnet. Kögler beschäftigte sich wohl schon in Ingolstadt intensiv mit Astronomie, was durch die moderne Sternwarte der Universität ermöglicht wurde.

Die Berufung nach China

Der entscheidende Einschnitt in Köglers Leben kam, als am 8. Juni 1715 der Ordensgeneral Tamburini aus Rom dem oberdeutschen Provinzial schrieb: „Dem Pater Ignatius Kögler, der schon früher mit heißer Sehnsucht nach den überseeischen Missionen verlangt hat, bietet sich jetzt eine Gelegenheit, seine Wünsche zu erfüllen, da wenigstens zwei in Mathematik bewanderte Wissenschaftler verlangt werden.“

Die lange und gefährliche Reise

Der 35jährige Mathematikprofessor machte sich schon bald auf die große Reise von Ingolstadt nach Peking. Das erste Ziel war Amsterdam. Nach einer durch ungünstige Windverhältnisse behinderten Reise erreichte er nach sechs Wochen, am 9. Oktober 1715, Lissabon. Von dort aus schrieb Kögler mehrere Briefe nach Bayern, u. a. an seine Mutter und an seine geistlichen Brüder Andreas und Ki-

lian. In den Briefen zeigt sich Köglers enge Bindung an seine Familie und an seine Heimatstadt:

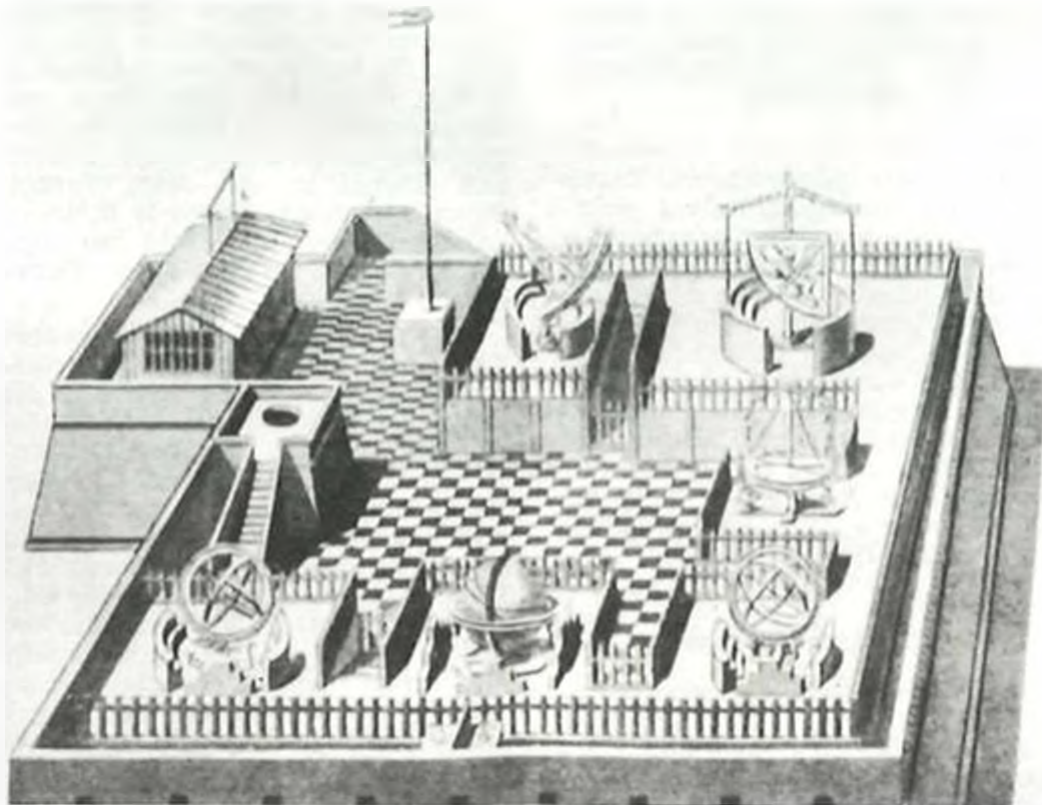
„Ich denke sehr oft an euch, ja um so mehr, je weiter ich entfernt bin, mehr als da ich in der Nähe war. Wir sind immer in der Verbannung, wo wir auch auf Erden sein mögen, und überall vom himmlischen Vaterland gleichweit entfernt.“

Im gleichen Brief schreibt er auch über seine Motive. Nicht Abenteuerlust treibt ihn dazu, seine Heimat zu verlassen, sondern die Absicht, der Mission zu dienen:

„Wenn auch die Reise gewiß viele Unbequemlichkeiten mit sich bringt, so mildert diese doch leicht der Gedanke, daß die meisten Menschen sich solchen und anderen Gefahren unbedenklich aussetzen um irdischen Lohn und vergänglichen Gewinn; um wieviel annehmlicher ist es, sich solchem auszusetzen für Gott und die Seelen . . .“ (am 4. November 1715 an Killian Kögler in Polling).

Kögler mußte den ganzen Winter in Lissabon verbringen, erst am 13. März begann die lange und gefährliche Seereise nach Ostasien. Das portugiesische Schiff S. Anna, auf dem außer Kögler noch neunzehn Missionare mitreisten, segelte durch den Südatlantik nach Süden. Zwei starke Stürme wurden ohne Schaden überstanden. Nach fast drei Monaten umsegelte die S. Anna das Kap der guten Hoffnung, die Südspitze Afrikas. Wieder geriet das Schiff in einen Sturm:

„Als wir durch das südliche Meer Neuholland (Sumatra und Java) zu steuerten, verfolgte uns ein wütender Sturm. Am 18. Juni tobten Winde und Wellen derart, daß wenig gefehlt hätte und wir wären alle samt Schiff in den Fluten begraben worden. Unheimlich war es, wie die Wellen, durch die Gewalt des Sturmes emporgehoben, auf uns eindrangen. Drei- bis viermal haben sie mit ungeheurer Wucht das Schiffshinterteil



Das von den Jesuiten eingerichtete astronomische Observatorium in Peking.

durchbrochen und durch die Öffnung viel Wasser ins Schiff geschüttet. Sogar das Vorderteil wurde einmal von den Fluten überschüttet und konnte sich nur mit Mühe wieder daraus erheben.“ (Brief aus Kanton vom 22. Oktober 1716 an Andreas Kögler in Landsberg).

China, eine fremde Welt

Am 25. Juli, nach über vier Monaten auf See, kam zum ersten Mal seit Lissabon wieder Land in Sicht: Sumatra. Bei einem mißlungenen Versuch, mit einem Boot an Land zu rudern, ertranken ein Soldat und ein Matrose. Insgesamt ein halbes Jahr dauerte die Seereise. Am 30. August hatte Kögler in Makao, dem noch heute bestehenden portugiesischen Stützpunkt in China, endlich wieder

festen Boden unter den Füßen. Im Zeitalter des Luftverkehrs und des Ferntourismus fällt es schwer, sich vorzustellen, was vor 260 Jahren in einem Mann vorgegangen ist, der ohne Aussicht auf Rückkehr in die Heimat ein riesiges, fremdartiges und oft fremdenfeindliches Land betrat.

Schon die Größe des Reiches der Mitte mußte auf einen Europäer überwältigend wirken. China war auch damals schon mit 140 Millionen Einwohnern der volkreichste Staat der Erde; das bevölkerungsstärkste Land Europas, Frankreich, hatte etwa 20 Millionen Einwohner. Die Hauptstadt Peking war nach den Berichten eines Jesuiten im Umfang etwa viermal so groß wie Prag; 400 000 bis 500 000 Menschen lebten in ihr. Die Kaiser aus der mandschurischen

Ch'ing-Dynastie regierten als Eroberer das riesige Land absolutistisch mit Hilfe eines durchgegliederten Apparates von Beamten.

China lebte trotz der Fremdherrschaft aus der ungebrochenen Tradition einer jahrtausendealten Hochkultur, die in manchen Bereichen der europäischen Kultur überlegen war. Für das Selbstbewußtsein der Chinesen war China wirklich die Mitte der Welt, alle anderen Länder und ihre Bewohner wurden als nicht gleichwertig eingeschätzt. Für Europäer, die selbst zu ähnlichen Einstellungen neigten und neigen, war China auch deshalb eine fremdartige Welt, für die Missionare aber eine gewaltige Aufgabe und Herausforderung.

China und Europa

Schon im Mittelalter waren europäische Kaufleute, z. B. Marco Polo, und Missionare bis nach China gekommen. Als im 16. Jahrhundert die Europäer auf dem Seeweg nach Ostasien kamen, begann eine Zeit engerer Beziehungen, die aber von Seiten der Chinesen meist durch Feindschaft und Verachtung gekennzeichnet waren. Die Chinamission, die durch den Jesuiten Matteo Ricci (1552-1610) begründet worden war, war deshalb von Anfang an sehr schwierig. Indem Ricci sich im Interesse der Mission der chinesischen Geisteswelt vertraut machte, entdeckte er diese zugleich für Europa. Die Berichte der Jesuiten aus China erlangten eine ungeahnte Ausstrahlung auf die europäische Geisteswelt. Es kann hier nur angedeutet werden, daß für die Aufklärung die neuen Kenntnisse über China die Entstehung der Universalgeschichte, die Vorstellung von einer allen Menschen gemeinsamen Morallehre, die Theorien über den absolutistischen Beamtenstaat und, bei Leibniz, die Idee von einer natürlichen, d. h. allen Menschen gemeinsamen Religion stark förderten und beeinflussten.

Die von Jesuiten übersetzten Schriften der chinesischen Philosophie, z. B. von Konfuzius, wurden in Europa verbreitet. Auch Kunst und Kunsthandwerk im Europa des Rokoko waren vielfältig durch Motive und Techniken aus dem Fernen Osten beeinflusst. Beispiele dafür in Landsberg sind die wohl aus dem Jesuitenkolleg stammenden Gobelins im Rathaus.

In umgekehrter Richtung waren die Einflüsse wesentlich bescheidener. Die Chinesen bedienten sich der überlegenen Kenntnisse der Europäer im Bereich der Naturwissenschaften, ohne daß damit tiefgehende Auswirkungen verbunden waren. Ein anschauliches Beispiel dafür ist die Astronomie. Astronomie und Kalenderwissenschaft waren für China und besonders für den Kaiser von zentraler Bedeutung, weil für alle staatlichen Maßnahmen die Bestimmung des — wir würden sagen „astrologisch“ — richtigen Zeitpunktes unerlässlich für die Bewahrung der Harmonie des Kosmos war.

Ein aus Köln stammender Jesuit, Adam Schall, wurde 1644 zum Leiter des Astronomischen Büros in Peking ernannt, weil die Jesuiten ihre Überlegenheit gegenüber den einheimischen Astronomen bewiesen hatten. Die Jesuiten durften im Kaiserpalast eine Sternwarte mit selbstgefertigten Großgeräten einrichten. Diese Dienstleistung für den chinesischen Kaiser war das unsichere Fundament für die Jesuitenmission.

Kögler als Astronom der Kaiser

Dieses Land und diese Situation hatte also Ignaz Kögler vor sich, als er im November und Dezember 1716 die etwa 2000 km von Makao nach Peking reiste. Schon auf dem Weg wurden seine mathematischen Kenntnisse von einem Sohn des Kaisers geprüft, denn er war ja vorgesehen für die Arbeit am mathematischen (d. h. astronomischen) Hofgericht. Die Tätigkeit als Astronom und

Reverende in Christo Patris Procurator Provinciae

P. C.

Progo Reverentiam Vestram humanissime, velit aclusam hinc geminam
epistolam ad suum, quo inseri buntur, terminum promovere; simulque, si quid
responsi aut literarum ad nos detur. Rec. 4^{ta} huc Seltinum dirigere non gravetur.
erimus pro hoc singulari favore obstrictissimi omnes quos quos in hac, Antonio Le.
Xinensi verlamur; Germani imprimis, qui cum venturo proximo S. Wäster Bohemo
Sex numero sumus. credo autem, iam aliunde Q. 11^o innotuisse, occasionem
epistolas huc in Sinas mittendi fere omnium expeditissimam esse per naves Gal.
licas, per quas et literae Romanae quot annis secum nobis veniunt, et nos nostras
vixim in Europam mittimus. Quod ad Missionem hanc attinet, nil ultra
attingi cum iam omnia fere, quae de illa hoc anno commemoranda veniant, in
Provinciam scribat S. Antonius Jager, qui Q. 11^o pariter humilissime reve.
retur. Hisce S. Sacrificiis et constanti benevolentia me omnia commendo
Pekingi 20. Oct. 1741.

Reverentia Vestra

S. S.

Si forsan opportunius foret, epistolas huc
promovendas mittere vel per Coloniam in
Belgium, seu per Bohemiam Hamburgum;
etiam hac ratione satis tuto et cito pervenient
per navigia Hollandica; aut per Danica. Si via
posterior praeplacet.

Animus in Christo servus
Ignat. Kögler

Brief Köglers aus Peking.
Veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung des Bayerischen Hauptstaats-
archivs München (Jesuiten 590/S. 225).

Mathematiker für den Kaiserhof war nun für Kögler in den 30 Jahren bis zu seinem Tod eine seiner Hauptaufgaben. Diese Tätigkeit brachte ihm hohes Ansehen und bedeutende Ämter in China ein, sie war aber auch die Voraussetzung für seinen Ruf als Wissenschaftler in Europa. Der Kaiser ernannte Kögler 1720 zum Präsidenten des Astronomischen Hofgerichts und zum Mandarin 2. Klasse. Mandarine waren die höchsten Würdenträger des chinesischen Staates. Von den vielen Jesuiten, die in China von 1581 bis 1773 gewirkt haben, sind nur acht Mandarine geworden. Vielleicht erhielt Kögler bei dieser Ernennung seinen chinesischen Namen Tai.

1731, in einer Zeit, als das Mißtrauen gegen die Europäer zu einer Christenverfolgung geführt hatte, wird Köglers Bedeutung für den Kaiser durch die Berufung als Beisitzer in das Dritte höchste Reichstribunal der Gebräuche, wo vorher noch nie ein Europäer Mitglied gewesen war, bestätigt. Der Grund war wohl die enge Verflechtung zwischen der Astronomie u. den chinesischen Riten.

Von Köglers Tätigkeit als Astronom zeugt die Verbesserung der Geräte der kaiserlichen Sternwarte (1744), vor allem aber die Vielzahl astronomischer Schriften, die in China (in chinesischer Sprache) und in Europa (in Latein), in Paris, Wien, Leipzig, Berlin, London, gedruckt wurden. Ihre Bedeutung für die damalige Astronomie wird z. B. in dem Aufsatz von Joseph Needham, *Chinese astronomy and the Jesuit Mission*, London 1958, herausgestellt. Needham wertet die Tätigkeit der Jesuiten-Astronomen in China als ein Beispiel für kulturelle Beziehungen auf höchstem Niveau zwischen zwei bisher getrennten Hochkulturen. Auch als Hebräist war Kögler in China tätig: Er schrieb ein Buch über eine in China aufgefundene jüdische Bibel, das noch 1805 in Halle neu wieder aufgelegt wurde.

Kögler als Missionar

Die Wissenschaften waren für die Jesuiten in China nur Mittel zum Zweck der Mission. Die zunächst erfolgreiche Mission wurde durch das Mißtrauen der Chinesen beeinträchtigt, was immer wieder zu Verboten und Verfolgungen führte. Dabei hatten die Peking Jesuiten wegen ihrer Dienste für den Hof eine gewisse Sonderstellung.

Das Hauptproblem der Chinamission war der sogenannte Ritenstreit. Die Jesuiten hatten mit Erfolg versucht, die chinesische Tradition und die chinesischen Kulte, z. B. die Ahnenverehrung, in den christlichen Kult mit einzubeziehen, also ein „chinesisches Christentum“ zu begründen, statt den lateinischen, europäischen Kult in eine völlig andersartige Welt zu verpflanzen. Sie hatten damit große Erfolge, bis diese Methode wegen Kritik aus Europa und durch andere Missionsorden durch den Papst verboten wurde. Dieser Konflikt innerhalb der katholischen Kirche kann hier nicht im einzelnen nachgezeichnet werden, aber von ihm zu wissen, ist für das Verständnis von Köglers Situation wichtig, weil er das Wirken des Missionars Kögler bis zu seinem Tod mitbestimmt hat.

In einem Brief vom 18. Oktober 1717 klagt er:

„ . . . mit bluetigen Zähren (Tränen) soll man beweinen, daß so viel mit dem kostbaren Bluet Christe erkauffte Seelen von dem Himmel nur darumb müessen ausgeschlossen seyn, weilen sie . . . denen Gesäzen ihres Vaterlandes . . . Gehorsam leisten.“

Er verteidigt die Einstellung der Jesuiten; die chinesischen Bräuche

Zu nebenstehender Abbildung:

Ein Brief Köglers aus Peking (Oktober 1719), abgedruckt im „Weltbott“ 1788 ff.

IGNATII KOEGLERI, S. J.

PEKINI MATHEMATICI TRIBVNALIS PRAESIDIS,
MANDARINI SECVNDI ORDINIS,
ADSESSORIS SVPREMI TRIBVNALIS RITVVM,
ET ANTISTITIS MISSIONVM SINENSIVM
ET JAPONICARVM,

NOTITIAE
S. S. BIBLIORVM
JVDAEORVM
IN
IMPERIO SINENSI.

EDITIO ALTERA, AVCTIOR.

SERIEM CHRONOLOGICAM
ATQVE
DIATRIBEN DE SINICIS
S. S. BIBLIORVM VERSIONIBVS
ADDIDIT
CHRISTOPHOR. THEOPHIL. DE MVRR.

CVM TABVLA AENEA.

HALAE AD SALAM,
FORMIS ET SVMTV I. C. HENDELI.
1805.

Num. 162.

Brief

P. Ignatii Kögler,

der Gesellschaft Jesu Missionarii,
aus der Ober-Deutschen Provinz.

Geschrieben zu Peking/ im Oaobri,
1719.

Inhalt.

Die Mutter Gottes befehlet durch ihre sichtbare Erdenkennung eine Tartarische Edel-Frau, und verleihet ihr die Gesundheit. Doch darff weder sie noch viel andere Neuaufgaben jemand tauffen. Dessen unerachtet verursachet ihr Ehe-Herr samt seinem Sohnelein dieses Sacrament. Dessen Bruder vertheibiget das Christenthum mit iwen Büchern, welche aber nicht gedruckt werden. Der Brief lautet also:

Ehrwürdiger Vater in Christo!

P. C.

Sehr denckwürdig kommt mir eine gewisse Begebenheit vor; so sich im Herbst-Monath 1718. mit einer Tartarischen vornehmen Edel-Frau zugetragen hat; welcher nachdem sie in einer langwierigen Krankheit viel Arzney-Mittel vergebens eingenommen hatte; die Allersehligste Mutter Gottes im Traum erschienen; und ein gewisses Heilmittel vorgeschrieben hat; so bald sie nun von dem Schlaf erwachet ware; erzählte sie das Gesicht; ließ die geoffenbahrte Arzney zuhauffen; nahm sie ein; und wurde gleich gesund. Damit sie sich nun gegen ihre mildeste Gönnerin danckbar einsetzte; hat sie sich mit Erlaubnus ihres Adlichen Ehe-Gemahls in die Kirch tragen lassen; dafelbst vor der Bildnuß unserer Lieben Frauen sich auf das Angesicht geworffen; dieselbige andächtig verehret; für die nachlebende Christen ein reiches Almosen geopffert; und eine Christin; um von ihr in dem Glauben seiner unterrichtet zu werden; unter ihr Frauen-Zimmer in Diensten genommen; durch welcher Hülff und Lehr sie eine inbrünstige Eifferin des Göttlichen Weisard worden ist; auch um die Heilige Tauff zwar insidndig anhält; welche ihr aber kein Verweiser ertheilen will; es seye dann daß sie sich denen neuen Sägungen unter-

werffe; dessen so wohl sie als viel andere neu bekehrte (und eben derenhalben noch ungetauffte) Personen sich auf alle Weise weigerten.

Ihr krankes Sohnelein ware hierinsfalls glücklicheliger; welches; nachdem wir dasselbe auf beyder Adlichen Eltern Bitt unter dem Nahmen des Heiligen Leonis getaufft hatten; von Mund auf gen Himmel geflogen ist. Sein Herr Vater; als ihm der Kayser befohlen hatte; in Gesellschaft seines der Geburt nach vierzehenden Bruders; einem sehr gefährlichen Feld-Zug beyzuwohnen; wolte sich der Gefahr nicht ehender unterziehen; als bis er in die Rolle der Kindes Gottes mittelst der Tauff wider eingetraget worden; welcher von unserm ReClare R. Vane Josepho Suarez; doch in der Stille und in Geheim; samt dem Nahmen Paulus den 28. Junii 1719. empfangen hat. Seine ganze wiewohl sehr zahlreiche Haushaltung würde solchem Beyspiel würdlich vor; oder nachkommen seyn; wann wir sie dem neuen von Rom gekommenen Gebott zu gehorsamen hätten bereeden können.

Gedachter Tartarische Land-Herr oder Graf hat zwey weibliche mit zahlreichen Haushaltungen versehenen Brüder. Beide sind zwar grosse; aber noch ungetauffte Verehrer des Glaubens. Der ältere hat zu Vertheidigung des Evangelii zwey schöne Bücher geschrieben; durch welche er aus uralten Griechischen Schriften gründlich beweiset; daß die Reich dieser Welt durch das Christenthum bestend befestiget werden; ansehnlichen dieses alle Lasten austrottet; und zu allen Tugenden antreibt; ein jeglicher Staat aber durch die Lasten zerstöhret; durch die Tugenden hingegen gesteuert und erhalten werde. Doch verstehen wir uns nicht diese Bücher an den Tag zu geben; weil er G.D.F. und dessen Eigenschaften mit solchen Nahmen benennet; welche bißhero üblich und gebräuchlich; aber nunmehr verboten sind. Ich verharre

Euer Ehrwürden

Peking, im Oaobri,
1719.

Dienet in Christo,

Ignatius Kögler, der Gesellschaft
Jesu Missionarius.



(des Ahnenkultes) förderten die „sittliche Tugend“, während es in Europa viel Aberglauben bei den Bräuchen gebe:

„... man müeste (dann auch) vill äußerliche . . . Ceremonien der hl. Kirche verbieten, weilen ihrer vill entweder aus Unwissenheit oder Bosheit die selbige zu allerhand Aberglauben müßbrauchen. Waß würde man wohl in Europa dazu sagen, wan man die Gebräuch wollte verbieten, welche in der Faßnacht, . . . und bey dem Anfang deß Monath May (Freinacht!) . . . im Schwung gehen? Dise ziehen ihren Ursprung ganz gewiß aus der alten Heydenschafft her . . .“

Dieses Problem wurde zu Lebzeiten Köglers nicht gelöst, es war sogar mit ein Grund für die Aufhebung des Jesuitenordens 1773. Erst 1939 und durch das 2. Vatikanische Konzil wurde die Einstellung der Jesuiten nachträglich gerechtfertigt.

Die Frage, der sich damals die Mission stellte, ist heute auf einer anderen Ebene zu einem Hauptproblem im Verhältnis der Industrieländer zu den Entwicklungsländern geworden: Wie weit kann europäisches Denken, europäische Technik u. a. unverändert in die Entwicklungsländer übertragen werden? Wie weit müssen eigenständige Traditionen respektiert, bewahrt, weiterentwickelt werden? Ignaz Kögler hat — in der Gemeinschaft seines Ordens — für seine Zeit und für seinen Wirkungskreis eine Antwort voll Respekt vor der Eigenständigkeit und der Bedeutung der fremden Kultur gegeben. Diese Einstellung konnte sich allerdings — bedingt durch europäische Ueberheblichkeit? — damals nicht auswirken. So blieb die Jesuitenmission für China eine letztlich bedeutungslose Episode.

Zu nebenstehender Abbildung:

*Titelblatt von Köglers Werk
über die Jüdische Bibel in China.*

Dreißig Jahre lang erlebte Kögler in Peking an vorderster Stelle den Zerfall der Mission trotz aller Bemühungen. Schon 1724 (14. Nov.) berichtet er, daß ein kaiserlicher Befehl „das christliche Wesen in diesem Reich völlig vertilget hat . . .“ . . . „Alle Mühe und Arbeit unserer Vorfahren“ sei — bis auf Peking — „wie von einem Hagelwetter erbärmlich zerschmettert worden.“ Trotzdem mußte er auf seinem Posten bleiben. Wie hoch ihn der Orden einschätzte, zeigt, daß er 1729 bis 1732 und 1741 bis 1745 mit dem Amt des Visitators, also des Oberaufsehers, der ganzen ostasiatischen Jesuitenmission und 1738 bis 1741 mit dem Amt des Vizeprovinzials von ganz China betraut wurde. Er wird in diesen Jahren weite Reisen durch China und nach Japan gemacht haben.

Die meisten zugänglichen Briefe stammen aus den ersten zehn Jahren von Köglers Leben in China. Ein Brief aus dem Jahr 1740 (20. November) zeigt, daß sich die Situation nicht wesentlich verändert hatte. Kögler nahm am Hof nach wie vor eine angesehene Stellung ein: Der Kaiser läßt die Richter des Richterkollegiums wegen einer Entscheidung prügeln, Kögler wird ausdrücklich ausgenommen. Er ist nach wie vor für die Astronomie und für den Kalender zuständig. Die Pekinger Christen stehen unter dem Schutz des Kaisers, aber in den Provinzen werden die Christen verfolgt.

Köglers Bedeutung

Als Ignaz Kögler am 30. März 1746 starb, war er zwar einer der angesehensten Ausländer in China — der Kaiser selbst bezahlte seine prunkvolle Bestattung — und ein weit über seinen Orden hinaus anerkannter Wissenschaftler, aber sein eigentliches Lebensziel, die Mission in China, war fast am Ende.

J. G. Herder schrieb über die Je-

suiten in China: „Als gelehrte Mandarine galten sie; gibt's für europäische Missionare einen edleren Namen? Ist's ihre reine Absicht, Völker aufzuklären, das Wohl der Reiche durch Wissenschaften und Sitten auf dem Grundstein echter Menschlichkeit zu sichern, welchen Namen können sie edler führen als den christlicher Mandarin?“

Die Absicht, von der Herder schreibt, war auch die des Mandarins aus Landsberg, und letztlich zählt sie, wenn es um die Bedeutung eines Menschen geht, und nicht der Erfolg.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Ignatii Kogleri, S. J., Notitiae S. S. Bibliorum Judaeorum in Imperio Sinensi, Halle a. d. S. 1805

Briefe Köglers sind ganz oder teilweise abgedruckt in:

Lipowski, Felix, Geschichte der Jesuiten in Bayern, Bd. II, München 1816, S. 326

Landsberger Geschichtsblätter, Jg. 1936/37 (z. T. übersetzt von Karl Emrich)

Pastor Ludwig, Papstgeschichte, Bd. XV, Freiburg 1924

Stöcklein, Joseph, „Weltbott“, Wien 1758

Handschriftliche Briefe sind erhalten im Bayerischen Staatsarchiv unter „Jesuitica“ und in der Bayerischen Staatsbibliothek im CIm 1403

Lorenz, Ingrid, Ein Landsberger im Reich der Mitte, LG 1972/73

Wünneberg, Rolf, Landsberg am Lech, Landsberg 1974

Bauerreiß, Romuald OSB, Kirchengeschichte Bayerns, Bd. 7, St. Ottilien 1970

Jedin, Hubert, Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. IV, Bd. V, Freiburg 1967

Fülöp-Müller, René, Macht und Geheimnis der Jesuiten, München 1951

Merkel, Franz, G. W. von Leibniz und die Chinamission, Leipzig 1920

Schottenloher, Karl, Die Bayern in der Fremde, München 1950

Beckmann, Neuerscheinungen zur chinesischen Missionsgeschichte, Monumenta Serica XV

Dunne, George, Das große Exempel. Die Chinamission der Jesuiten, Stuttgart 1965

Plattner, Felix, Pfeffer und Seelen. Jesuiten zur See. Der Weg nach Asien, Einsiedeln 1955

Duhr, Bernhard, Deutsche Auslandssehnsucht im 18. Jahrhundert, Stuttgart 1928

Rowbotham, Arnold, Missionary und Mandarin. The Jesuits at the court of China, New York 1966

Beckmann, Der Ritenstreit, Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft (NZM) 9, 1953

Beckmann, Die katholischen Missionare und der Taoismus, NZM 26, 1970

Needham, Joseph, Chinese astronomy and the Jesuit mission, London 1958

Schaff, J., Geschichte der Physik an der Universität Ingolstadt, 1912

Spindler, Max, (Hg), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. II, München 1966

Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 6, 1934

Franke/Trauzettel, Das chinesische Kaiserreich, Fischer Weltgeschichte, Bd. 19, Frankfurt 1968

Entdeckte Wehrgangreste ermöglichen Rekonstruktion

*Untersuchung der Stadtmauer südlich des Bayertores
erbrachte interessante Ergebnisse*

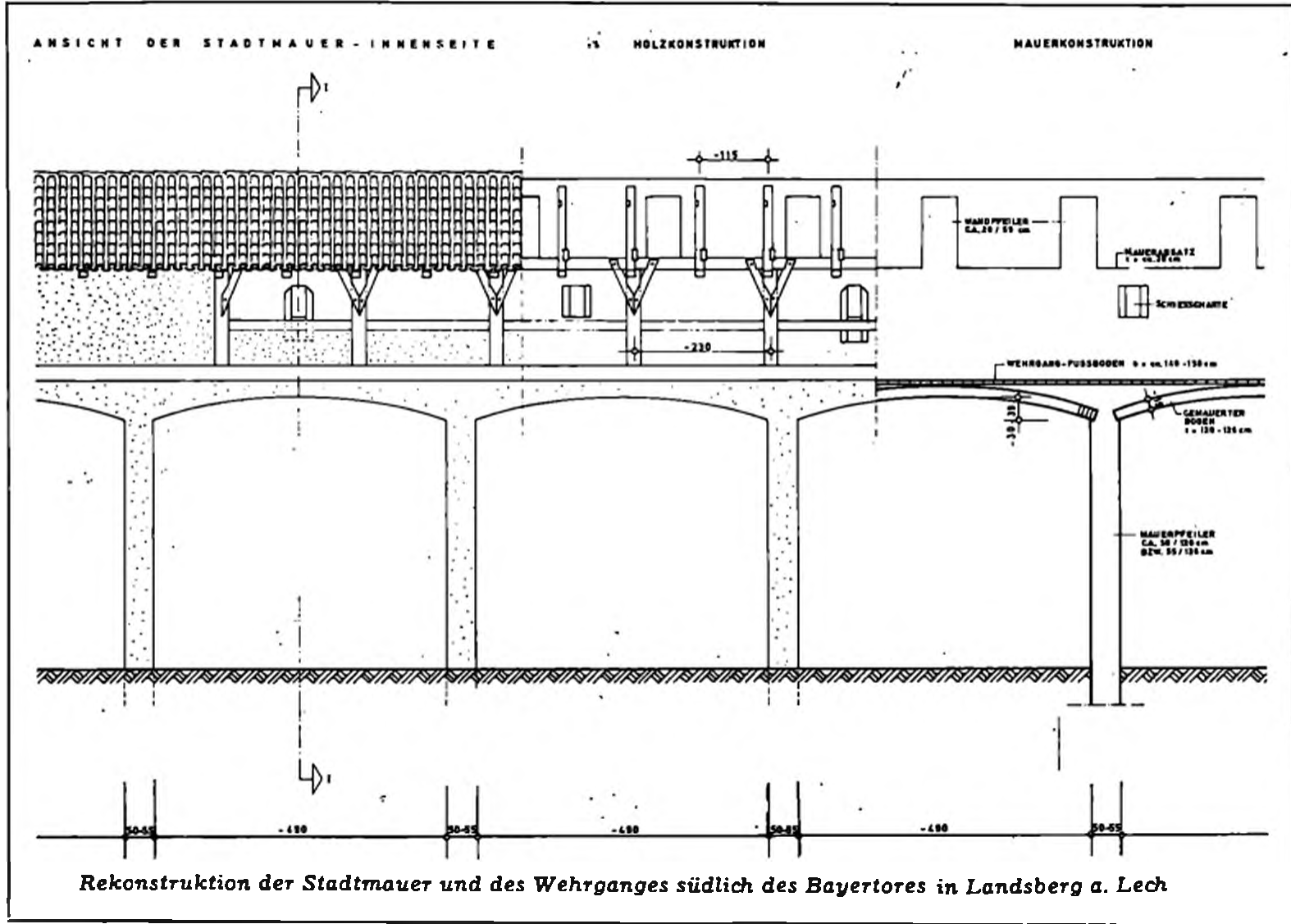
Von Rolf Fiedler

Landsberg ist bekannt für seine noch erhaltenen Stadtmauern und mittelalterlichen Wehrtürme. Dennoch ist das, was heute davon noch vorhanden ist, allenfalls ein Torso einer einstigen umfangreichen Wehranlage. Vom älteren, inneren Stadtmauerring existieren nur noch wenige Teile. Besser erhalten ist der letzte, äußere Stadtmauerring, der in den Jahren 1422 bis 1425 erbaut wurde. Aber auch hier sind die breiten Wehrgräben mit ihren umfangreichen Verbauungen außerhalb der Stadtmauern fast vollständig aufgefüllt bzw. durch die Neue Bergstraße abgetragen. Die Stadtmauerkronen sind durchweg verfallen und die ursprünglichen Höhen lassen sich nur noch an wenigen Stellen ablesen. Die Wehrgänge wurden in den vergangenen beiden Jahrhunderten abgebrochen und die Materialien offensichtlich zum Bau neuer Häuser verwendet. Niemand weiß heute so recht wie die Wehrgänge an der Innenseite der Stadtmauer genau ausgesehen haben. Auf den wenigen vorhandenen Abbildungen sind die Wehrgänge nur undeutlich zu erkennen. Der Hinweis auf die Wehrgangsgestaltung in anderen Städten ergibt jedoch nur eine unbefriedigende Antwort auf die spezielle Situation in Landsberg. Die Wiederauffindung von zwei vollständigen Wehrgangbögen und die Untersuchung der gut erhaltenen Wandgliederung an der Innenseite der Stadtmauer im Bereich des Wohnhauses südlich des Bayertor-Hauptturmes haben nun einiges Licht in das Dunkel gebracht, die eine Rekonstruktion der Stadtmauer und des Wehrganges zumindest in dem Teilstück südlich des

Bayertores bis zur Neuen Bergstraße möglich macht.

Bereits aus dem im Stadtarchiv vorhandenen Bericht aus dem Jahre 1635 über die Schäden an der Stadtmauer, die während des 30jährigen Krieges entstanden sind, geht hervor, daß an der östlichen Stadtmauer „gewölbte Wöhren“ vorhanden waren und „darinnen alles gepflästert gewesen ist“ und zur Instandsetzung „Haggen und Preiß“ sowie Stein, Sand, Kalk und „Gehilz“ notwendig sind. (Der genaue Text wurde in der Bayertor-Broschüre anlässlich der Restaurierung 1975—77 auf Seite 27 veröffentlicht). Hieraus läßt sich entnehmen, daß die Wehrgänge an der östlichen Stadtmauer aus gemauerten Bögen bestanden, mit hölzernen Dachkonstruktionen, die mit Mönch-Nonnen-Ziegel gedeckt waren. Die Wehrgangfußböden waren gepflästert. Trotz dieser hervorragenden Beschreibung waren die Dimensionen und die genaue Gestaltung der Wehrgänge bisher unbekannt.

Bereits bei der Restaurierung des Bayertores fiel auf, daß die südlich anschließende Stadtmauer, die hier zugleich die östliche Außenwand eines alten Wohnhauses bildet, in ihrer gesamten Höhe sehr kontinuierlich ohne Änderung der Mörtelstruktur ausgebildet war, was auf einen unveränderten Zustand der Stadtmauer hindeutet. Da an Süd- und Westseite des Wohnhauses noch Spuren einer ehemaligen barocken Fassadenbemalung vorhanden waren, wurde es in den Komplex der Bayertor-Restaurierung miteinbezogen. Hierbei wurde an der Südfassade neben der Stadtmauer eine ver-



mauerte Wandöffnung entdeckt, die darauf schließen läßt, daß eine Verbindung vom ehemaligen Wehrgang in das Wohnhaus bestand und daß das Wohnhaus zu einer Zeit an die Stadtmauer angebaut wurde, als die Wehrgänge noch in voller Funktion waren, vermutlich im 16./17. Jahrhundert. (Die ehemalige Wandöffnung wurde übrigens bei der Restaurierung aufgemalt und so auch für die Zukunft ablesbar gemacht). Da sich die seinerzeitige Restaurierung nur auf die Fassade des Wohnhauses beschränkte, blieb das Innere des Gebäudes zunächst unbeachtet. Bei kürzlicher Freiwerdung einer Wohnung im ersten Obergeschoß war die Überraschung jedoch nicht gering, als hier die zwei Mauerwerksbögen sichtbar wurden, die vom Stadtbauamt sofort als Wehrgangreste identifiziert wurden. In der Tat sind es die einzigen zur Zeit bekannten Wehrgangreste an der Innenseite der östlichen Stadtmauer, ein Grund genug, diese genauestens zu untersuchen und zu vermessen, bevor die Wohnung wieder vermietet wird. In die Untersuchung wurde auch die Innenseite der östlichen Außenwand des Wohnhauses, die zugleich Stadtmauer ist, einbezogen, wobei zunächst ein charakteristischer, waagrecht verlaufender Absatz vorgefunden wurde, der an allen sonstigen Stadtmauerteilen ebenso sichtbar ist. Der Unterschied zu den übrigen freistehenden Stadtmauern besteht darin, daß hier dieser Mauerabsatz, wie auch die übrigen Stadtmauerteile innerhalb des Gebäudes sich in unverwittertem und einwandfreiem Zustand befinden.

Der besagte Mauerabsatz hat hier eine Breite von 42—45 cm und halbiert die Stadtmauer, die in einer Stärke von 83—86 cm vom Fundament aus aufgeführt ist. Im Vergleich zur Geländehöhe neben dem Gebäude an der Innenseite der Stadtmauer, befindet sich der Mauerabsatz in einer Höhe von ca. 4,80 Meter. Dieser Mauerabsatz steht in einem interessanten Zusammenhang mit den benachbarten Mauerbögen. Wie der

Höhenvergleich ergibt, sind die Oberkante der Bögen mit dem Mauerabsatz identisch. Dies bedeutet, daß der Mauerabsatz der Oberkante des ehemaligen Wehrgangfußbodens entspricht. Die folgenden Freilegungs- und Vermessungsarbeiten bestätigten dies.

Zuvor ist jedoch eine Beschreibung der beiden Mauerbögen angebracht. Der erste (nördliche) Bogen beginnt am Bayertor-Hauptturm und bindet dort in dessen Südfassade ein. Der Bogen führt an der Innenseite der Stadtmauer entlang mit einer Stichhöhe von ca. 30 cm. Die Ausknagung des Mauerbogens beträgt an der Unterseite ca. 1,20 bis 1,26 Meter. Die Breite des Bogens an der Oberseite beträgt ca. 1,62 bis 1,71 Meter. Der Unterschied zwischen der unteren Ausknagung und der oberen Breite des Bogens ergibt wiederum das Maß des Mauerabsatzes von 42—45 cm, an den Stellen, wo die Mauerbögen nicht mehr vorhanden sind. Die Spannweite des Mauerbogens beträgt ca. 4,90 Meter. Das südlich folgende Auflager wird durch eine 50 cm breite Mauerkonsole gebildet. Von hier aus spannt sich in südlicher Richtung ein zweiter Bogen mit nahezu denselben Dimensionen. Sein südliches Auflager wird jedoch durch einen Wandpfeiler mit einer Breite von ca. 55 cm und einer Tiefe von 1,26 Meter gebildet. Der Wandpfeiler ist vom Fundament der Stadtmauer vertikal aufgeführt und bindet in das Mauerwerk der Stadtmauer ein. Die nähere Untersuchung ergab, daß die vorgenannte Mauerkonsole am gemeinsamen mittleren Auflager der beiden Bögen, aus waagrecht gemauerten Schichten besteht. Dies bedeutet, daß die Konsole den oberen Rest des einstigen Wandpfeilers darstellt, der ursprünglich genauso ausgebildet war, wie der Wandpfeiler südlich des zweiten Mauerbogens. Die Auffindung eines weiteren Auflagers am südlichen Wandpfeiler des nächstfolgenden, nicht mehr vorhandenen Bogens, beweist, daß die beiden vorhandenen Bögen keine Ausnahme

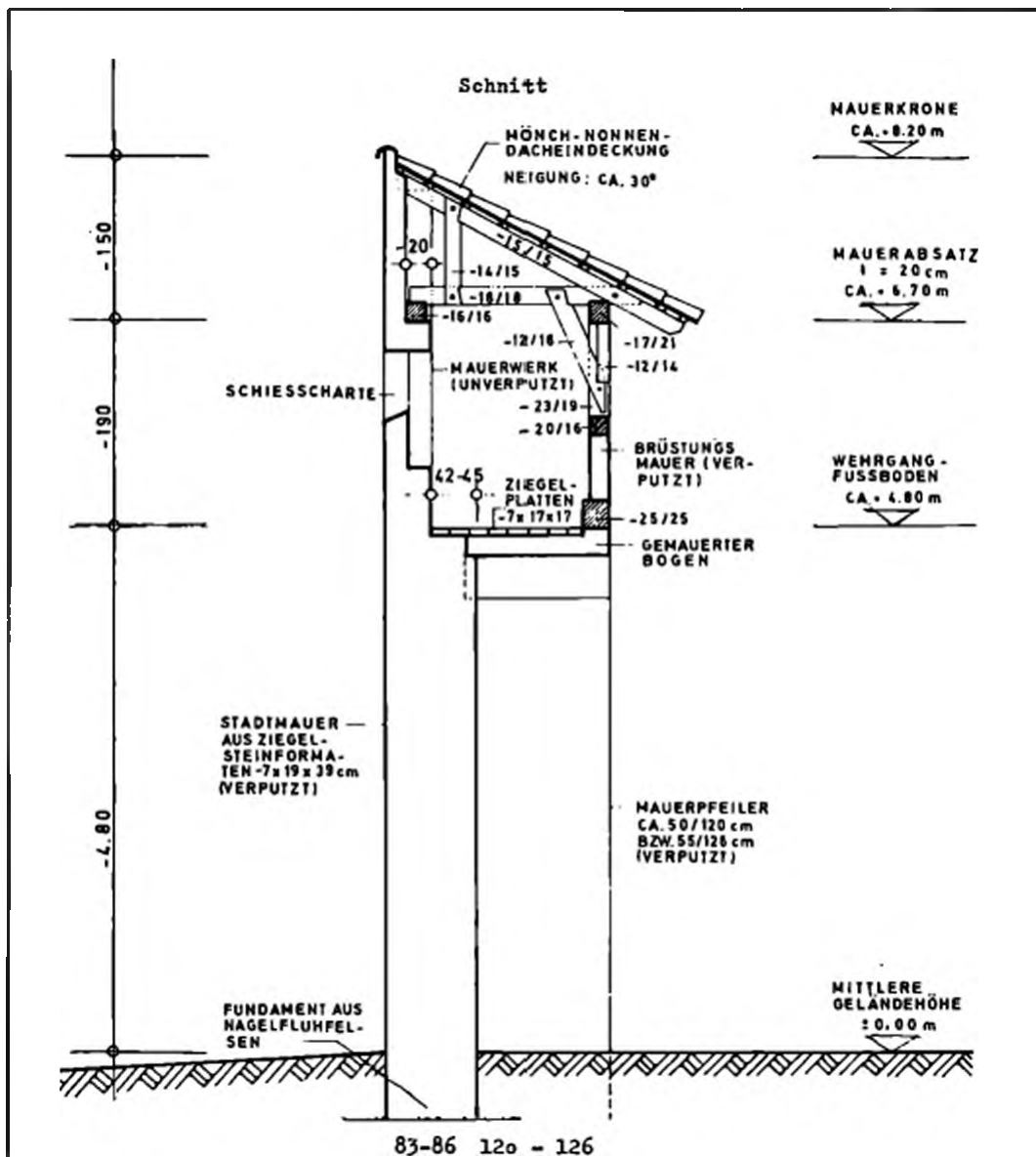
sind. Betrachtet man die Innenseite (Westseite) der folgenden freistehenden Stadtmauer südlich des Wohnhauses, so sind mehr oder weniger deutlich die Ansätze der abgebrochenen Mauerpfeiler sichtbar, die vom Boden bis zum breiten Mauerabsatz heraufführen. Die Breite der ausgebrochenen Pfeileransätze ergeben das Maß von 50—55 cm. Die Abstände der Pfeiler ergeben in der Regel wiederum dasselbe Maß wie die Spannweite der Bögen an der Stadtmauer innerhalb des Wohnhausbereiches (ca. 4,90 Meter). Das bedeutet, daß sich die Bögen und Mauerpfeiler auch südlich des Wohnhauses fortsetzten, bis zum halbbrunden Turm an der Neuen Bergstraße, von wo aus die Stadtmauer die Richtung ändert. Die Ansätze der Bögen lassen sich wegen der Verwitterung des waagrechten Mauerabsatzes nur noch an drei Stellen schemenhaft erkennen.

Auf dem vorhandenen Mauerbogen, der in die Südseite des Bayertor-Hauptturmes einbindet, liegt das untere Podest der Treppe auf, die an der Südfassade des Bayertores entlang zum Eingang in den Hauptturm im 1. Obergeschoß hinaufführt. (Die Treppe befindet sich unter dem Dachbereich des anschließenden Wohnhauses.). Vom unteren Treppenpodest geht ein Durchgang durch die Stadtmauer hindurch in den dort vorhandenen südlichen Wehrgang der inneren Barbakane des Bayertores. Jahrzehntlang hat man diesen Zugang zum Bayertor benutzt, ohne zu wissen, daß das untere Podest mit dem Wehrgang an der Stadtmauerinnenseite identisch ist. Erst die kürzliche Vermessung erbrachte diese Erkenntnis. Die Untersuchung ergab, daß sich unter dem Treppenpodest noch zwei weitere Fußböden aus Ziegelstein befinden. Der unterste Boden setzt sich auf den vorhandenen Mauerwerksbögen in südlicher Richtung fort und ist insbesondere über dem südlichen Bogen sehr stark verwittert. Er besteht zumeist aus quadratischen Ziegelplatten des Formates 7x17x17 cm. Beiläufig ist zu be-

merken, daß in den Wehrgängen des Bayertores bereits vor Instandsetzung 1976 ebenfalls vorwiegend quadratische Ziegelplatten auf den dort vorhandenen Wehrgangfußböden vorgefunden wurden, die jedoch so verwittert waren, daß sie durch rechteckige mittelalterliche Ziegel des Formates 7x17x37 cm ersetzt wurden.

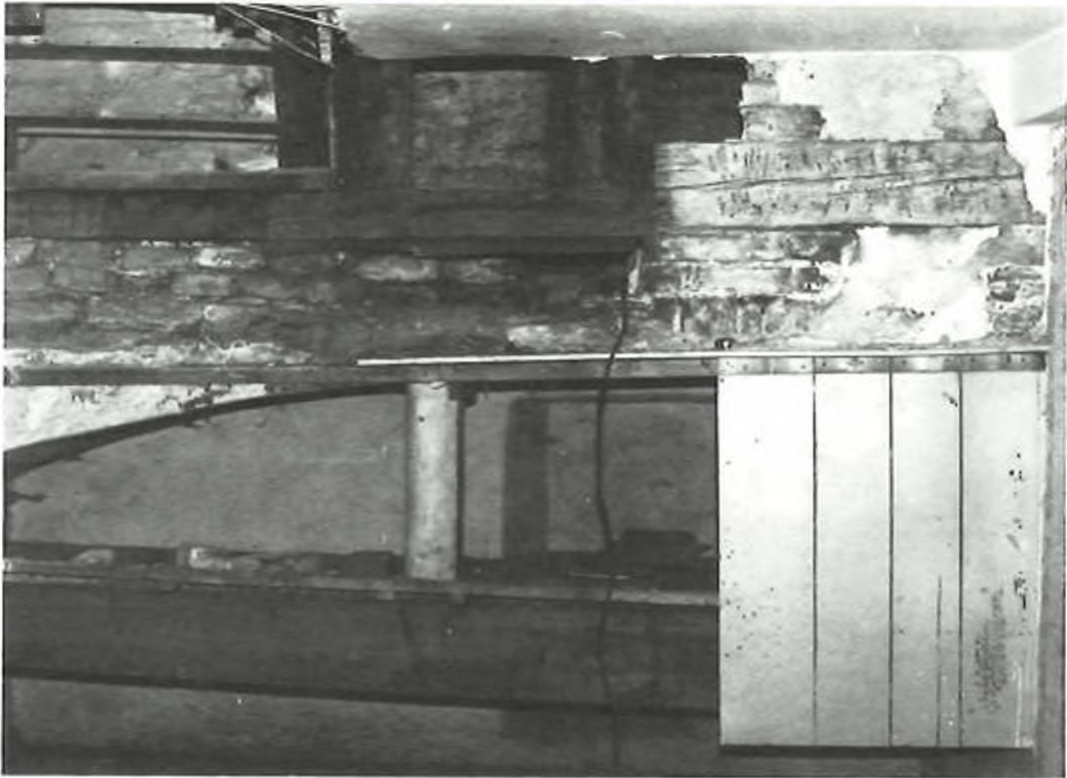
Die Mauerbögen im Wohnhausbereich (Innenseite der Stadtmauer) sind an der Oberseite durch aufgefüttertes Mauerwerk waagrecht abgeglichen, auf dem der Fußboden aufliegt. An der Außenseite verläuft über dem nördlichen Wehrgangboden eine relativ starke Holzschwelle von ca. 25/25 cm. Auf dieser Holzschwelle ist im Bereich des nördlichen Bogens nun nicht wie erwartet eine halbhohe Brüstung, sondern eine vollständig erhaltene hohe Wand vorhanden, die beidseitig verputzt ist. Die Mörteluntersuchungen haben ergeben, daß diese ursprüngliche rückwärtige Außenwand des Wehrganges bis zu einer Höhe von knapp 1,90 Meter über dem Wehrgangfußboden reicht und zum ältesten Teil des Wehrganges zu rechnen ist. Über dem südlichen Bogen befindet sich ebenfalls eine sehr starke Schwelle von ca. 23/26 cm. Darüber befindet sich eine niedrige Brüstungsmauer mit einer Brüstungschwelle, die mit dem Anbau des Wohnhauses offensichtlich verändert wurde, so daß sich der ursprüngliche Zustand hier nicht mehr genau ablesen läßt. Ob sich die über dem nördlichen Wehrgangboden befindliche rückwärtige Außenwand über alle folgenden Bögen erstreckte, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Die starke Verwitterung des Fußbodens über dem südlichen Bogen deutet darauf hin, daß ab hier statt der geschlossenen rückwärtigen Außenwand eine halbhohe Brüstung begann, wobei hier der Fußboden der Witterung weitaus mehr ausgesetzt war.

Bei Nachmessung fiel die außergewöhnlich starke Unterkonstruktion der Treppe auf, die an der Südseite



Der Querschnitt veranschaulicht die Abstufungen des Mauerwerkes der Stadtmauer, die im angebauten Wohnhaus südlich des Bayertores einschließlich der gemauerten Bögen und Pfeiler gut erhalten sind. Dach- und Holzkonstruktion wurden hier nach dem Vorbild der Wehrgänge in der inneren Barbakane des Bayertores rekonstruiert.

Zeichnungen (2): Rolf Fiedler



des Bayertor-Hauptturmes hinaufführt. Der Verdacht, daß hier noch die alte Treppe unter der neueren vorhanden ist, bestätigte sich bei Freilegung. Erhalten sind noch 7 alte Blockstufen mit einer Lauffbreite von 1,08 Meter. Die Blockstufen messen ca. 20/23 cm und sind ohne Versatz auf den alten Wangenhölzern aufgenagelt. Der untere Teil mit Anschluß an den Wehrgangfußboden fehlt. Die Flucht der Treppe ist jedoch genau auf die seitliche Begrenzung des Wehrgangfußbodens gerichtet. Vermutlich war der untere Teil der Treppe bei einem Brand unbrauchbar geworden und wurde daher entfernt. An der Unterseite des anschließenden Wehrgangbogens sind deutliche Brandspuren vorhanden.

In einem Abstand von ca. 1,05 Meter neben dem Treppenantritt endet die zuvor beschriebene rückwärtige Wehrgangaußenwand über dem nördlichen Wehrgangbogen. Dies deutet darauf hin, daß in der vorhandenen Lücke ein zweiter Treppenlauf am Wehrgangfußboden endete, der ursprünglich vor Anbau des Wohnhauses vom Gelände aufwärts zum Wehrgang an der Innenseite der Stadtmauer hinaufführte. Er war also der äußere Zugang zum Wehrgang. Dort wo der nördliche Wehrgangbogen an das Bayertor anschließt war sozusagen der „Ver-

kehrsknotenpunkt“ zu vier Richtungen:

1. zum Gelände hinunter,
2. zum Wehrgang an der Innenseite der Stadtmauer in Richtung Süden,
3. durch die Stadtmaueröffnung in den Wehrgang der inneren Barbakane des Bayertores (in Richtung Osten),
4. über die Treppe an der Südfassade des Bayertor-Hauptturmes hinauf zum Eingang in dessen 1. Obergeschoß.

Ein weiterer Gegenstand der Untersuchung war die gesamte Wandgliederung an der Innenseite der Stadtmauer im Wohnhausbereich. Hierbei wurde festgestellt, daß sich 1,90 Meter oberhalb des ersten, 42 bis 45 cm breiten Mauerabsatzes noch ein zweiter Mauerabsatz von einer Breite von ca. 20 cm befindet, der die Stadtmauer nochmals halbiert. Der Abstand zwischen dem ersten und zweiten Mauerabsatz entspricht wiederum ungefähr der Situation wie im Wehrgang in der inneren Barbakane des Bayertores. Oberhalb des oberen Mauerabsatzes von 20 cm befindet sich ein ca. 1,50 Meter hoher Wandteil, der wegen der nur geringen Wandstärke von ca. 20 cm zusätzlich von Wandpfeilern mit der Abmessung von ca. 20x59 cm verstärkt wird. Die Wandpfeiler sind in unregelmäßigen Abständen von ca. 1,58 bis 2,33 Meter vorgemauert. Diese Situation entspricht relativ genau dem Wehrgang in der inneren Barbakane des Bayertores. Die Oberkante des obersten Wandteiles, auf dem nun der Dachfuß des Wohnhauses auflagert, ist also die einzige, noch erhaltene Gesamthöhe der Stadtmauer südlich des Bayertores. Sie mißt 8,20 Meter vom Gelände neben dem Wohnhaus. Im freistehenden Stadtmauerteil außerhalb des Wohnhauses ist die Mauerkrone bereits kurz unterhalb des oberen Mauerabsatzes abgewittert. Der obere Wandteil mit den Wandpfeilern ist gänzlich verschwunden. Auch der un-

Zu nebenstehenden Bildern:

Oben:

Freilegung des nördlichen Wehrgangbogens, der am Bayertor-Hauptturm anschließt. Schwellenende der rückwärtigen Wehrgangwand. Putzreste an der rückwärtigen Wehrgangwand.

Unten:

Auflager zwischen dem nördlichen und südlichen Wehrgangbogen im Wohnhaus südlich des Bayertores. Auflager besteht aus:

a) Mauerkonsole (= Rest des ehem. Mauerpfeilers. b) Holzstreben (später eingebaut, nach Abbruch des Mauerpfeilers).

tere breite Mauerabsatz (42 bis 45 cm) auf dem die Wehrgangsbögen auflagerten, ist durch Abwitterung und Abtragung bei Instandsetzungsarbeiten um durchschnittlich 65 cm niedriger geworden.

Beim Vergleich der Wandgliederung der Innenseite der Stadtmauer südlich des Bayertores ergeben sich, wie bereits schon erwähnt, verblüffende Ähnlichkeiten mit der Gliederung im Wehngangsbereich der inneren Barbakane des Bayertores. Diese Ähnlichkeit ist übrigens an der Stadtmauer nördlich des Bayertores bis zum Pulverturm sowie an den übrigen Stadtmauern nicht vorhanden. Es ist anzunehmen, daß die Stadtmauer südlich des Bayertores bis zum halbrunden Turm an der Neuen Bergstraße und die östlichen Vorbauten des Bayertores nach einem einheitlichen Konzept vermutlich von ein und demselben Baumeister in den Jahren 1422—1425 erbaut wurden.

Berücksichtigt man sämtliche Fakten, so ergibt sich folgender Aufbau der Stadtmauer südlich des Bayertores:

Die Fundamente bestehen aus Nagelfluhfelsen. Hierauf ist das aufgehende Mauerwerk aus Ziegelstein in einer Stärke von 83—86 cm errichtet. Vorwiegend wurden Ziegelformate von 7x19x39 cm verwendet. In Abständen von ca. 4,90 Meter wurden Wandpfeiler mit den Abmessungen von ca. 50/120 cm bis 55/126 cm an der Stadtmauerinnenseite vertikal heraufgeführt, bis kurz unterhalb des ersten Mauerabsatzes, der sich in einer Höhe von ca. 4,80 Meter über dem Gelände an der Stadtmauerinnenseite befindet und die Stadtmauer in ihrer Stärke halbiert. Sowohl der Mauerabsatz, als auch die Mauerpfeiler dienen als Auflager der gemauerten Bögen, auf denen sich die Wehrgangfußböden befinden. Diese bestehen vorwiegend aus quadratischen Ziegelplatten des Formates 7/17/17 cm. Zumindest stellenweise war eine rückwärtige Außenwand im Wehngangsbereich vorhan-

den, mit einer Stärke von ca. 19 cm, die sich auf einer Holzschwelle von ca. 25/25 cm aufbaute. Diese Wand war beidseitig verputzt und reichte bis zur Pfette hinauf, auf der das Wehngangdach auflagerte. Die übrigen Wehngangsbereiche dürften mit einer halbhohen rückwärtigen Brüstung versehen gewesen sein, ähnlich wie in der inneren Barbakane des Bayertores. Gegenüber der rückwärtigen Außenwand bzw. Brüstung befinden sich die Schießscharten, die in einem mittleren Abstand von ca. 4,70 Meter angeordnet sind und zwei unterschiedliche Formen aufweisen. Ca. 1,90 Meter oberhalb des Wehrgangfußbodens befindet sich an der Stadtmauerinnenseite ein zweiter waagrechter Mauerabsatz von ca. 20 cm Breite, der die Stadtmauer nochmals halbiert und auf dem sich ursprünglich eine Wandschwelle befand, auf dem die Kehlbalken der Dachkonstruktion auflagerten, so daß sich eine Durchgangshöhe im Wehngangsbereich von 2,00—2,10 Meter ergab. Die Durchgangsbreite betrug ca. 1,40—1,50 Meter. Der oberste Teil der Stadtmauer mit einer Höhe von ca. 1,50 Meter war nur noch einhalbstein stark (ca. 19 cm) gemauert und wurde in unregelmäßigen Abständen von durchschnittlich 1,80 Meter durch ca. 20x59 cm starke Wandpfeiler verstärkt. Da die Wandgliederung und die Höhe der Mauerabsätze der Situation in der inneren Barbakane des Bayertores sehr nahe kommt, kann angenommen werden, daß die Holz- und Dachkonstruktion

Zu nebenstehenden Bildern:

oben:

Alte Blockstufentreppe unter der neueren Treppe, die zum 1. OG des Bayertores hinaufführt.

unten:

Wehrgangfußboden mit Holzschwelle und rückwärtige Wehrgangswand über dem nördlichen Wehrgangsboden



genauso wie im Bayertor war. Die Holzkonstruktion besteht hier aus Holzbindern in einem mittleren Abstand von ca. 2,30 Metern mit Pfosten 23/19 cm, Kehlbalken 18/18 cm, Sparren 15/15 cm und Kopfbänder 12/18 cm bzw. 12/14 cm. Zwischen den Kehlbalken und Sparren befinden sich Pfosten 14/15 cm. Zwischen den Bindern befinden sich jeweils nur 1 Sparren, der von einem Kehlbalken gehalten wird, der auf der äußeren Pforte von 17/21 cm aufliegt. Die Dachkonstruktion hat die Merkmale eines Kehlbalkendaches, da die Sparren nicht mit einem Versatz auf den Pfosten aufliegen, sondern an den Kehlbalken angeblattet sind. Sämtliche Kopfbänder (Bügel) sowie der Stiel zwischen Kehlbalken und Sparren sind mit Schwalbenschwanzblättern und Holznägeln versehen. Das Wehrgangdach war mit Mönch-Nonnen-Ziegel gedeckt, es hatte die Form eines Pultdaches mit einer Neigung von ca. 30°. Die Mauerkrone war in einer Höhe von ca. 8,20 Meter, sie diente zugleich als First des nach der Innenseite der Stadtmauer geneigten Wehrgangdaches. Angesichts der vorhandenen Befunde und möglichen Rekonstruktion stellt sich zwangsläufig die Frage, ob man nicht evtl. die Stadtmauer wieder aufbauen sollte. Nun, ein vollständiger Wiederaufbau kommt sowohl aus finanziellen Gründen, als auch aus denkmalpflegerischen Argumenten nicht in Betracht, da die heutige Denkmalpflege ganz und gar nur auf die Erhaltung des noch Bestehenden ausgerichtet ist und nicht auf Rekonstruktionen. Trotzdem wäre es zu überlegen, ob man nicht ein kleines Teildarstellt. Von hier aus führt ein Stück der Stadtmauer wieder vollständig instandsetzen sollte, einschließlich des Wehrganges, um so die ehemalige Gestaltung zumindest an einer Stelle in Landsberg zu dokumentieren und für die Bürger und

Besucher unserer Stadt sichtbar zu machen. Der Stadtmauerteil südlich des Bayertores ist hierfür insofern besonders gut geeignet, da hier gleichzeitig die große mittelalterliche Gewölbeanlage erschlossen werden könnte, die in etwa unter der Mitte des am Bayertor südlich anschließenden Wohnhauses in einer Tiefe von ca. 10 Meter beginnt und ca. 40 Meter parallel an der Innenseite der Stadtmauer unter dem Gelände in südlicher Richtung verläuft. Die Gewölbeanlage besteht aus 5 verschiedenen großen hintereinandergereihten Räumen. Der nördlichste und zugleich größte Raum ist ca. 13 Meter lang, 7 Meter breit und 4,5 Meter hoch. Danach folgt ein hoher senkrechter Schacht und eine verfallene Wendeltreppe aus Ziegelstein, die bis zur Geländeoberfläche heraufreicht und dort mit einer Decke verschlossen ist. Zur Erschließung der Gewölbeanlage müsste lediglich diese Decke geöffnet und die alte Wendeltreppe wieder instandgesetzt werden. Südlich davon folgen zwei schmalere übereinanderliegende Gewölbe. Vom unteren Gewölbe gelangt man wiederum in eine größere Gewölbehalle, die die Verbindung zum gleichgroßen südlichsten Gewölberaum darstellt. Von hieraus führt ein schmaler und niedriger Gang in Richtung Osten unter der Stadtmauer hindurch. Ein ähnlicher Gang verläuft in westlicher Richtung. Leider sind diese Gänge verschüttet. Die Gewölbe sind aus mittelalterlichen Ziegeln gemauert und an einer Stelle in den Nagelfluhfelsen geschlagen. Die Fußböden bestehen durchweg aus Kieselplaster. Falls die Erschließung dieser mittelalterlichen Gewölbeanlage und der vollständige Wiederaufbau eines kleinen Teilstückes der darüber befindlichen Stadtmauer möglich ist, wäre die Stadt Landsberg wiederum um eine Attraktion reicher.

Die Hungermühle in Flammen

Das Experiment mit dem Windrad ist gescheitert

Von Georg Stechele, Thaining

Es klappert die Mühle am rauschenden Bach, klipp, klapp — so konnte man einst sagen, als sie noch stand, die alte Mühle im schönsten Wiesengrunde. Ein gutes Stück Weg südlich der Straße Landsberg—Dießen und unterhalb der beiden Höfe vom oberen und unteren Bauern von Memming war inmitten von Aeckern und Wiesen ihr Standort, im Westen abgegrenzt von den mächtigen Tannen des Staatsforstes der Oedenburg und des Memmingerwaldes. Zwei Wege führten dort hin, der eine von Thaining hinunter durch das sogenannte Hungermühler Feld, ein kleines Stück durch den Wald an Haselnußgebüsch vorbei durch einen kleinen Hohlweg zur Mühle. Der zweite Weg zweigte oberhalb Memming von der Dießener Straße ab, führte durch die Wiesen über den Urtelebach und endete im Hof. Zuvor ging er noch an einer mächtigen Eichen- und Pappelallee vorbei.

Kurz vor der Mühle bei der Straßengabelung stand neben dem Thaininger Weg bis um das Jahr 1880 eine kleine Feldkapelle, die jedoch verfiel und nicht mehr aufgebaut wurde. Da es zur damaligen Zeit weder Strom noch Oel gab, war die Mühle auf das Triebwasser, des oberhalb der Mühle gelegenen Stauweihers angewiesen, der immer gefüllt war mit dem Wasser aus dem Quellgebiet des sogenannten Urtele.

Nachdem das Wasser von der Mühle genutzt war und seinen Weg weiter zur Windach nahm, mußte es nochmals seine Kraft an der im Jahre 1838 erbauten Säge vom Schlöglhof zeigen. Schon im Jahre 1531 finden wir dort erstmals den nachweislichen Besitzer Matthias Schlegl, dessen Familienname bis heute noch den Hofnamen „beim Schlöglhof“ gibt. Als dann 1873 Nepomuk Wegele den Hof übernahm, bildete sich der bis jetzt noch gebräuchliche Hausname „beim Muck“.

Außer der Mahlkundschaft machte selten jemand bei der abgelegenen Mühle Halt. Erst als um das Jahr

1850 im nahegelegenen Moor das Torfstechen begann und die Torfgrundbesitzer von den umliegenden Ortschaften im Sommer zur Filzarbeit kamen, wurde es lebendiger um die Mühle. So manchmal ergab es sich, wenn es bei glühender Hitze im Talkessel bei der Torfarbeit Durst gab und ein Filzer aufbrach. Er nahm dann den Weg an der Mühle vorbei. Vielleicht unterhielt er sich mit dem Müller, der gerade mit aufgekremelten Hemdsärmeln vor seiner verzierten und blaubemalten Haustüre stand, bevor er zu der im Jahre 1878 von Andreas Meilhammer, Schafbräuwirt in Landsberg erbauten Memminger Filzwirtschaft zur Grünen Senke (heute Grünsink) weiterging, um für sich und abwechslungsweise noch für ein paar Filznachbarn einige Maß Bier zu holen. Wenn es die Zeit erlaubte, unterhielt er sich noch mit ein paar Gästen am Stammtisch und den gemütlichen Wirtsleuten, den Strickers und später Hoy.

Mehrmals wechselte die Mühle den Namen, so war es erst die Schloß-

mühle, später die Moosmühle und zuletzt dann die Hungermühle. Schon seit urdenklichen Zeiten stand dort eine Mühle. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Mühle auch entstand, als im 12. Jahrhundert die Burg auf den einstigen Brünnelesberg von dem einstigen Grafengeschlecht der Tayninger erbaut wurde, wobei erstmals urkundlich 1150 ein Rutpert von Tayningen erwähnt ist. Da das Uradelgeschlecht der Tyninger in ihrem Wappen und Siegel ein achtschaufliges Mühlrad führten, sagt uns das, daß die Mühle und die Burg in engster Verbindung standen. So hat Thaining nach Jahrhundertealter Tradition das achtschauflige Mühlrad wieder als Gemeindewappen übernommen, jedoch mit dem Dreieck, was die Zugehörigkeit zur Stadt Landsberg bezeugt. Die Nachkommen der Tayninger Ritter waren überall an führenden Stellen von Staat und Kirche tätig, so war Ulrich IV. um 1323 Abt von Wessobrunn, der aber wegen seines großen Aufwandes das Kloster verlassen mußte. Danach genoß er die Gastfreundlichkeit von Kloster Stams in Tirol. Von 1418 bis 1443 Kaspar Tayninger fromm und vest, ehrbar und weise, Markt- und Seerichter zu Dießen, ihm folgt sein Sohn adl und vest Jörg Tayninger. Beide traten als Sigler auf und führten in ihrem Wappen ein achtschaufliges Mühlrad. Sein Bruder Stephan Tayninger war zuerst Landrichter in Weilheim, von 1466 bis 1471 Landrichter in Landsberg und zuletzt Klosterrichter in Dießen.

Im Jahre 1443 ist ein Tausch vermerkt zwischen dem Kloster Wessobrunn, der Stadt Landsberg und dem Spital, wobei ein Gut Memming samt der Moosmühle dem Spitalbesitz einverleibt wird. Mit dem Aussterben des Grafengeschlechtes und dem Zerfall der Burg im 15. Jahrhundert kam auch ihr Eigentum immer mehr in Privatbesitz und so finden wir nachweisbar 1574 Jakob Hungermüller zur Hungermil als Besitzer der

Mühle, jedoch stand der bezeichnete Betrieb als ein Anwesen und einer halben Mühle unter der Grundherrschaft des Barons Praldlohn. 1780 wurde die Mühle als einschichtiges Gut bezeichnet und das Recht wird an den Grafen der La Rosee'schen Hofmark Possenhofen, Landkreis Starnberg, übergeben, der auch dort die niedrige Gerichtsbarkeit ausübte.

1602 ist Hanneß Hungermüller von der Hungermil als Besitzer erwähnt. Am 16. November 1620 übernimmt Johann Hungermüller und Barbara Huber von Oberwindach die Mühle. Früher wurde erzählt, die Mühle habe den Namen bekommen, als im Jahre 1634 in Thaining die Pest wütete und 277 Personen an dieser Krankheit starben, die nur mehr 75 Menschen übrig ließ. Der damalige Besitzer habe das abgestellte Getreide geholt und das Mehl wieder dorthin gebracht und so manchen vor dem Hungertod gerettet. Jedoch dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß dieses Müllergeschlecht, als zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert die Familiennamen entstanden, ihre Mühle an einem Hungerbach stand und so wie es damals oft üblich war, die Herkunft den Familiennamen gab. Scheinbar war das Geschlecht der Hungermüller um 1600 in unserer Gegend mehr vertreten, denn am 1. November 1628 berichtet der damalige Pfarrer Johann Bader von Hagenheim, daß ihn Georg Hungermüller, Pfarrer von Hofstetten, einen Eingriff in seinen Zehent getan hat, was ihn unter seinem Vorgänger Johann Stiglmayr, der 57 Jahre Pfarrer in Hofstetten war, niemals vorgekommen sei. Da Bader im Recht war, mußte Georg Hungermüller am 5. Juli 1630 den Zehent wieder zurückerstatten. Ebenso war Bartholomäus Hungermüller vom 27. Dezember 1624 bis 10. August 1627 Pfarrer in Issing. Während dieser Zeit erhielt er vom Kloster Wessobrunn 18 Scheffel Getreide, 26 Gulden in bar, den kleinen Zehent, 28 Altarlaib und 18 Klafter Holz.

Auch die im Jahre 1634 wütende Pest forderte in der Hungermühle ihre Opfer. Es starben an den schwarzen Blättern am 29. März Dorothea, am 12. August die Jungfrau Margareta, am 16. August eine Magd am 17. August Afra und am 22. und 28. August je ein Knäblein von der Hungermühle. Mag dies der Grund gewesen sein, da der Tod eine große Lücke in die Familie riß, daß Johann Hungermüller am 23. 1. 1635 seinen Besitz an Jakob Lukas und Elisabeth Seefelder von Ummendorf verkaufte. Nach neunjährigem, gemeinsamem Lebensweg starb seine Frau und so verheiratete er sich als Witwer am 28. April 1654 mit Maria Vogel von Forst. Nur 40 Jahre betrieb das Geschlecht die Mühle, denn am

18. November 1675 heiratete Mathias Trieb von Weil zur Witwe Maria Lukas ein. Nun blieb die Mühle in mehreren Generationen in Familienbesitz. So waren es seit dem 4. Januar 1726 Sebastian Trieb und Maria Hartmann von Unterbeuren, seit dem 5. März 1764 Anton Trieb und Katharina Rieder von Dettenhofen, vom 4. Februar 1799 an Franz Xaver Trieb und Adelheid Vogel, als Witwer nochmals verheiratet mit Theres Ludwig von Beuerbach, ab 9. Januar 1843 Josef Trieb und Anna Egwolf von Thaining.

Nach jahrzehntelangem Familienbetrieb verkauft Josef Trieb am 1. September 1847 an Jordan Wacker, Müller und Anna Schlegel von Weil die Mühle und er kaufte in Thaining



Die Hungermühle. Ihr Standort lag westlich vom Schlöglhof, südöstlich von Memming am Hungerbach in der Mühlhauser Flur. Mühlacker, Oberfeld, Kuhberg und Weiherwiesen erinnern noch an die ca. 1930 abgebrannte und eingegangene Mühle. Der Sage nach soll der Hungermüller nach dem Pestjahr 1648 als erster wieder Mehl zur hungernden Bevölkerung gefahren haben. Der Name „Hungermühle“ wird aber schon 1582 erwähnt.

das Haus Nr. 25 „beim Dürkler“ das Gütle mit 9,5 Juchert mit 1800 Gulden. So manchem alten Thaininger sind noch die Namen im Gedächtnis wie Hungermüller Kathl und Lee Michl. Was mag wohl der Grund gewesen sein, daß schon am 16. Oktober 1885 Jordan Wacker seine Mühle an Jakob Weger und Juliana Mader von Oberdornbach bei Ansbach weiter verkaufte? Um die Leistungskraft der Mühle zu steigern, da man zur damaligen Zeit weder Strom noch Oel kannte, ließ Wacker bald nach seinem Aufzug ein Windrad auf seinem Haus erbauen, das aber wegen der ungünstigen Windverhältnisse den erhofften Erfolg nicht brachte.

Da das Projekt zum gemeinsamen Bau einer Wasserleitung der Gemeinden Thaining, Issing und Ludenhausen von der Grubenmühle bei Rott im Jahre 1907 mit einem Kostenpunkt von 126 000 Mark nicht zustande kam, entschloß sich der Thaininger Gemeinderat im Jahre 1909, eine eigene Wasserleitung von der Hungermühle aus zu bauen. Die Planung sah Quellfassung im Urtele vor mit einem Pumpwerk in der Mühle zur Wasserreserve mit einer Bausumme von 57 000 Mark. Um dieses Projekt zu verwirklichen, war geplant, die gesamte Hungermühle zu kaufen, wofür Jakob Weger für das Gebäude, für das tote und lebende Inventar und für 107 Tagwerk Grund einen Preis von 58 700 Mark verlangte. Da der Kauf sich etwas verzögerte, veräußerte Weger unterdessen noch Vieh und verlangte am Schluß noch 2000 Mark mehr. So wurde aus dem ganzen Handel nichts und das gesamte Wasserleitungsprojekt fiel ins Wasser.

Wie früher üblich, so zählten auch die Weger zu einer kinderreichen Familie. Von ihren neun Kindern starben drei im Kindesalter, drei ih-

rer Söhne mußten 1914 in den Krieg ziehen, wobei Jakob und Anton noch im gleichen Jahr in Frankreich den Soldatentod erlitten. Die anderen Kinder verheirateten sich nach und nach zum Schlöglhof, nach Oberfinning, Stadl und Unterdießen. Da die Mühle schon veraltet war und so manche Reparatur bevorstand und zudem es an Arbeitskräften fehlte, stellte Jakob Weger 1916 den gesamten Mühlenbetrieb ein und arbeitete nur noch in seiner Landwirtschaft weiter. Als sich Weger mit seinen 70 Jahren nicht mehr zu den Jüngsten zählte, hatte er schon längere Zeit die Absicht, seinen gesamten Betrieb zu verkaufen. Als dann Karl Ronnewinkel, bedingt durch die Kriegsverhältnisse aus Belgien kam und am 7. Juni 1921 den zur Zeit von einem schwäbischen Raiffeisenverband als Viehweide benutzten, unteren Bauernhof in Memmingen in Besitz nahm, kaufte er auch die Hungermühle und baute alles zu einem Gutsbetrieb aus. Bald nach seinem Kauf ließ Ronnewinkel das schon längst baufällige Mühlrad von der Mühle abbauen. Das Landwirtschaftsgebäude diente noch als Einlage und im Wohnhaus war eine seiner Arbeiterfamilien untergebracht.

Was mag wohl der Grund gewesen sein, vielleicht war es die Unvorsichtigkeit der spielenden Kinder oder sonst was, als am 9. Juli 1934 die gesamte Mühle niederbrannte. Der damalige Besitzer Alois Schöner ließ das Gebäude an seinem Standort nicht mehr aufbauen, sondern erbaute dafür ein Wohnhaus neben seinem Memminger Hof. So ist es heute um die Hungermühle still geworden und ihr Name verschwindet immer mehr und mehr, nur die älteren Generationen kennen noch ihren Standplatz und wissen noch manches über sie zu erzählen.

Das älteste Auto Landsbergs

Ein Wartburg der Eisenacher Motorenwerke aus dem Jahre 1900

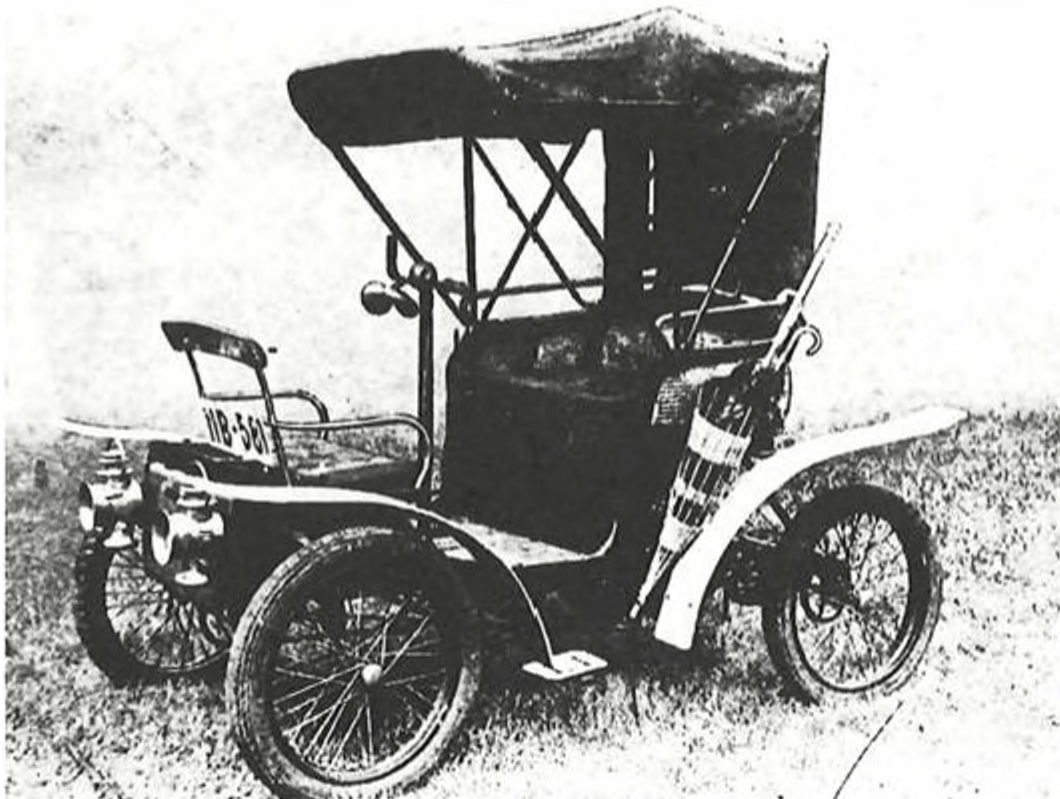
Von Eduard Pflanz

Man kann es sich heute kaum mehr vorstellen, wie leer im vorigen Jahrhundert die Landstraßen waren, als es weder Autos noch Fahrräder gab. Nur einige Botenfuhrwerke, Post- und Schnellwagen waren noch unterwegs, denn die Eisenbahn hatte immer mehr auch den Post- und Güterverkehr an sich gerissen. Fast nur noch Bauernfuhrwerke befuhren die Landstraßen und auf mancher Hauptstraße wuchs das Gras.

Wie aus einem Bericht des Allgemeinen Schnauferl-Clubs hervorgeht, tauchten bald nach 1870 vereinzelt die „Velozipedisten“ auf. Wenn einer es wagte, mit einem solchen „Knochenschüttler“ ohne Kugellager und Gummireifen in die furchige und kiesige Landstraße zu

fahren, deuteten die Zuschauer bedeutungsvoll an die Stirn, denn bei diesem „Schepperkarrenfahrer“ konnte es im oberen Stüberl unmöglich mehr richtig zugehen.

Um 1890 stellten die Firmen „Benz“ und „Daimler“ die ersten Motorwagen her. Bei diesen Wagen lag der



Der „Wartburg“, Baujahr 1898

Motor hinten und der Fahrer befand sich meist nicht am Führersitz, sondern am Boden, denn der Motor konnte nur von unten her repariert werden. Es gelang auch meistens, das Fahrzeug für kurze Zeit wieder in Gang zu bringen. Ich erinnere mich, wie um 1910 herum die beiden Aerzte, Dr. Schmid und Dr. Mayr, als eine der ersten Automobilbesitzer der Stadt, mit den Wagen durch die Straßen ratterten. Diese verbreiteten einen derartigen Gestank und ungewohntes Getöse, daß wir Kinder diesen verhaßten Ungetümen immer nachriefen „Saukarren“.

Aber das allererste Auto in Landsberg hat um 1900 Notar Weiß¹⁾ erstanden. Es ist der „Wartburg“, ein Motorwagen, Zweizylinder mit 700 ccm Hub und 3 PS, den im Jahre

1898 unter der Nummer 88 die Eisenacher Motorenwerke herstellten. Diese Firma erbaute dann 1925 den englischen „Austin“ in Lizenz und brachte ab 1927 eine eigene Entwicklung auf den Markt, den „Dixi“. 1928 wurden die Eisenacher Motorenwerke von „BMW“ übernommen. Somit kann die „Wartburg“ auch als Urahne der BMW-Automobile bezeichnet werden.

Die steile alte Bergstraße in Landsberg hat der „Wartburg“ nie bezwungen. Von seinen Geschäftsfahrten auf das Land ist Notar Weiß meist mit einem Pferdeworspann heimgekommen, da damals kaum jemand zu finden war, der sich mit der Technik auskannte, wenn das Auto wieder streikte. Auch machte der Wagen einen solchen Radau, daß



Der „Wartburg“ im Landsberger Faschingszug 1935



Der fahrfähige „Wartburg“ im Faschingszug 1950. Fahrer: Wichmann.

Hunde, Gänse und Hühner erschreckt hineinliefen und überfahren wurden. Die vor einigen Jahren verstorbene Tochter von Notar Weiß erzählte, daß die Familie kaum noch das viele Geflügel verspeisen konnte, das der Wagen totfuhr. Als die Landleute auch noch sagten, daß durch das Geratter manche Häuser wackelten und einzustürzen drohten, stellten Notar Weiß und seine Tochter das Fahren mit dem Auto ein.

Der „Wartburg“ schlummerte nun jahrzehntelang unberührt im Schuppen von Notar Weiß, der im Mayorhaus wohnte. Erst 1935 erinnerten sich Faschingsfreunde dieses stillgelegten Wagens und führten ihn mit einem Pferdavorspann im Faschingszug durch die Straßen der Stadt. Nach Abbruch des Schuppens durch die Stadt wurde der Wagen zuerst in den Zehentstadel des ehemaligen Jesuitenklosters gestellt und später im Spitalgut untergebracht.

Einem geschickten Gutsangestellten namens Wichmann gelang es, den Wagen fahrbereit instandzusetzen. So konnte der „Wartburg“ im Faschingszug um 1950 mit eigener Kraft durch die Straßen der Stadt fahren und die Landsberger mit diesem Autoveteranen begeistern. In den folgenden Jahren aber verrostete der Wagen im Schuppen des Spitalgutes, weil sich niemand mehr um ihn kümmerte. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ihn dort Architekt Dieter Schlautkötter aus München aufstöberte und 1959 von der Stadt kaufte.

Schlautkötter hat den „Wartburg“ mit unendlich viel Mühe und Liebe wieder originalgetreu restauriert. Dazu erhielt er Unterlagen vom Deutschen Museum München und die Betriebsanleitung aus Eisenach. Der Wartburg befindet sich heute in einem einmalig schönen und originalen Zustand. Er ist fahrbereit, und

der Besitzer, Dieter Schlautkötter, hat in den letzten Jahren viele Veteranen-Rallyes mitgefahren und er ist nicht einmal hängen geblieben. Der Wagen läuft auf ebener Strecke 50 km in der Stunde.

Bei der Sir-Hubert-von-Herkomer-Gedächtnisfahrt Landsberg-Augsburg am 4. 6. 1974 war der „Wartburg“ der älteste Wagen. Einen Triumph konnte er buchen, als er die Berta-Benz-Gedächtnisrallye gewann, nachdem drei mitfahrende Benz-Wagen ausgefallen waren und die historische Szene vor der Apotheke, aus der Frau Benz ihr Benzin holte, wurde mit dem Wartburgerl von H. Schlautkötter nachgespielt. Bei allen Rallyes des Allgemeinen Schnauferl-Clubs war der „Wartburg“ immer der älteste Wagen, abgesehen von einigen Daimler-Benz-Modellen,

die aus dem Museum von Untertürkheim geholt worden waren und die noch einige Jahre älter sind.

Überall, wo das älteste Auto aus Landsberg, der 80 Jahre alte Wartburg, auftaucht, erregt er Aufsehen und Bewunderung. Der „Wartburg“ ist heute nicht nur das älteste Auto Landsbergs, sondern höchstwahrscheinlich auch das älteste fahrbereite Auto Bayerns.

Anmerkungen:

1) Justizrat Weiß ist 1855 geboren, 1936 gestorben und liegt in Landsberg begraben.

Quellennachweis:

Mitteilungen von Rudolf Dirr, Landsberg, und Dieter Schlautkötter, München.

Satzungen

des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V.

Gegründet 1856

§ 1

Der Verein führt den Namen: „Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech, gegr. 1856“ und ist ein eingetragener Verein im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches.

Der Sitz des Vereins ist Landsberg a. Lech.

§ 2

Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke i. S. der Gemeinnützigkeitsverordnung vom 24. 12. 1953 i. V. m. Zi. 6 und 7 der Anlage 7 der Einkommensteuerrichtlinien.

Er bezweckt die Pflege der historischen Vergangenheit in Stadt und Kreis Landsberg a. Lech.

Es werden alle Bodenfunde gesammelt bzw. an das Landesamt für Denkmalpflege in München weitergeleitet. Volkstümliches soll erhalten bzw. vor Vergessenheit und Vernichtung bewahrt werden. Historisches Sammelgut wird im Museum des Historischen Vereins bzw. der Stadt Landsberg a. Lech verwahrt. Der Verein gibt Zuschüsse zur Erhaltung von historischen Bauwerken, so besonders zur Restauration von Kapellen, Kirchen usw. Auf die Zuschüsse besteht jedoch kein Rechtsanspruch seitens der Gemeinden oder Kirchenverwaltungen.

§ 3

Etwaige Gewinne dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Sie erhalten bei ihrem Ausscheiden oder bei Auflö-

sung oder Aufhebung des Vereins nicht mehr als evtl. eingezahlte Kapitalsanteile und den gemeinen Wert geleisteter Sacheinlagen zurück.

Besonders verdiente Mitglieder oder Gönner des Vereins können zu Ehrenmitgliedern ernannt werden.

§ 4

Es darf keine Person durch Verwaltungsausgaben, die den Zwecken des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

§ 5

Ordentliches Mitglied kann jede heimatfreudige Person werden, Vereine, Behörden und Gemeinden können die korporative Mitgliedschaft erwerben.

§ 6

Die Mitgliedschaft wird durch die engere Vorstandschaft bestätigt.

Die Ernennung zum Ehrenmitglied erfolgt jeweils durch Beschluß der Mitgliederversammlung in geheimer Abstimmung.

§ 7

Der Austritt aus dem Verein ist nur für den Schluß eines Geschäftsjahres zulässig und muß schriftlich bei der Vorstandschaft erklärt werden.

Im Falle des Wegzuges eines Mitgliedes erlischt die Mitgliedschaft von selbst, es sei denn, das Mitglied erklärt sich zur Weiterführung der Mitgliedschaft bereit. Solche auswärtigen Mitglieder werden von allen Veranstaltungen schriftlich ver-

ständig und erhalten die „Landsberger Geschichtsblätter“ jahrgangsweise geliefert.

Bei Vorliegen besonderer Gründe kann ein Mitglied durch Beschluß der engeren Vorstandschaft vom Verein ausgeschlossen werden. Die Vorstandschaft muß aber den betr. Beschluß einstimmig fassen.

§ 8

Der Jahresbeitrag beträgt für das Mitglied 10,- DM. Der Jahresbeitrag kann von einer ordentlichen Mitgliederversammlung jeweils geändert werden. Für korporative Mitglieder gilt eine Sonderregelung für die Beitragsätze.

Der Jahresbeitrag ist erstmals bei der Aufnahme und dann für jedes Geschäftsjahr fällig. Eine Aufnahmegebühr wird nicht erhoben.

§ 9

Die Organe des Vereins sind:

1. der Vorstand
2. der Ausschuß
3. die Mitgliederversammlung.

Der Vorstand ist auch der 1. Vorsitzende des Ausschusses. Ihm steht ein 2. Vorsitzender zur Seite. Weitere Mitglieder des Ausschusses sollen sein — je nach Bedarf — der Schriftführer, der Kassier, ein Konservator und ein Bibliothekar. Letztere beiden Posten können auch vom Vorstand in Personalunion wahrgenommen werden.

Kraft Amtes gehören dem Ausschuß an:

der Oberbürgermeister der Stadt Landsberg a. Lech und der Landrat des Landkreises Landsberg a. Lech.

§ 10

Der 1. und der 2. Vorsitzende sind von der Mitgliederversammlung mittels Stimmzettel in geheimer Wahl

zu wählen. Die übrigen Mitglieder von Vorstandschaft und Ausschuß können mit Stimmzetteln, durch Mehrheitsbeschluß der Mitgliederversammlung, aber auch durch Zuruf gewählt werden.

Tritt im Laufe der Wahlperiode eine Veränderung in der Vorstandschaft ein, hat eine Ergänzungswahl zu erfolgen.

Vorstand und Ausschuß werden jeweils auf 5 Jahre gewählt.

§ 11

Der Vorstand, in seiner Verhinderung der 2. Vorsitzende, erledigt die Vereinsgeschäfte nach innen und außen. Er vertritt den Verein rechtskräftig. In über die allgemeinen Vereins- bzw. Verwaltungsarbeiten hinausgehenden Angelegenheiten hat der Vorstand eine Vorstands- oder eine Ausschuß-Sitzung einzuberufen. Die Einladung zu solchen Sitzungen hat schriftlich und gegen Nachweis zu erfolgen. Die Sitzung ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte der Geladenen anwesend ist.

Die Beschlüsse werden in offener Abstimmung mit einfacher Mehrheit gefaßt. Bei Stimmgleichheit gilt der Antrag als abgelehnt.

Über alle Vereinsveranstaltungen und Sitzungen ist eine Niederschrift durch den Schriftführer anzufertigen.

§ 12

Die Mitgliederversammlung findet alljährlich statt. Die Mitglieder werden hiezu schriftlich durch Postkarte geladen. Der Mitgliederversammlung stehen folgende Rechte zu:

1. Entgegennahme des Jahresberichtes und des Kassenberichtes für das abgelaufene Geschäftsjahr, Prüfung der Rechnung und Entlastung des Kassiers und der Vorstandschaft.
2. Änderung der Satzungen.

3. Auflösung des Vereins.
4. Beschlußfassung über von Mitgliedern gestellte Anträge.
5. Beschlußfassung über Anträge von Vorstand und Ausschuß.
6. Verleihung von Ehrenmitgliedschaft.

§ 13

Die Hauptversammlung mit Neuwahlen findet alle 5 Jahre statt. Eine außerordentliche Hauptversammlung kann jederzeit, wenn eine solche erforderlich ist, einberufen werden. Einladung erfolgt schriftlich oder durch Anzeige in den Landsberger Lokalzeitungen.

§ 14

Beschlüsse über Satzungsänderungen bedürfen einer Dreiviertelmehrheit der anwesenden Mitglieder. Das gleiche gilt auch für einen Beschluß wegen Auflösung des Vereins.

Für die Änderung des Zweckes des Vereins ist die Zustimmung aller Mitglieder erforderlich. Diese ist allenfalls von nichterschiedenen Mitgliedern schriftlich einzuholen.

§ 15

Der Verein veranstaltet ggf. Vortragsabende und Ausflüge zu historisch interessanten und wertvollen Orten, wobei mindestens ein Ausflug sich im Kreis Landsberg bewegen soll.

§ 16

Bei Auflösung des Vereins geht das vorhandene Vermögen jeder Art, soweit es dem Verein gehört, in den Besitz der Stadt Landsberg a. Lech über, der bereits die Sammlungen des Historischen Vereins übereignet sind.

Die Neuerstellung der Satzungen erfolgte mit Beschluß der Hauptversammlung vom 20. 4. 1974.

Bankkonten

Vereinskonto:	Stadt- und Kreissparkasse Nr. 1 010 743
Sonderkonto Sandau:	Bayerische Hypotheken- und Wechselbank Nr. 11 / 7 130 708 oder 17 130 701
Jahresbeitrag:	10,— DM

Inhaltsverzeichnis

Mitarbeiter		4
Vorwort des 1. Vorsitzenden		5
Grußwort des Oberbürgermeisters		7
Grußwort des Landrats		9-10
In memoriam Wendelin Drexl		11-12
Vereinsnachrichten		13-14
Lechrainer Heimat im oberen Paartal	Pankraz Fried	15-121
Siedlung aus der Hallstattzeit	Anton Huber	123-125
Älteste Fabrik im Kreis Landsberg?	Anton Huber	126-129
Sage von der verschwundenen Stadt	Karl Kraus	130-131
Karolingische Funde aus Sandau	Hermann Dannheimer	132-135
Lechrainer Sprache aus rauher Kehle	Karl Kraus	136-141
Ein Hochaltar von Lorenz Luidl	Wilhelm Neu	142-145
Bedeutende Uhrmacherfamilie aus Landsberg a. Lech	Eduard Pflanz	146-157
Ein Malergeschlecht aus Hofstetten	Karl Kraus	158-163
Auf dem Haus ein Kamin aus Holz	Georg Stechele	164-167
Professor Leipold — der „Kap Horner“	Alexander Steinbrecht	168-171
Ein Blick in die Zeit Goethes und Mozarts	Anton Huber	172-175
Panduren vor Landsberg	Ernst Vogt	176-181
Ignaz Kögler — der Mandarin aus Landsberg	Anton Lichtenstern	182-194
Entdeckte Wehrgangreste ermöglichen Rekonstruktion	Rolf Fiedler	195-204
Die Hungermühle in Flammen	Georg Stechele	205-208
Das älteste Auto Landsbergs	Eduard Pflanz	209-212
Satzungen des Historischen Vereins		213-215

BILDNACHWEIS

Adolf Ernst (S. 3, 123, 124 [2], 125 [2], 127, 128 [2], 129, 151, 173)	A. Lichtenstern (S. 182, 184, 187, 191, 192)
Bayer. Hauptstaatsarchiv (S. 189)	B. Müller-Hahl (Umschlagbild, S. 8)
Bayernland (S. 175)	E. Pflanz (S. 147, 149, 209, 210, 211)
W. Drexl (S. 11)	Prähistorische Staatssammlung (S. 132, 133, 134)
R. Fiedler (S. 196, 199, 200 [2], 203 [2])	G. Stechele (S. 207)



**Qualität
kann man
nicht weg-
disku-
tieren**

... aus
unserer
Spitzen-
Auswahl
erstklassiger
neuer Herren-
kleidung.

Sie gehört
zu uns
wie unser
Name.

Wibber

Landsberg, Katharinenstraße 8
Mit eigenem Kundenparkplatz

**„Überlassen Sie das Sparen
nicht dem Zufall,
sondern dem Dauerauftrag“**



Damit das Sparen kein guter Vorsatz bleibt, sollten Sie gleich am Monatsanfang einen festen Betrag auf Ihr Sparkonto überweisen lassen. Am besten, Sie erteilen uns einen Dauerauftrag, dann sparen Sie regelmäßig und automatisch. Und schon bald werden Sie das Geld gar nicht mehr vermissen, weil Sie es sich abgewöhnt haben mit diesem Betrag zu rechnen. Auf Ihrem Sparkonto aber wächst ein kleines Vermögen mit stattlichen Zinsen.

**Ihr Geldberater
Sparkasse** 

Peter Schmid

ELEKTRO-FACHGESCHÄFT

Elektro-Installation

Radio · Fernsehen

Beleuchtungskörper

Eigene Werkstätte

Elektro-Geräte

Stiebel Kundendienst-
Vertragswerkstätte

891 Landsberg a. Lech

SCHLOSSERGASSE 349 · TELEFON 22 93

ISOTEX

DÄMMBAUSTOFFE

**das komplette
Programm für den energie-
bewußten Bauherrn**

ISOTEX-Leichtbauplatte · ISOTEX-Mehrschicht-Leicht-
bauplatte · ISOTEX-Rolladenkasten · ISOTEX-
Trittschalldämmplatte · ISOTEX-Wärmedach · ISOTEX-
Garagenplatte (neu) · ISOTEX-Kellerdämmplatte (neu) ·
ISOTEX-Massivbaudämmstein · ISOTEX-Fertigputzplatte

ISOTEX-DÄMMBAUSTOFFE

8910 Landsberg a. Lech
Postfach 220 – Telefon 081 91/127-1

Die sorglose Art zu reisen . . .

Wir empfehlen
für Betriebs-, Vereins- und
Schulausflüge

unsere modernen und
bequemen Reisebusse.
54, 55, 59, 33 Sitzplätze.

Wir beraten Sie bei der Wahl
der Fahrtrouten für In- und
Auslandsfahrten.

Unsere Tagesausflüge
und Kurzreisen

erfreuen sich großer
Beliebtheit.

Fordern Sie im Frühjahr
unser Reiseprogramm an.

50 JAHRE ERFAHRUNG!
BEWÄHRTE FAHRER!



Ihre Heimtextilien

aus dem



seit 1889

Schon der großen Auswahl wegen und . . .
man wird dort gut beraten!

SEIT GENERATIONEN

das heimische Geldinstitut für jedermann



Gutes kauft man im



Landsberg/Lech — Am Hauptplatz

Buchhandlung · Papier · Schreibwaren

Georg Verza

Inh. A. Suppmann oHG

891 LANDSBERG A. LECH

HAUPTPLATZ 10 · Ruf 0 81 91/21 85

Sporel

Parfümerie ✦ Lederwaren

Kosmetik ✦ Reisegepäck



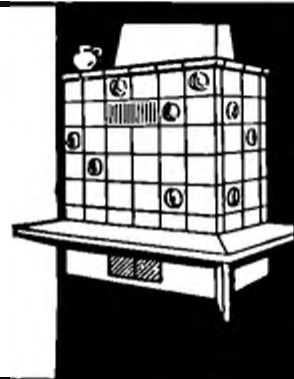
Landsberg a. Lech · Herkomerstr. 89 · Tel. 20 87

Kachelöfen

DIE GEMÜTLICHE ART ZU HEIZEN

NEUBRAND

Landsberg a. Lech, am Hauptplatz



BAYER

Gegr. 1899

AM HAUPTPLATZ

Spiel-, Holz-, Haushaltwaren – Schirme

891 LANDSBERG A. LECH

Der **Bastlerladen**

M. Doll

Landsberg/Lech

Vordere Mühlgasse 186

Telefon 22 06

Wir haben Schuhe für jeden



Nette Menschen – mit allen stehen wir auf gutem Fuß. Denn wir haben sportliche, elegante, damenhafte, männlich-markante, klassische, robuste, kinderliebe und extra-bequeme Schuhe. Wir haben Schuhe für alle.

SCHUHHAUS

PFLANZ

891 Landsberg/Lech · Vorderer Anger 274

Gegründet vor 1625

Vereine - gestaltende Kräfte unserer Gesellschaft

Wenn sich Bürger aus eigenem Willen zusammenfinden, um auf den Gebieten der Kultur, des Sports, der Brauchtumpflege und auf vielen anderen Gebieten mitzuwirken, zu gestalten und zu erhalten... geschieht das meist im Rahmen eines Vereins.

Die Vielfalt des Vereinslebens in unserer engeren Heimat hat entscheidend zur Gestaltung ihres gesellschaftlichen Lebens beigetragen.

Zahlreiche Mitarbeiter von Hilti gehören Vereinen an. Deshalb und als Beitrag zum Gemeinschaftsleben in Gemeinde, Kreis und Region unterstützt und fördert Hilti das Vereinsleben nach Kräften.

HILTI

**Partner in Kaufering und in
der Region Ammersee/Lech**

**Hilti GmbH
Industriegesellschaft
für Befestigungstechnik
8912 Kaufering**

